Medizinisches

Repertorium

über

Gegenstände aus allen Fächern

der Arzneywissenschaft

zur

Unterhaltung und Belehrung

für

Kundige und Unkundige

---

herausgegeben von

D. J. B. Müller jun. u. D. G. F. Hoffmann jun.

Zweyter Band.

Frankfurt am Mayn

In der Jägerschen Buchhandlung.

1798.

Vorbericht.

So viel auch immer über die Schädlichkeit der populären Medizin geschrieben wird, so kann man doch wirklich den Nutzen solcher Anweisungen die auf eine populäre Art abgefaßt und dem Publikum in die Hand gegeben werden zur ausübenden Heilkunde keineswegs verkennen. Es ist gewiß für das Publikum von Nutzen wenn es medizinische Bücher liest, die allgemein nützlich geschrieben

sind. Die Erfahrung bestätiget es, daß viele durch solche Schriften ihren Verstand aufgeklärt, und von der Arzneykunst, die sie vorhin verachteten und haßten, bessere und edlere Begriffe bekommen haben. Nur diejenigen, welche gar keine Begriffe von der Arzneykunst und dem Geschäffte eines Arztes haben, denken hiervon am schlechtesten und hegen den größten Hang zur Quacksalberey. Auch an solchen Orten, die weit von einem Arzte entfernt liegen, wo der ohne ärztlichen Beystand befindliche Kranke sogleich keine Hülfe erhalten kann, ist es wahres Verdienst um die Menschheit, wenn jemand sich zeigt, der durch einen vernünftigen Rath, und gute Arzneymittel den leidenden Bruder zu retten im Stande sich befindet, und dieses um die Menschheit so

wahre

wahre Verdienst, kann nur durch das Lesen faßlich geschriebener Abhandlungen über medizinische Gegenstände erlanget werden.

In dieser Rücksicht entschlossen sich die Verfasser des Medizinischen Wochenblatts, vom Jahr 1794 an, diese Wochenschrift in Ansehung des Plans abzuändern, derselben unter dem Titel des **Medizinischen Rathgebers** in dem großen Publikum Cours zu verschaffen, und ihren Lesern durch deutliche Bearbeitung der vorzüglichsten praktischen Gegenstände eine angenehme und nützliche Lektüre zu verschaffen. Da langwierige Krankheiten jetzo eine Hauptplage des menschlichen Geschlechts ausmachen, so wurde ihre Bearbeitung der Hauptgegenstand — die erprobtesten Curarten wurden angeführt, die schicklichsten Rezepte beygefügt —

und um die Blätter desto interessanter zu machen, wurden neue medizinische Theorien, und Anzeigen von medizinischen Original-Schriften, besonders wenn sie in das praktische Fach einschlugen, eingeschaltet, und überhaupt bemühete man sich ein Werk zu liefern, welches nicht nur Leuten vom Metier zum bequemen Gebrauch, sondern auch Dilettanten von Nutzen seyn konnte.

Die allzuspät erfolgte Anzeige des Plans dieses Instituts, so wie auch die fast gänzlich unterbliebene Bekanntwerdung aller Jahrgänge durch Recensionen und litterarische Zeitungen, verbunden mit den leidigen Kriegsunruhen, hemmten den Absatz und die Circulation, und haben deshalb die Verlagshandlung bewogen, das nämliche Werk unter vorstehendem Titel,

und auf einige Zeit herabgesetzten Ladenpreis aufs neue in Cours zu bringen, in der Hoffnung, doch manchem welchem aus benannten Ursachen das Werk unbekannt geblieben, dadurch einen Dienst zu erweisen.

Um den Leser in den Stand zu setzen, von dem Werth des Werks ein Urtheil fällen zu können, liefern wir hier die Rubrik der in diesen Bänden vorkommenden Hauptaufsätze. Es sind folgende:

Etwas über Hypochondrie, Hysterie und Nervenkrankheiten überhaupt. Etwas über die körperliche Erziehung der Kinder überhaupt. Einige Bemerkungen über tödtliche Zufälle der Neugebohrnen. Beytrag zum gemeinnützlichen Unterricht über das Verhalten bey herrschenden Krankheiten

überhaupt und besonders in gegenwärtiger Epidemie. Etwas über den Gebrauch der kalten Bäder. Etwas über die Behandlung der Chankers. Von der Ernährung der Säuglinge überhaupt. Von der Pflicht der Mutter ihre Kinder selbst zu stillen. Von den Vortheilen des Selbststillens. Wie man bey Besänftigung der Schmerzen zu verfahren hat? Bemerkungen über die Krankheiten der ersten Wege. Beytrag zur Geschichte der Lustseuche. Von den Blutflüssen überhaupt. Von den Stokkungen überhaupt besonders in den Eingeweiden des Unterleibs. Von den Blutanhäufungen in dem Unterleib. Einige Errinnerungen die physische und moralische Erziehung der Kinder betreffend. Einige

Be-

Bemerkungen über Seelenkrankheiten, und ihre Heilart. Bemerkungen über den Gebrauch der Spanischen Fliegen. Verschluckte Gifte und Rettungsmittel dagegen. Von einigen Vorurtheilen welche dem glücklichen Erfolge der Arzneykunde bey dem gemeinen Manne entgegen stehen. Von den Pocken. Etwas über erschlaffte Konstitution. Etwas über die Muttermäler. Einige allgemeine Rettungsmittel bey Leblosen.

Nachricht für den Buchbinder.

Jeder Band des Repertoriums enthält 2 Quartale des Medizinischen Rathgebers, mithin werden die 2 Jahrgänge desselben in 4 Bände gebunden.

Medizinischer Rathgeber.

Sieben und zwanzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 2ten Julii 1796.

Frankfurt am Main.

Bey Varrentrapp und Wenner: S. Th. Sömmering vom Baue des menschlichen Körpers. Fünften Theils zweite Abhandlung. Eingeweidlehre.

Auch unter dem Titul:

S. Th. Sömmering Eingeweidlehre oder von der Beschaffenheit und Wirkung der Werkzeuge des Athmens und der Verdauung, 1796. XLVI. und 364 S. in gr. 8.

Es lag zwar nicht im Plane des berühmten Verfassers, die Eingeweidelehre besonders zu liefern, da die fünf Bände vom Baue des menschlichen Körpers als Supplemente zur kleinern ins deutsche übersetzten Hallerschen Physiologie dienen, und mit ihr zu-

sammen ein Ganzes bilden sollten. Allein wiederhohlte Aufforderung angesehener Gelehrten und das Verlangen der Herrn Verleger bewogen den Verfasser auch die Eingeweidlehre als Fortsetzung seines treflichen Werks zu liefern, wofür das Publicum, nicht allein der Aerzte, sondern der Wißbegierigen und cultivirten Menschen, ihm nie dankbar genug wird seyn können. Für diese beyden Klassen des Publikums hat der Verf. auch eigentlich sein Buch bestimmt, und daher die äusserste Vollständigkeit, die vollkommenste Deutlichkeit und die musterhafteste Kürze zu seinen letzten Zwecken gemacht, und dieselbe aufs glücklichste erreicht. Für die Wahrheit alles dessen, was der Verf. vorträgt, verbürgt er sich selbst, und aus dieser Ursache sind die in Lehrbüchern bißweilen unangenehme Noten weggeblieben. Eben so sind theils aus gleicher Ursache, theils wegen des von dem Verf. edirten Buillie, alle Bemerkungen über Kenntnisse der Eingeweide weggelassen worden. Besonders verwerflich scheint dem Verf. die noch mehr überall angenommenen und durch nirgends streng befolgte scholastische Absonderung der Anatomie von der Physiologie und um dieses zu vermeiden, schildert er jedes Eingeweide zuerst im passiven todten Zustande, nehmlich in seiner natürlich absoluten Lage, in Rücksicht seiner Nachbarschaft, Befestigung, und seines feinsten Baues, so weit derselbe durch Einspritzungsmasse, und andre Kunstgrif-

se zu erreichen ist, und dann im activen, lebenden Zustand war in Rücksicht seine Verrichtungen.

Ein vollständiges Verzeichniß der vorzüglichsten Schriften über die in dem Buch abgehandelte Gegenstände geht vorher. Ueberall ist angemerkt wo gute Abbildungen noch fehlen, und dieses ist vielmehr bey allen Eingeweiden der Fall, denn ausser den wenigen von Albinus in den adnotationibus academicis unübertrefflich gelieferten Bruchstücken, ist kein einziges Eingeweide, nicht einmahl der Magen, erträglich abgebildet worden.

Die Betrachtung der Brustfelle macht den Anfang. Darauf folgen die Lungen deren feinster Bau ungemein deutlich beschrieben wird. Die Elementarluftzellchen hängen durch feinen über dichten Zellstoff an einander, welcher aber von jenen Luftzellchen völlig abgeschieden ist, weil sonst die Luft in den Zellstoff dringen müßte, welches nur im widernatürlichen Zustand geschieht. Die Luftzellchen selbst sind nur eine Lufdichte Membran gebildet, welche größtentheils aus einem Netze von Blutgefäßen besteht, unter welchen man die wahren in Venen übergehenden Endigungen der Arterien erkennt. Die daselbst befindliche Säugeadern sind noch nicht augenscheinlich dargethan. Die Nerven der Lungen gehören eigentlich den Lungenarterien und Luftröhren-Aesten, daher die Empfindlichkeit der Lungen, biß auf die Luftröhrenäste, so sehr gering ist. — Luft-

röhre. — Kehlkopf ist im weiblichen Geschlechte nicht nur um ein Drittel kleiner, sondern er hängt auch höher als im männlichen Geschlechte. Er wird aus neun Knorpeln zusammengesetzt, aus drey unpaarigen größern, dem Schildknorpel, dem Ringknorpel und dem Knorpel des Kehldeckels; und aus dreypaarigen kleineren Knorpeln, den beyden Schnepfknorpeln (cart. arytaenoidae) den beyden rundlichten Knorpeln (cornicula) wie auf der Spitze der Schnepfknorpel durch Bandfasern befestigt und gegen den Schlundkopf gebogen sind; und den keilförmigen Knorpelchen die in der Mitte der Membran hängen, welche vom Schnepfknorpel zum Kehldeckel übergeht. — Stamm der Luftröhre. — Aeste der Luftröhre. — Schilddrüse. Ihr Nutzen ist noch immer nicht ausgemacht. Alle darüber ausgedachte Hypothesen werden kürzlich angeführt und widerlegt. — Athmen. Verbindung der Gefäße der Lungen untereinander, in so ferne sie sich auf Einsprützungen gründen. — Nothwendigkeit des kleinen Kreislaufs. — Veränderung des Thorax und der Lungen zum kleinen Kreislauf des Bluts im allgemeinen. Wirkung des Zwerchmuskels dabey. — Wirkung der Muskeln des Thorax zum Athmen. — Veränderung der Lungen und des Blutlaufs in den Lungen beym Einathmen. Die Lungen verhalten sich blos leidend. Die Ursachen des Todes von zu langwährendem Einathmen

sind

sind sowohl die Verderbniß der in den Lungenzellchen enthaltenen Luft, welche dadurch die Elasticität verliert, versetzt wird und die Zellchen zu einer Zusammenziehung reizt, als auch die hieraus gehinderte Fortschaffung und erfolgende Anhäufung des Bluts in den Wurzeln des Hohlvenensystems und in der Lungenkammer des Herzens die am Ende Zerreissungen im Kopf oder am Herzen verursachen. — Ausathmen. Veränderung des Thorax dabey. Wirkung der Muskeln. Veränderung der Lungen beim Ausathmen. Ursachen des Todes von zu langem Ausathmen. Das Blut kann nicht in die Lungen strömen, wird also im Herzen und in den Hohlvenen zurückgehalten. Das Athmen ist zum theil willkührlich, d. h. wir können stärker oder schwächer, schneller oder langsamer athmen; wir können die Kräfte des Einathmens getheilt oder zusammen gebrauchen. Der Nutzen des Athmens besteht vorzüglich in der Reinigung des Bluts d. h. es werden beym Ausathmen Bluttheilgen weggeschafft, die zur Fäulniß geneigt, oder schon wirklich faul geworden; sind; und in so ferne verdienen die Lungen den Nahmen: Blutreinigende Organe. Ein andrer Nutzen des Athmens ist der, daß der Körper dadurch seine Wärme erhält. Das Blut scheint seinen mehresten Wärmestoff durch Zersetzung des in der athmosphärischen Luft enthaltenen Sauerstoffgases mittelst der Lungen zu erhalten; wie der Verf. aufs

faßlichste durch die aus dem neuen chemischen System aufgestellte Hauptsätze und aus der Oekonomie des menschlichen und der thierischen Körper, beweiset. — Angebliche Ursachen und Folgen des Athmens. — Uebereinstimmung des Athmens mit dem Pulse. — Anstrengen, Keuchen, Seufzen, Gähnen verrathen Beschwerlichkeiten beym Athmen. — Husten — Niesen — dieses scheint durch eine Zurückwirkung des durch die Nasennerven, des Ersten und vorzüglich des Fünften Paares der Hirnnerven, gereitzten Hirns auf der Zwerchmuskelnerven zu entstehen, weil es keine deutliche Verbindung zwischen diesen Nerven ausser dem Hirne gibt. Durch ein Reiben oder einen hinreichenden Druck auf der Nase am innern Augenwinkel, kann man bißweilen das Niesen hindern, weil in dieser Gegend der Stamm des sich in jener Vertiefung der Nasenhöhle verbreitenden Nervens liegt. — Lachen. Weinen. Schluchzen. Saugen. Trinken. Erbrechen. — Stimme und Sprache. Verengerung und Erweiterung der Stimmritze. Erzeugung oder Bildung der Stimme. Modification der mittelst des Kehlkopfs gebildeten Stimme im Fortgange. — Bauchreden. Räuspern. Schnarchen. Wimmern. Wiehern. Murmeln. Klatschen. Scheiffeln. Schneutzen. Zischen. Pfeifen. Schallen der Küsse. Zähneklappern. — Starke Stimme. Hoher Ton. Tiefer Ton. Singen. Was zu einem einem guten Sänger oder Sängerin gehöre.

höre. Sprechen. Zerlegung der Sprache im Allgemeinen. Selbstlauter. Mitlauter. Eigenheiten derselben bey gewissen Völkern. Allgemeine Bemerkungen über die Selbstlauter. Besondere Bemerkungen darüber. Bemerkungen über die Doppellauter. Allgemeine Bemerkungen über die Mitlauter. Besondere Betrachtung der Mitlauter. -- Alles ungemein gründlich und ausführlich! -- Ursachen einer fehlerhaften Sprache, die im Bau der Sprachwerkzeuge liegen. Veränderung der Stimme mit der Mannbarkeit und mit den Leidenschaften.

Bauchfell. Betrachtung des Bauchfells im Ganzen. Definition des Bauchfells. Betrachtung des Zusammenhangs und der Ausbreitung des Bauchfell ist eine geschlossene Höhle. Freye oder innere Oberfläche des Bauchfells. Befestigungs- oder äussere Oberfläche desselben. Zellstoff der es umgibt. Fortsetzungen des Bauchfells, die theils Bänder, theils Gekröse, theils Netze genennt werden. Betrachtung der Gekröse im Allgemeinen. Gekröse des Mastdarms -- des linken Stücks des dicken Darms -- des Querstücks und des Rechten Stücks des dicken Darms. Gekröse des wurmförmigen Darmfortsetzes und des dünnen Darms -- Netze. Betrachtung derselben im Allgemeinen. Schlitz der in die Taschen der Netze führt. Kleines Netz. Grosses Netz. Netz des dicken Darms. Fettzipfel des dicken Darms. Dicke des Bauchfells an verschiednen Stellen, Sub-

stanz des Bauchfells. Blutgefäße -- Saugadern -- Nerven des Bauchfells. Wirkung oder Nutzen des Bauchfells -- Bauchspeigeldrüse (Pancreas) Betrachtung der todten Bauchspeicheldrüse. Wo der Ausführungsgang des Pancreas sich in den gemeinschaftlichen Gallengang öffnet, zeigt sich gemeiniglich ein sehr zartes franzenartiges Kläppchen, über welches die Galle leicht herunter rinnen kann, ohne in den Ausführungsgang des Pancores zu gerathen. Betrachtung der lebendigen Bauchspeicheldrüse. — Milz. Betrachtung der todten Milz. Nebenmilze. — Vermißte Milz. Befestigung der Milz. Häute derselbrn. Größe. Aeußere Farbe. Absolutes und spezifisches Gewicht der Milz. Gestalt -- Consistenz -- Gefäße — Blut der Milz. Nerven der Milz gehören offenbar allein den Arterien, feinerer Bau der Milz. — Betrachtung der lebendigen Milz. Wirkung des Eisens auf die Milz. Eisen, innerlich genommen, scheint die Milz klein zu erhalten oder selbst zu verkleinern. Ein für die Physiologie und für die medizinische Praxis äußerst wichtiger Satz! Celsus sagte L. 4. C. 9. „Aqua, in qua „candens ferrum subinde tinctum est, praeci„pue lienem coercet, quod animadversum est „in iis animalibus, quae apud ferrarios fabros „educata exiguos lienes habent.“ Versuche mit Thieren bestätigten die Bemerkung. Gibt man von ein paar Schweinchen, oder Hunden dem einen

Ino-

Individuum vier bis sechs Wochen hindurch Eisenfeile oder Wasser, worinn glühendes Eisen abgelöscht worden, dem andern Individuum aber nicht, so findet man daß dasjenige Thier, welches Eisen bekam, eine merklich kleinere Milz hat, als das andre, das kein Eisen bekam. Man findet auch im Blute des erstern eine auffallend größere Portion Eisen, als im Blute des andern. Woraus also folgt: daß das Eisen wirklich ins Blut übergehe, weil man es in demselben findet; daß das Eisen auf die Milz wirke, und sie kleiner erhalte oder verkleinere; und daß diese Verkleinerung der Milz durch das Blut bewirkt werde. — Wirkung der Milz. Wahrscheinlich dient sie dazu daß sie ein dünnes, durch den langen Aufenthalt zersetztes laugenhaft und schärfer gewordenes, somit zur Absonderung der Galle geschickteres Blut der Leber zuströmen lasse. Die Milz wäre also das Organ, wodurch das Blut zur schnellern Absonderung der Galle während der Verdauung aufgespart und vorbereitet wird. — Angebliche Verrichtungen oder Wirkungen der Milz. — Leber. Betrachtung der todten Leber. Lage — Nachbarschaft — Befestigung der Leber. Breites Band, Seitenbänder der Leber. — Aeußere Haut; Zellhaut; Farbe; absolutes Gewicht; spezifisches Gewicht; Gestalt; Ränder und Flächen; Lappen der Leber. Frische Substanz, trockne Lebersubstanz. Chemische

Zer-

Zerlegung; Fäulniß der Leber. — Arterien, Venen, Pfortader und Saugadern der Leber. Nerven der Leber. Gallengänge in der Leberſubſtanz. Betrachtung der Gefäße in der Leberſubſtanz ohne Einſpritzung. Künſtliche Anfüllung der Gefäße der Leber. Schlußfolge aus den künſtlichen Anfüllungen der Leber. — Betrachtung der lebendigen Leber. Mittelſt der Leber wird die Abſonderung der Galle vom Blute bewirkt. Vom Blute der Pfortader wird die Galle abgeſondert. Wirkung der Leberarterie. Wirkung der Saugadern der Leber. Gallengang der Leber. — Gallenblaſe. Betrachtung der todten Gallenblaſe. Fehler der Gallenblaſe. Lage; Nachbarſchaft; Befeſtigung der Gallenblaſe. Zuſammenhang der Gallenblaſe mit dem Lebergallengang. Geſtalt; körperlicher Innhalt; Abtheilung der Gallenblaſe. Häute derſelben. Hals der Gallenblaſe. Gallenblaſengang. Arterien, Venen, Saugadern, Nerven und Drüschen der Gallenblaſe. Betrachtung der lebendigen Gallenblaſe. Die Galle kommt durch den Blaſengang in die Blaſe. Wirkung der Gallenblaſe. Nicht alle Galle kommt in die Gallenblaſe. Durchſickerung der Galle durch die Häute der Gallenblaſe.

Darmkanal. Allgemeine Betrachtung des Darmkanals. Definition — Abtheilung des Darmkanals. Die Natur hat durch die auffallendſten Unterſchiede in der feinſten Struktur der Häute,

also nicht bloß allein durch Lage, Form, bestimmte Verkleinerung und Vergrößerung, den Darmkanal in vier Stücke abgetheilt, nemlich: in den Schlund, in den Magen in den dünnen Darm, und in den dicken Darm. Zusammenhang und Vergleichung des Darmkanals mit der äussern Hautbedeckung. Länge des Darmkanals. Sie beträgt vom Schlund bis zum After, in Erwachsenen, drey bis achtmal die Länge des ganzen Körpers. -- Schlund. Betrachtung des todten Schlundes Definition -- Lage, -- Befestigung -- äussere Gestalt -- Länge -- Zusammensetzung des Schlundes. Muskelhaut -- Gefäßhaut - Oberhaut des Schlundes. Untere Gränze desselben. Drüschen, Arterien, Venen, Saugadern, Nerven des Schlundes. - Betrachtung des lebendigen Schlundes. Schnellkraft - Lebenskraft des Schlundes. Wirkung des Schlundes. Wirkung des Zwerchmuskels auf den Schlund. -- Magen. Betrachtung des todten Magens. Definition -- Lage, Nachbarschaft, Befestigung. Gestalt des Magens. -- Verschiedenheit der Gestalt des Magens nach dem Alter, Geschlecht und nach der Nation. Je jünger der Mensch, desto rundlicher und kürzer ist sein Magen. Gewöhnlich ist der männliche Magen rundlicher, der weibliche länglicher. Der Magen der Neger ist rundlicher als der Magen der Europäer. Eintheilung des Magens. Verhältnißmäßige Weite des Magens. Körperlicher Innhalt des Magens. Dicke des Magens. Zusammensetzung des Magens im Allgemeinen. Aeussere Haut; Muskelhaut; Zellhaut; Innerste Haut des Magens. Pförtner des Magens. Merkwürdig ist die neue Bemerkung, daß der Pförtner aus einem eignen für sich bestehenden drüsenartigen Stoff gebildet werde, der dann besonders deutlich in die Sinne fällt, wenn man die Pförtnerstelle von aussenher genauer untersucht. Nach innen zu bekleiten die Muskelhaut,

Zell-

Zellhaut und Innerste Haut diesen Stoff und bilden mit ihm den Wulst, den man den Pförtner nennt. Schleimdrüschen, Arterien, Venen, Saugadern, Nerven, Unorganische Poren des Magens. — Betrachtung des lebendigen Magens. Wichtigkeit des Magens in der thierischen Oekonomie. Eigenes Empfindungsvermögen des Magens. Vom Magen hängt zum theil der Charakter ab. Ursachen der Nothwendigkeit des Essens und Trinkens. Hunger. Stillung des Hungers. Langes Aushalten ohne Nahrung. Durst. Stillung des Durstes. Hunger und Durst sind keine besondere Sinne. Der Bau des Menschen scheint für gemischte Nahrung eingerichtet. Betrachtung der Nahrungsmittel im Allgemeinen. Speisen aus dem Pflanzenreiche. Reifes Obst scheine die allernatürlichste einfachste und zuverläßig gesundeste Speise und Nahrung zu seyn. Speisen aus dem Thierreiche. Sachen, die zu den Speisen aus dem Mineralreiche kommen. Betrachtung der Getränke des Menschen. Warnung gegen den unbedingten Genuß modiger Speisen und Getränke. Der Verf. macht hier eine kleine Ausschweifung in die Diätetik und stellt am Harnblasenstein ein Beyspiel auf, wie oft die in der Lebensart liegenden Ursachen der hartnäckigsten chronischen Krankheiten übersehen werden. Wahl der Speisen nach der Jahreszeit, Clima und Temperament. Maas der Speisen und des Getränks. Muskelkraft des Magens. Aufenthalt der Speisen im Magen. Wirkung der Muskelkraft des Magens während des Auffenthalt der Speisen im Magen. Wiederkauen. Luft im Magen. Wärme im Magen. Der Wärmestoff werde aus den Nahrungsmitteln durch ihre Zersetzung im Magen entwickelt. — Erklärung der Anähnlichung der Speisen nach den Grundsätzen der antiphlogistischen Chemie. — Magensaft. Veränderung der Speisen im Magen. Aushauchung und

Ein-

Einsaugung der auswendigen Fläche des Magens. Wirkung des sich füllenden Magens auf die Gallenblase, Leber, Milz und Bauchspeicheldrüse. Wirkung der Nachbarschaft auf den Magen. Erbrechen. Ursachen davon. Sympathie des Magens mit andern Theilen im Allgemeinen. Sympathie des Magens mit dem Kopfe, mit der Brust; mit den Harnwerckzeugen; mit den Zeugungstheilen; mit dem Uterus; mit der Haut. Verhalten des Magens zu Arzneyen im allgemeinen. -- Dünner Darm. Betrachtung des todten dünnen Darms im Allgemeinen. Definition des dünnen Darms. So heißt derjenige Theil des Darmkanals, der am Ende des Magens anfängt und mit der Klappe am dünnen Darm aufhört. Er ist drey- oder viermal so lang als der Körper dem er zugehört. Eintheilung des dünnen Darms; in den Zwölffingerdarm und in das übrige Stück, das man eigentlich den dünnen Darm nennt. Denn die ehmals gebräuchliche Abtheilung von diesem, in das Jejunum und Ileon ist zu unbestimmt und willkührlich. Verschiedenheit der Weite des dünnen Darms. Gestalt des dünnen Darms. -- Zwölffingerdarm. Grenzen desselben. Lage und Befestigung desselben. Länge des Zwölffingerdarms. Eigenheiten des Zwölffingerdarms. Blutgefäße, Saugadern, Nerven desselben. Eigentlicher dünner Darm. Befestigung; Lage; Windungen; äussere Gestalt des dünnen Darms; blinde Anhänge des dünnen Darms. Sie seyen keine krankliche sondern eine wahre, unschädliche, angebohrne Mißbildung. -- Weite des dünnen Darms. Dicke desselben auf dem Queerdurchschnitte. Zusammensetzung des dünnen Darms. Aeussere Haut; Muskelhaut; Zellhaut; innerste Haut. Schleimdrüschen des dünnen Darms. Arterien; Venen; Saugadern; Nerven des dünnen Darms; Gekrösdrüsen. Darmsaft; er läßt sich un-

unmöglich vom Darmschleim absondern, weil beide Säfte sich während der Absonderung genau mit einander mischen. Betrachtung des lebendigen dünnen Darms. Wurmförmige Bewegung. Wirkung des dünnen Darms auf den Speisebrey. Besondere Wirkung des Zwölffingerdarms. Wirkung der Saugadern des dünnen Darms. Wirkung der Gekrösdrüsen. Dicker Darm. Betrachtung des todten dicken Darms. Definition desselben. Lage; Abtheilung des dicken Darms, in das blinde - wurmförmige - Rechte - Queere - Linke und Endstück. Unbestimmtheit dieser Abtheilung. Länge - Befestigung - Weite des dicken Darms. Darmklappe. Ihr Nutzen. Zusammensetzung des dicken Darms. Aeussere Haut - Muskelhaut - Zellen - Zellhaut -- innerste Haut -- Schleimdrüßchen -- Blutgefäße -- Saugadern -- Nerven des dicken Darms Unterschied zwischen dem dicken Darm eines Kindes und eines Erwachsenen. Blinddarm. Wurmförmiger Fortsatz des Blinddarms. Verschiedenheit des wurmförmigen Fortsatzes nach dem Alter. -- Mastdarm. Betrachtung des lebendigen dicken Darms. Wirkung des dicken Darms. Ausleerung des Mastdarms. Unrath. -- Wir hoffen nun unsere Leser überzeugt zu haben, daß es auch dieser Schrift von Sömmerring weder an äusserster Vollständigkeit noch an neuen wichtigen öfters frappanten Bemerkungen, fehle, und wie sehr sie es daher verdiene, das Handbuch allrr Aerzte und Anthropologen zu werden.

Medizinischer

Rathgeber.

Acht und zwanzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 9ten Julii 1796.

Frankfurt am Mayn.

Ueber die wirklich herrschende Hornviehseuche und die Auswahl der beßten Heilart, nach den Grundsätzen der Brownischen Arzneylehre. Ein Schreiben von Dr. Otho an Herrn Marchese Dr. Matter Sommariva, aus dem Italienischen von M. A. Weikard. In der Andreälischen Buchhandlung, 45 S. 8. 1796.

Die Krankheit giebt sich gewöhnlich mit folgenden Zufällen zu erkennen. Das Thier welches damit befallen ist, fängt an die Freßlust großen Theils zu verlieren, es trauert und wird mager. Die Augen werden thränend und trübe, und fallen ein: aus den Nasenlöchern fließt ein aufgelößter Schleim; die Haare sträuben sich; bey den Kühen vermindert sich die Milch, und zuweilen verschwindet sie gänzlich beym ersten Ausbruche der Krank-

heit: zwey, höchstens drey Tage lang fährt das leidende Thier fort ein wenig zu fressen, aber nachher höret es ganz zu fressen auf. Einige sind mit einem starken Durst befallen; andere weigern sich beständig zu saufen. So wie die Krankheit weiter kommt, fangen sie an, stärker oder schwächer zu ächzen: es kommt Durchfall dazu, und das kranke Thier stirbt.

Die Dauer der Krankheit ist nicht bey allen Thieren gleich, auch sind die Zufälle nicht immer dieselben. Einige endigen schon ihr Leben am dritten, andere am vierten, und die meisten am sechsten oder siebenten Tage. Abschon der oben beschriebene Zustand der Augen und der Nasen für ein beständiges Kennzeichen der Seuche angesehen wird, so hat der Verf. doch auch die Krankheit beobachtet, ohne daß diese Zufälle zugegen waren. Die Ursache dieser Epidemie ist denen Ochsen zuzuschreiben, welche aus Ungarn, Karnthen und andern entfernten Ländern zur Verpflegung der Armeen sind in die Lombardie gebracht worden. Es ist kein Zweifel, daß diese Epidemie aus Ansteckung entstehet, und durch Ansteckung sich verbreitet: und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Länge der Reise, welche den Ochsen desto nachtheiliger, da sie ganz ihrer trägen Natur entgegen gesetzt ist, die Unbeständigkeit der Witterung, welcher diese fremden Ochsen ausgesetzt sind, die wenige Ruhe, das oft un-

ungesunde Futter, und der Mangel an Freßlust, welcher aus den angeführten Ursachen entsteben muß, haben in einem oder andern dieser Ochsen ein Nervenfieber erwecken können, durch Hülfe dessen sich ansteckende Materie hat erzeugen, und bis zu denen italienischen Heerden mittheilen können.

Da die Seuche eine Art von Nervenfieber ist, so ist die zuträglichste Heilart die reizende. Aderlassen und das Englische Salz mit Salpeter gegeben, beschleunigte den Tod. Der Verf. rieth einem Pächter, dem Viehe, welches kaum von der Seuche befallen wäre, alle Morgen ein großes Glas guten Wein zu geben, wozu zwey bis drey wohl zerstoßene Knoblauchköpfchen, und zwey Quentchen fein gepulverten Pfeffers sollten gemischt werden. Dreymal oder wenigstens zweymal im Tage sollte er dem Viehe ein Glas guten Wein zu saufen geben, in welchem ein Loth Theriak aufgelößt wäre. Das angesteckte Vieh müsse er außerdem täglich zwey- oder mehrmal wohl stricheln lassen, und mit gemeinem laugemachten Wasser tränken, wozu man eine gute Portion Waizenmehl und Honig zumische. Durch diese Methode wurden vier Stück Vieh glücklich hergestellt.

Ein anderer Arzt bediente sich folgender Methode. Er gab zweymal im Tage ein Glas warmen Wein, dem er zwey Quentchen Pfeffer und eine gute Portion klein geschnittene Zwiebeln bey-

mischen ließ. Er ließ mehrmal im Tage dem Viehe mit warmem Wein den Mund abwaschen, und einmal im Tage ließ er das ganze Thier mit warmem Wein waschen. Er ließ für das Vieh ein Kistchen voll Kleyen hinstellen, wozu er eine gewisse Menge kleingeschnittener Tabacksblätter, geraspelten Meerrettig, und viel gemeines Salz mischen ließ. Die Streu beym kranken Vieh soll aus wohlriechendem Heu bestehen. Auch beobachtete er, daß einigemal als die Thiere warmen Wein mit Pfeffer gesoffen hatten, ein Schweiß erfolgt ist.

Mittel wider den tollen Hundsbiß.

Die Humanitäts-Societät im Ostpreußischen Oberlande, hat folgendes Rezept bekannt machen lassen. Man nehme 7 Loth Beyfuß, 6 Loth Camillenblumen, 6 Loth Wegblätter, 3 Loth Lippstock. 5 Loth Garthagek oder Ebrotanum, 27 Stück gute frische Lorbeern, 2 1/2 Quentchen Eibenholz. Die Kräuter werden klein geschnitten, und die Lorbeern mit dem Eibenholz im Mörser fein zerstoßen. Hat man letzteres in großen Stücken, so muß man es fein raspeln. Sodann thut man diese Species schichtenweis mit aller Sorgfalt in einen eisernen Topf, und gießt darauf 3/4 Stoff gutes Bier und eben so viel reines Wasser. Der Topf wird mit einer starken Stürze oder einem hölzernen Deckel, der

der genau aufpassen muß, bedeckt, und mit einem Steine oder Stück Eisen oder Bley von mehrern Pfunden beschwert. Da es vorzüglich darauf ankommt, daß keine Kraft von den Ingredienzien verlohren gehe, so muß der Deckel rund herum mit Teig von Roggenmehl dicht verschmiert werden. Springt etwas von dem Teig ab, so muß die Oeffnung sogleich wieder zugeschmiert werden. Nun wird der Topf an ein mäßiges Feuer gesetzt. — Wenn die Species 4 volle Stunden gekocht haben, so wird das Gefäß mit der Arzney zum langsamen Abkühlen an die Luft gesetzt. Im Winter muß die Arzney nicht in die Kälte gebracht werden. Während des Abkühlens muß dieselbe Vorsicht mit dem Verkleben der Oeffnungen am Deckel angewandt werden, damit keine Kraft mit dem wegfliegenden Dampfe verlohren gehe. — Wenn die Arzney nicht mehr dampft, so wird das Gefäß geöffnet, die ganze Masse in ein starkes leinen Tuch geschüttet, der Saft in eine Schüssel gut ausgepreßt, in Bouteillen gefüllt und fest zugepfropft. Dem Patienten zapft man zuerst eine gewöhnliche Portion Blut am Arm ab, und giebt ihm von obgedachtem Trank des Morgens nüchtern im Bette 1/8 Stoff (oder ein halb Quartier) und des Abends eben so viel. Des Morgens muß der Patient ein Paar Stunden im Bette bleiben, um den Schweiß abzuwarten, sich auch durchaus für Erkältung hüten. Der Ge-

brauch dieser Arzney dauert so lange, bis die angegebene Portion ausgetrunken ist. — Während des Gebrauchs der Arzney hält sich der Patient sehr mäßig. Alles Fleisches, saurer Speisen, aller hitzigen Getränke, auch des Caffees und Rauchtobacks muß er sich enthalten. — Präservative wird dieses Mittel auf gleiche Art gebraucht.

Leipzig.

Kurt Sprengels Handbuch der Pathologie. Erster Theil. Allgemeine Pathologie. In der Schäferischen Buchhandlung. 711 S. 8. 1795.

Ein Handbuch der Pathologie, den neuern Entdeckungen in der Naturlehre des menschlichen Körpers gemäß eingerichtet, und zum eigenen Studium junger Aerzte bestimmt, ist ein wahres Bedürfniß unsers Zeitalters. — Von der einen Seite ist das Nachbeten der Boerhavischen, Hoffmannischen und Gaubischen Grundsätze in gewissen Schulen noch immer so herrschend, daß jede anatomische Entdeckung, jede reelle Bereicherung der medizinischen Theorie hierbey vernachläßiget wird, weil es gemächlicher ist, alles beym Alten zu lassen. Man spricht noch immer von Verstopfung, ohne sie zu kennen, von Stockung, Gährung, Assimilation,

von

von Verdickung der Säfte, als Ursache der Entzündung, als wenn seit Boerhaven's Zeit diese Gegenstände gar nicht näher untersucht worden wären. Die Lehre von den lebendigen Kräften des Körpers wird nebenher höchst unbestimmt vorgetragen, und bleibt ohne alle Anwendung auf die Erklärung besonderer kranker Zustände.

Von der andern Seite hat man einige Erfahrungen und Versuche gesammelt, die auf neue Resultate führen. Ohne diese Erfahrungen und Versuche öfter zu wiederholen oder zu prüfen, reißt man kühn den Theil des gothischen Gebäudes ein, zu dem diese neue Verzierung nicht paßt: oft bleibt das ganze alte Gebäude, jenen einzigen modern verzierten Theil abgerechnet, stehen, und beleidigt das Auge jedes Beobachters durch den seltsamen Contrast. — Man glaubt die Wissenschaft müsse noch mehr vereinfachet werden, damit die Erlernung derselben wenige Schwierigkeiten habe. Durch einzelne Erfahrungen geleitet, stellt man wenige einfache Grundsätze auf, die das Ganze umfassen sollen, modelt alles nach diesen, verschreyt Jeden, der Ausnahmen und Einwendungen machen will, und glaubt so der Natur auf die Spur zu kommen, wenn man ihr doch nur willkührliche Gesetze vorgeschrieben hat.

Man vernachläßigt die wahren Quellen der medizinischen Theorie, Anatomie und Beobachtung.

Man schwatzt von Anwendung der Grundsätze der kritischen Philosophie auf die medizinische Dogmatik, von der Nothwendigkeit das Lebensprincip ausfindig zu machen, welches auch einige Nachbeter des Schottischen Schwärmers aufgefunden haben wollen, und behandelt die Pathologie wieder, wie sie von den Schwärmern aller Zeiten und aller Völker behandelt worden ist. Durch solche Erschütterungen der Dogmen unserer Wissenschaft werden die Anfänger irre geführt. Sie wissen nicht, woran sie sich halten, was sie annehmen, was sie verwerfen sollen. Je weniger man mit den ächten Quellen der medizinischen Theorie vertraut ist, desto geneigter ist man zum Schwanken in den Grundsätzen. Selten sind die Dogmatiker in der Medizin, welche die glückliche Mittelstraße zwischen zweyen gleich gefährlichen Abwegen, der unerschütterlichen Altgläubigkeit und der leichtsinnigen Anhänglichkeit an jedes neue Raisonnement, wandeln.

Der Hr. Verf. hat sehr glücklich den Mittelweg eingeschlagen. — Alles was seit Gaubius nachzuholen war, findet man gehörigen Orts eingeschaltet, die ältern Theorien sind gut beurtheilt, und nach ihrer Beschaffenheit verworfen, berichtigt oder beybehalten; und die neuern Entdeckungen durchgängig mit Sachkenntniß benutzt. Zwey nachfolgende Bände werden die hitzigen und chronischen Krankheiten im Detail abhandeln.

Leipzig.

Leipzig.

Grundriß der Naturgeschichte der Menschenspecies für akademische Vorlesungen entworfen von Christian Friedrich Ludwig, Professor zu Leipzig. Mit fünf Kupfertafeln, 313 S. groß 8. Im Schwickertschen Verlage 1796.

Dieses Handbuch ist für Aerzte, Weltweise und Rechtsgelehrte bestimmt, und der Hr. Verf. begreift unter Naturgeschichte der Menschenspecies die ganze Anthropologie im weitesten Sinne der Worte, und seine Absicht gehet hauptsächlich dahin, dem Arzte mit Ausführlichkeit die historische Anthropologie vorzutragen, um ihn das Geschöpf, welches seit Jahrtausenden der Gegenstand seiner Kunst gewesen ist, historisch näher kennen zu lernen. Der Hauptinhalt dieses nützlichen Werks ist folgender: Von den Hauptunterschieden zwischen dem Menschen und den Thieren. Von den besondern Unterschieden zwischen dem Menschen und den menschenähnlichen Affen. Von den Verschiedenheiten in dem äußern Ansehen der Menschenspecies. Von den Nahrungsmitteln, die sich der Mensch wählt. Von der Bekleidung des Körpers und den Verschönerungsweisen desselben bey den verschiedenen Völkerschaften. Von dem Aufenthalte unserer Species

cies und ihrer Verbreitsamkeit. Von der Abtheilung der Menschenspecies in Stämme und Racen. Beweiße für die Einheit des Stammes der Menschenspecies. Von der Geburt des Menschen. Von der Vorzüglichkeit der Organisation unserer Species zum möglichst hohen Grade des physischen Wohlseyns und der längsten Lebensdauer. Von der Kränkung des Lebensgenusses und der Schwächung des physischen Wohlseyns durch Krankheiten, besonders endemische. Von dem Tode und der Sterblichkeit des Menschen. Anhang. Von den Anthropoliten. Auszug aus Remichs Catholikon. Beyträge. Erklärung der Kupfertafeln.

Die zur Wiederherstellung scheinbar Todter erforderliche Behandlung.

Fortsezzung.

Mäßige Funken wollten kaum einige Bewegung hervorbringen, und sogar die empfindlichsten waren, in Rücksicht auf die Wirkungen, sehr weit unter den leichtesten Schlägen. Es sind hier in der That die nämlichen Einwürfe, welche sowohl gegen die warmen Trebern, als das warme Bad gemacht wurden, gegen dieses Mittel, aber nur in noch weit höherm Grade, anwendbar: denn indem der Körper isolirt wird, muß alle und jede andre Operation, ausser der Gebrauch der Wärme, ausgesetzt bleiben; ein

Um-

Umstand, den wir ja nicht eintreten lassen, sondern sorgfältigst vermeiden müssen, da in dieser Periode wenige verlorne Minuten oder die Anwendung unwirksamer Mittel die wichtigsten und traurigsten Folgen haben können.

Aus allen diesen bisher gemachten Anmerkungen können wir folgern, daß die Elektricität nie so gelinde angewendet werden muß, daß sie gar keine Wirkung hervor bringt, noch mit solcher Heftigkeit, daß schädliche Erfolge durch sie verursacht werden können. Anstatt also das einfache Elektrisiren und das Funkenziehen auf der einen Seite, oder solche heftige Schläge, wie Herr Henly empfohlen hat, auf der andern anwenden zu wollen, wird es, wenigstens bei dem Anfang unserer Operationen, der *Klugheit* gemäßer seyn, Schläge von nicht mehr als einem drittel oder einem halben Zoll aus einer Flasche von ohngefähr vier und zwanzig Quadratzoll Belegung anzuwenden. Diese müßten durch alle Theile des Körpers, aber vorzüglicher durch das Zwerchfell und die Ribbenmuskeln, das Herz, Gehirn und Rückenmarck geleitet werden.

III. Zum Dritten kömmt nun das Reiben in Betrachtung; dieses wirkt als Reiz auf zweierlei Art: nämlich durch Beförderung des Blutumlauf durch die kleinsten Gefäße, und durch Reiz der Hautnerven.

Haller bemerkt, daß das Herz bei sterbenden

oder

oder nur eben gestorbenen Thieren durch den sanften Reiz von warmen Wasser, oder durch in die Herzhölen getriebene Luft weit mehr angegriffen wird, als durch die schärfsten auf die Oberfläche des Herzens angebrachten Feuchtigkeiten oder selbst durch Stiche mit einer Messerspitz'. Da nun aber das Blut der beste, natürliche Reiz ist, das Herz in Bewegung zu setzen, so wird dieses folglich auch geschwinder und kräftiger wirken, als Wasser oder Luft; wenn wir also auf irgend eine Weise dasselbe in die Herzhölen treiben können, so wird dieses wirksamer seyn, als die schärfsten auf seine äusserliche Fläche angebrachten Reize. Daß kräftiges oder starkes Reiben diese Wirkung hervorbringen kann, ist gar kein Zweifel; denn wenn die Gefäße wechselsweise zusammengepreßt und wieder erweitert werden, so ersetzen wir gewissermaßen die itzt fehlende natürliche Bewegung, und die in ihnen enthaltenen Flüßigkeiten müssen nothwendig gegen das Herz getrieben werden, da die Klappen ihren Rücklauf verhindern. Daher denn bey lebenden Thieren durch geschwindere Blutbewegung auch die Thätigkeit des Herzens und des Schlagadersystems befördert wird; und wenn das Reiben kräftig, stark, und anhaltend geschieht; kann die Bewegung so weit vermehrt werden, daß sogar in wassersüchtigen Personen ein eben nicht unbemerkbares Fieber entsteht.

Dr. Whytt hat in seinen Untersuchungen über die

die Bewegung der Säfte in den kleinen Gefäßen gezeigt, wie unbeträchtlich die fortreibende Kraft des Herzens in denselben sei; und erwiesen, daß ihre in ihnen liegende, eigne oscillirende, oder sich erweiternde und wechselsweise wieder zusammenziehende Kraft (vibratory motion), die vornehmste Ursache des Umlaufs ihrer Feuchtigkeiten wäre.

„Wenn," sagt er, „die Bewegung der Säfte in den Gefäßen von kleinerer Gattung (in the inferior order of vessels) nicht so sehr der Kraft des Herzens und der größern Schlagadern, als vielmehr der abwechselnden Erweiterung und Zusammenziehung dieser Gefäße selbst zugeschrieben werden darf; so können wir leicht einsehen, warum das Reiben und warme, durchdringende und reizende äußerliche Mittel, wenn es darauf ankömmt, Verstopfungen in den kleinern Gefäßen zu heben, öfters an Wirksamkeit innerliche Arzneien bey weitem übertreffen, weil sie nicht nur dazu beitragen, die verstopfende Materie zu zertheilen, sondern auch die oscillirende Bewegung dieser Gefäße sehr vermehren.

Nur gemeine, grobe, oder aus Flanell bestehende Tücher sind gemeiniglich schon hinlänglich diese Absicht gut zu erfüllen; bessere Wirkung aber wird man durch das Reiben mit einem Stück härnen Tuch oder mit Bürsten erlangen. Allein den möglichst größten Nutzen zu erreichen, hat man gemeiniglich

von

von gewissen reizenden Hülfsmitteln, als Salzen, geistigen Flüßigkeiten, oder von flüchtigem Alkali Gebrauch gemacht. Das mit Salz unternommene Reiben, (ohne Rücksicht auf den Druck auf die Venen) wirkt blos mit seinen Ecken, vermöge deren es die Haut wund macht und Schmerz verursacht: indessen, da die Empfindung oder das Gefühl des Schmerzes gänzlich vernichtet ist, so kann man mit Recht daran zweifeln, ob wohl der daher entstehende Vortheil nicht von den dabei vorkommenden Ungelegenheiten überwogen werde; denn wenn die Behandlung lange dauern sollte, so werden die mit Reiben beschäftigten Gehülfen davon sehr ermüdet, und da überdieß bald sehr beträchtliches Wundsein dadurch verursacht wird, so könnten, wenn die Person wieder zum Leben gebracht werden sollte, daher wahrscheinlich unangenehme Folgen entstehen. Diese Vermuthung wird durch einen Fall bekräftigt, den Dr. Houlston von einem Knaben erzählt, der in eine mit sehr starker Steinsalzauflösung erfüllte Grube fiel, worin er beinahe funfzehen Minuten verweilen mußte; doch äußerte er, sobald er herausgezogen wurde, noch einige Zeichen des Lebens. Binnen einer Stunde hatte er sich ziemlich erholt, jedoch lebte er nur zwei Tage: die Haut war sehr entzündet und abscheulich geschwollen, der Mund, Rachen und vermuthlich die innere Fläche des ganzen Darmkanals war wund geworden, und nach

zwei

zwei Tagen starb dieser Unglückliche unter großen Schmerzen, wahrscheinlich von dem von der Salzlauge verursachten Reize.

Aus diesen Gründen habe ich selten Salz in diesen Umständen zu Hülfe genommen, und mich gemeiniglich lieber an geistige Mittel oder das flüchtige Alkali gehalten, welches, indem es durch die Schweißlöcher in die Haut eindringt, wahrscheinlich in den Häuten der zartesten Haargefäße, zu denen diese Mittel gelangen, Reiz und Zusammenziehung verursacht.

Herr Amonton, Herr Richmann und Dr. Cullen haben durch eine Menge verschiedner Versuche gezeigt, daß Flüßigkeiten, indem sie verdampfen, einen gewissen Grad von Kälte erzeugen, und letzterer hält dafür, daß diese Eigenschaft sich fast der Flüchtigkeit einer jeden dieser Substanzen gemäß verhalte. Der mit Kalk bereitete Salmiakspiritus soll, nach seiner Meinung, diese kaltmachende Kraft im höchsten Grade besitzen; und durch Weingeist konnte das Queckfilber im Thermometer vom vier und vierzigsten Grad bis unter den Eispunkt zum Sinken gebracht werden. Aus diesem Grunde bin ich noch immer zweifelhaft, ob das flüchtige Alkali oder die geistigen Mittel im Wegdampfen nicht so viel Kälte auf der Oberfläche des Körpers erzeugen, daß sie unsern Absichten gerade entgegen wirken, und sich schädlich erweisen könnten; und da noch

über-

überdieß der Dampf des flüchtigen Alkali die Augen der bei dieser Behandlung beschäftigten Personen sehr angreift, und sie daher in gehöriger Besorgung ihres Geschäftes hindern kann (und diesen Fehler hat auch der gestoßne Senf), so halte ich dafür, es sollte lieber an Statt dessen eine Salbe mit starkem Vitriolgeist und süßem Oel gebraucht werden, welche, frisch gemacht, die Eigenschaft hat, eher Wärme zu erzeugen als sie zu mindern; oder was ich für noch besser halte, ist ein mit Kampfer stark gesättigtes Oel, denn dieses ist frei von den oben angezeigten Unbequemlichkeiten, dabei aber doch kräftig reizend, von angenehmen Geruch, und wird von den dabey beschäftigten Personen, ohne daß es ihnen Beschwerde macht, lange fortgesetzt werden können; ein Umstand, der ebenfalls unsre Aufmerksamkeit verdient, da bisweilen die Operation verschiedne Stunden dauern kann. Nach diesen würde ich den concentrirten Weinessig, den man in Menge durch wiederhohltes Gefrieren und Absonderung seines Wassertheilchen erlangen kann, vorziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer

Rathgeber.

Neun und zwanzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 16ten Julii 1796.

Von dem medizinischen Zustand von Portugal und Spanien.

Diese zwey Königreiche gehören zu denen in Europa, so dem Wendezirkel am nächsten liegen, und sie haben daher fast einerley Lage, Boden und Clima. — Da sie nur mit einem kleinen Theile von Frankreich verbunden sind; so sind sie einer *Insel* nicht ungleich; aber wegen ihrer Größe können nur die äußersten Provinzen von den Vortheilen einer Insel Genuß ziehen, da hergegen die mittlern zu weit entfernt sind, als daß sie von den Meeres-Ausdünstungen oder von den besondern Winden, die vom Meere kommen, Nutzen schöpfen könnten. — Einige Provinzen, sowohl in Portugal als in Spanien, sind sehr bergigt, waldigt und mit herrlichen Kräutern bewachsen: dahin gehören die nördlichen Provinzen, als Biscaja, Asturien und Gallizien; selbst Leon, Alt- und Neu-Castilien sind davon nicht ausgenommen. Die Berge der

erst genannten Provinzen dienen einigen 5 Millionen Schaafen, die man die wandernde Heerde nennt, zum gewöhnlichen Sommeraufenthalt, da sie hergegen des Winters auf den andalusischen Bergrücken und auf Sierra Morena weiden. — Sie begeben sich auch nach den Niedrigungen von Estremadura und nach la Mancha. — Denn diese letztern Gegenden haben, wegen ihrer erniedrigten und mehr südlichen Lage im Winter bessere Weide und ein milderes Clima, als die erst benannten, in la Mancha ist es so gar hin und wieder sumpfigt, und wenn man nur ein paar Fuß in die Erde gräbt, so trifft man schon, gegen die Gewohnheit des spanischen Bodens, Wasser an. — Der Boden ist sonst fast überall von kalkigter Art, und wo dieses Erdreich am meisten gefunden wird, da ist auch die Fruchtbarkeit am größten. — Es scheint, daß man dieses Erdreich am häufigsten in den Gegenden von Granada, Murcia und Barcellona finde, weil dies ganze Land fast einem Garten ähnlich siehet, wo man selbst im Winter Erbsen, Blumenkohl und ähnliche Früchte mit leichter Mühe ziehen kann. Valencia ist aber feucht, und wegen seiner niedrigen Lage selbst zum Reißbau geschickt. — An Fluß- und Trinkwasser ist in Spanien nirgends, es sey denn auf der Sierra Morena, Mangel: — es ist aber nicht jedes Wasser von gleicher Güte. — Das Wasser im Tajo bewegt sich langsam, und es

ist daher nicht das beßte. — Zu Sevogia und Aranjuez ist das Wasser fast gar nicht zu gebrauchen: — man pflegt es daher entweder erst zu kochen, oder man glüet ein Eisen darin ab. — Der Fluß Tinto in Andalusien ist seiner Bitterkeit wegen untrinkbar, auch entdeckt man darin kein lebendiges Thier. — Desto besser ist aber das Wasser zu Madrid, welches man in Spanien fürs beßte in der Welt hält, und das man den Prinzen Don Carlos und Don Philip nach Italien nachschickte. —

In Portugal hat die Provinz Alentejo, die 36 port. Meilen lang und breit ist, und nur 4 große Städte, auch nur 300,000 Einwohner enthält, an vielen Orten Mangel am Wasser: woran es aber in der Provinz Entre Minho e Duo nicht fehlt, und ob gleich diese viel kleiner als die vorige ist; so zählt sie doch 900,000 Seelen: aber hier ist auch die Industrie besser, als in Alentejo.

Einige Distrikte von Portugal haben zwar einen guten Boden; es fehlt auch nicht am Wasser: aber dennoch liegen große Flächen unbebaut, oder sie sind nur mit Castanienwäldern besetzt. So liegen z. B. in dem ganzen Distrikt von Chaves zwey Drittel mit Castanienbäumen besetzt. Die Viehzucht ist daher hier sehr schlecht.

Was die Beschaffenheit der Luft in Spanien anbetrifft; so sind nur einige an der See gelegene Provinzen feucht zu nennen. Dies gilt z. B. von

Gallizien; indeß erzeugen sich doch hier selten Wolken, und es erscheint der Himmel fast immer blau: auch zu Valenzia ist die Feuchtigkeit merklich: am schlimmsten ist es aber zu Bilbao, wo selbst im dritten Stockwerk alles schimmelt und das Eisen in kurzer Zeit mit Rost beschlagen wird. — In den übrigen, besonders mittlern Provinzen, bemerkt man selten an der Luft einige Feuchtigkeit; vielmehr ist sie fast immer trocken, fein, scharf durchdringend und so auflösend, daß z. B. ein Hund, der des Abends in Madrid auf die Straßen geworfen worden, am folgenden Morgen schon fast ganz verzehrt gefunden wird. — Diese Causticität der Luft wird durch die hier gewöhnliche Sonnenhitze noch vermehrt, und einem Fremden mag sie Anfangs wohl zu scharf seyn. Dies gab daher einem Reisenden Anlaß, von Spanien zu sagen: hier sind Luft und Feuer dergestalt unter einander gemengt, daß es beynahe Noth thäte, ein fabelhafter Salamander der Alten zu seyn, um nicht von der eingeathmeten Luft zu sterben. — Gewiß ist auch die Hitze in den südlichen Provinzen sehr groß, da sie in den mittlern und selbst an der See gelegenen Städten, als z. B. zu Lissabon, nach Prätorius Bemerkung, $63\frac{1}{2}$ Grad Fahr. Therm. mittlere Wärme hält. — In den Wintermonaten wird hier aber die Kälte wohl empfunden, und nicht selten friert es so dickes Eis, daß eine Krähe

darauf gehen kann. -- In den nördlichen bergigten Gegenden ist es aber viel kälter; hier herrscht oft rauher Winter; es fällt viel Regen und Schnee; ja es bleibt auf einigen Bergen sogar der Schnee, einen großen Theil des Sommers über, liegen. Die mittlern Provinzen sowohl in Portugal als Spanien sind die gemäßigsten. Dennoch hat Portugal vor Spanien das voraus, daß es durch westliche Seewinde abgekühlet wird. Es regiert zwar in Spanien auch oft der Nordwind, der von den beschneyeten Bergen kömmt, und dieser mildert die Hitze der Luft sehr: allein man hat sich vor diesem Wind, den man gemeiniglich Gallego nennt, wohl in Acht zu nehmen, weil er so durchdringend scharf ist, daß ein Mensch, der sich ihm, bey geöffnetem Fenster, unvorsichtig blos stellt, contrakt werden kann. -- Thiery sagt von ihm: dieser Wind ist zwar gesund, wenn er aber schneidend wird, so sind seine Wirkungen bösartig: man nennt ihn daher Pest der Winde, Verole de L'air, oder Bubus de l'ayere. Man hat, sagt er, Personen gefunden, welche verabsäumet hatten, die Kleider zuzuknöpfen, oder den Magen zu verwahren, die davon allerley üble Zufälle bekamen, oder an den Gliedern gelähmt wurden. Er wirkt durch seine Kälte, die bis auf die Knochen dringt, eine völlige Erstarrung, und macht zuweilen, daß ein Arm, Fuß oder die Hälfte des

Körpers auf einmal und für immer abstirbt; das geringste Uebel ist ein heftiger Fluß oder Rheumatismus. -- Da nun dieser Wind oft ganz unvermuthet kömmt; so führt Thicknеß mit Recht große Klage über das spanische Clima: denn, sagt er, in der Sonne ist es brennend heiß, und im Schatten übermäßig kalt: -- will man sich gegen diesen Wind schützen, fügt er hinzu, so muß man unters Hemd ein flanellenes Camisol tragen. --

Da wir hier zum erstenmale eines merkwürdigen Windes Erwähnung thun, und weil in der Folge sehr oft, bey Beurtheilung der gesunden oder ungesunden Beschaffenheit eines Landes oder einer Stadt, auf die Richtung der Winde Rücksicht genommen werden wird; so will ich hier ein für allemal einige Anmerkungen beyfügen, die uns nicht allein bey Lesung medizinischer Schriften, sondern auch der Verständlichkeit wegen, in der Folge nützlich seyn können. Zuerst merke ich an, daß die Alten bey Anlegung einer Stadt oder eines Hauses mehr, wie bey uns gebräuchlich ist, auf die Beschaffenheit des Bodens und auf die herrschenden Winde, deren Eigenschaften sie genau kennen zu lernen bemühet waren, Acht gegeben haben. Um den Boden zu erforschen, schlachteten sie, wie uns Vitruv belehrt, verschiedene Thiere, die hier zu weiden pflegten, und besahen deren Eingeweide. Fanden sie sie irgend ungesund oder verdorben, so

war dieses für sie ein hinreichender Grund, nicht allein den vorhabenden Anbau aufzugeben, sondern auch dasjenige, was schon angefangen war, liegen zu lassen.

In Rücksicht der Winde sahen sie hauptsächlich auf die warmen und kalten, indem sie, wie aus den Schriften des Hippokrates und Celsus hervorgehet, den letztern vor den erstern den Vorzug gaben. Um aber diese Winde noch genauer, nach der Eintheilung des Compasses, zu bestimmen, so machten sie zuerst zwey Hauptunterscheidungen. Die ersten, die warmen nemlich, waren die Winde, die zwischen dem Auf- und Niedergang der Sonne im Winter herkommen: da hergegen die andern diejenigen sind, die zwischen dem Auf- und Untergang der Sonne im Winter liegen. Die heißen Winde, nach den Alten, kommen aus der Gegend zwischen dem Winter Sonnen Auf- und Untergang her; sie liegen, wie man heut zu Tage spricht, zwischen dem Süd-Ost gen Ost Punkte, und dem Süd-West gen West Punkte des Compasses, und sie wurden von den Griechen durch die Namen Euros, Euronotos, Notos, Libonotos, Lips; von den Römern aber durch Vulturnus, Phönicius, Auster, Austroafricus und Africus unterschieden. Die jetzige Eintheilung des Compasses giebt ihnen die Namen, Süd-Süd-Ost gen Ost, Süd-Ost, Süd gen Süd, Süd-Süd-Ost, Süd gen Ost, Süden, Süd gen West, Süd-

Süd-Süd-West, Süd-West gen Süd, Süd-West, und Süd-West gen West. Von diesen Winden hielt man den Vulturnus für trocken und warm; die übrigen aber für warm und feucht.

Die kalten Winde, oder die Winde zwischen dem Auf- und Untergang der Sonne im Sommer erstrecken sich von Nord-Ost bis zu Nord-West; oder sie begreifen die Punkte des Compasses von Nord-Ost gen Nord, und Nord-West gen West in sich. Die Griechen belegten sie mit den Namen Argestes, Thaskias, Aparktias, Boreas. Die Römer nannten sie Caurus oder Corus, Circius, Ventus septentrionalis, Aquilo, Euro-aquilo. Bey uns heisen sie Nord-West gen West, Nord-West, Nord-West gen Nord, Nord-Nord-West, Nord gen West, Norden, Nord gen Ost, Nord-Nord-Ost, und Nord-Ost gen Nord. —

Ferner hatten die Alten noch andere Eintheilungen, oder vielmehr Benennungen der Winde, wie z. B. die Etesiae, welches Ostwinde waren, die in den Hundstagen wehten; die Ornithiae im Februar, welches Nordwinde waren, die von dem Ziehen der Störche und anderer Vögel, so sie begleiteten, den Nahmen haben; der Favonius im März, der von Südwest bließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die

Die zur Wiederherstellung scheinbar Todter erforderliche Behandlung.

Fortsezzung.

Das Reiben ist beinahe immer das Erste, wozu man seine Zuflucht nimmt, und gemeiniglich wird es sogleich mit großer Heftigkeit unternommen; wir haben aber nur eben gezeigt, daß dessen vorzüglichste Wirkung darin besteht, daß das Blut von allen Theilen des Körpers zum Herzen und zu den Lungen getrieben wird; da wir nun aus dem uns bekannten Zustande der zum Leben vorzüglich erforderlichen Organe zuverläßig wissen, daß die Hohladern, das rechte Herzohr mit der rechten Herzhöle, die Lungenschlagader und die Gehirnvenen sich bereits ausgedehnt befinden, so erhellt also daraus, daß diese Behandlung vielmehr die Ueberreste des schwachen Lebens zu vernichten, als sie zu vermehren, eingerichtet ist. Ich fürchte sehr, viele, die noch wohl zu retten gewesen wären, werden durch solchen unzeitigen Eifer ein Opfer des Todes geworden seyn, und ich kann mich nicht enthalten, diese Methode als ein wichtiges und wesentliches Hinderniß anzusehen, welches einer allgemeinen Wiederherstellung bisher oft im Wege gestanden hat. Das Reiben muß daher auf keinem Fall eher vorgenommen werden, als bis der ersten Heilanzeige, den Druck auf das Gehirn und die Congestion gegen Herz und Lungen

gen zu heben, Genüge geleistet ist; selbst dann muß es anfangs nur sanft geschehen und nur ganz allmählig vermehrt werden, damit nicht durch allzuübereilte Anhäufung die zarten Gefäße zerreißen. Das nachgeahmte oder durch Kunst erregte Athmen sowohl, als das Elektrisiren, muß fleißig dazwischen angebracht werden, um dem Blute aus der rechten Herzhöle seinen Weg in die linke und durch das ganze Gefäßesystem zu erleichtern.

Die Veränderung der Lage und die Erschütterung des Körpers wird durch gelindes Reiben der Eingeweide überhaupt, fast die nämliche Wirkung in den innern Theilen hervorbringen, als die Reibungen der äußern Gliedmaßen; sie müssen daher fleißig angewendet werden: allein da heftige Bewegungen auch die ganz gesunden mit Schwindel, Ohnmacht, und andern Zufällen von Schwäche mehr anzugreifen pflegen; so leuchtet die Unschicklichkeit derselben jedermann in die Augen.

Derrliche Reizmittel.

1) Aromatische und reizende in den Magen zu bringende Arzneien.

Herr Hunter behauptet, daß der Magen mit jedem Theile des thierischen Körpers in Mitleidenheit stehe, und jeder Theil wieder mit dem Magen, mit den zum Leben erforderlichen Theilen aber sei dieselbe am allerstärksten; „daher" sagt er, „alles,

les, was in den Magen als ein stärkendes Mittel wirkt, oder seine natürlichen oder gesunden Verrichtungen erregt, und alles, was ihn durch Schwächung angreift, äußert auch seine unmittelbare Wirkung auf jeden Theil des Körpers."

Diese Erfahrung, welche unter die ganz ausgemachten und unbezweifelten gehört, giebt uns einen deutlichen Wink, reizende Arzneimittel auf diesen Mittelpunkt aller Mitleidenheit anzuwenden, als z. B. den vitriolischen Aether, alle ätherische Oele, als von Zimmet, Muskatenblumen oder Pfeffermünze, das flüchtige Alkali, oder gehörig verdünnten Weingeist; dadurch werden die Magennerven gereizt, und dieser Reiz verbreitet sich durch den ganzen Körper. Man bringt diese Mittel durch eine mit einer elastischen Röhre versehene, vom Herrn Hunter selbst, so viel ich mich erinnere, erfundne Sprütze in den Magen.

Indessen ist doch wahrscheinlicher Weise ein Brechmittel der kräftigste und ausgebreiteste Reiz, den wir auf diese Art anwenden können. Ich merke aber gar wohl, daß einige die dadurch veranlaßte Anhäufung des Blutes in den Hirngefäßen dagegen einwenden werden; und andre werden dadurch erregten Ekel und Schwachheit, welche die Lebenskraft unterdrückt, als eine mächtige Abhaltung anführen; indessen kann man diesen Unbequemlichkeiten vorbeugen, wenn man so lange damit ansteht, bis erst die

Con-

Congestion gegen das Gehirn gehoben ist, und dann, wenn man sich solcher Mittel zu dieser Absicht bedient, die, so bald sie nur in den Magen kommen, Brechen verursachen, wozu der blaue oder weiße Vitriol dienliche Mittel sind, welche beide ohne allen vorhergehenden Ekel dieß veranlassen.

2) Aromatische und reizende, dem Darmkanal beigebrachte Mittel.

Man weiß, daß die wurmförmige Bewegung der Därme noch einige Zeit fortdauert, wenn die Bewegung des Herzens aufgehört hat, und daraus hat man geschlossen, daß die Reizbarkeit der erstern länger, als des letztern, des Herzens, fortwähren müsse. Von dem erstern Umstande bin ich vollkommen überzeugt, nachdem ich dieß in vierfüßigen Thieren verschiedne mal gesehn habe; was aber das letztre, die längere Dauer der Reizbarkeit betrift, davon kann ich mich noch auf keine Weise überführen: denn ich habe bemerkt, daß, wenn die Bewegung der Därme einmal aufgehört hatte, sie auch auf keine Weise, weder durch Elektricität, noch durch Messerritze oder Stiche, noch durch warme in sie geblasene Luft wieder zu erregen war; daher glaub' ich, daß die diesem Organe beigebrachten Reize unsre Absichten gemeiniglich nie begünstigen, und uns mit ihren Wirkungen immer verlassen werden.

Wenn wir aber ja zugeben wollten (da wir doch nicht sehen, wie es zu erweisen wäre), daß die Ein-

ge-

geweide des Unterleibes diese besondere Eigenschaft noch behielten, welche ihre muskulösen Fibern, vermöge eines auf sie angebrachten Reizes, länger als die jedes andern Organs, in Bewegung und zusammenziehung setzen, und die nämliche Empfindung durch den ganzen Körper fortpflanzen könnte; so ist doch sicher die Methode auf welche wir angewiesen sind, um dieß zu bewirken, nämlich Tabaksrauch in den Darmkanal zu bringen, unter allen andern diejenige, welche unsrer Absicht am wenigsten Genüge leisten wird. Wir wollen die durch dieses berühmte und beliebte Mittel in der thierischen Maschine verursachten Wirkungen näher untersuchen, wir werden sodann vielleicht besser zu beurtheilen im Stande seyn, ob es auch mit Recht die allgemeine Aufnahme, und den Vorzug verdiene, den es jetzt so sehr genießt.

Die gewöhnlichen Wirkungen des Tabals bestehen, wenn er innerlich in kleinen Dosen angewendet wird, es geschehe durch den Mund, oder den After, nach der Meinung Dr. Lewi's, in heftigem Purgiren und Brechen, wobei zugleich außerordentliche Aengstlichkeit, Schwindel, Betäubung und Sinnenverwirrung verursacht wird. Dr. Fowler sagt: Klystiere vom Aufguß dieser Pflanze, (eine Drachme zu einer halben Unze Wasser) machten eine besänftigende, erschlaffende Wirkung auf den ganzen Körper überhaupt, und äußerten eine

reizen-

reizende auf den Mastdarm. Neuman behauptet, das Oel dieses Krauts habe sich, wie wiederholte Versuche ihn gelehrt hätten, in verschiednen Thieren giftig erwiesen: und Dr. Dedier hat von einem bis zwei Tropfen dieses Oels augenblicklich eine Katze oder Taube sterben sehen. Der Abt Fontana fand, daß, wenn er dieß Oel durch eine Wunde beibrachte, allezeit Brechen, und in dem Theile, durch welchen er es anbrachte, Lähmung erfolgte; doch in keinem von seinen Experimenten verursachte es den Tod. Ohne noch viele Anführungen aus Schriftstellern, welches leicht wäre, zu machen, hoffe ich aus den bereits angezogenen und unbezweifelten Stellen zur Gnüge beweisen zu können, daß der Tabak, in einiger Menge gebraucht, eine erschlaffende, Ekel erzeugende, schädliche und giftige Eigenschaft besitze: und es kann gar kein Zweifel entstehen, daß sich dieselbe fast gleichmäßig ereigne, er mag in den Magen, Darmkanal oder äußerlich angebracht werden; und es wird wenig darauf ankommen, ob man den Rauch, Aufguß oder die Abkochung desselben anwenden will, wenn anders nur die nämliche Menge zu jeder Bereitung angewendet wird, indem alle diese Eigenschaften von seinem wesentlichen Oele herzurühren scheinen *).

Bei

*) Hierbey aber muß man bedenken, daß Klystiere von dieser Art, es sei Aufguß oder Abkochung,

Bei eingeklemmten Brüchen und äußerst hartnäckigen Darmverstopfungen sind die Tabaksklystiere in allgemein großem Ansehn. Ich muß der Wahrheit gemäß bekennen, daß ich sie von guter Wirkung gefunden habe, wo alle andre Mittel unwirksam blieben; doch aber ist auch dieses wahr, daß ich gleichwohl Fälle gesehn habe, wo sie fruchtlos blieben, und sehr üble Zufälle erweckten; ja, mir ist mehr als ein Beispiel bekannt, wo, weil man zu lange auf ihrer Anwendung bestanden hatte, ich müßte mich denn gänzlich irren, der Tod erfolgte.

Wenn man nun dieß alles in Betrachtung zieht, ist es dann nicht eine ganz richtige Schlußfolge, daß, obgleich der Tabak anfänglich wie ein Reizmittel wirkt, er doch alsdann durch seine betäubenden und tödlichen Wirkungen, nicht nur das Gute, was er

---

chung, selten über ein Quentchen vom Tabakkraut enthalten; da hingegen, wenn man in Fällen scheintodter Menschen den Rauch anwendet, gemeiniglich wohl eine bis zwei Unzen, und manchmal noch mehr gebraucht wird. Wenn nun also unangenehme Folgen von der geringen Menge des noch überdieß sehr verdünnten Oels entstehen, wie viel mehr haben wir sie von der größern Menge desselben zu gewarten, welche von dem letztern entwickelt und in einer abgesonderten Beschaffenheit, abgesetzt wird? Können nicht daher die allerschlimmsten Wirkungen entspringen?

verrichtet hat, wieder aufheben, sondern auch das, was noch zuvor zugegen war, vernichten wird?

Ob ich gleich gar nicht überzeugt bin, daß die Reizbarkeit der Därme so beträchtlich und von so langer Dauer nach dem Tode ist, als man gemeiniglich glaubt, so kann doch, da ein gewisser Theil der Därme seine Wärme wahrscheinlich länger als jeder andre Theil des Körpers behält; und da wir gezeigt haben, daß Wärme und Reizbarkeit immer mit einander in gleichem Verhältniß beisammen stehen; und da auch überdieß die wurmförmige Bewegung bisweilen von freien Stücken, wenn sie bereits aufgehört hat, wieder anfängt; gleichwohl die Anwendung der Reizmittel auf diesen Theil ebenfalls zu unsrer Absicht allerdings viel beitragen.

Münzenkraut, besonders Pfeffermünze, Chamillen oder Wermuth, als Pflanzen, die viel ätherisches, durchdringendes, aromatisches Oel enthalten, lediglich reizende und dabei keine schwächende Eigenschaften besitzen, und leicht verstärkt werden können, scheinen zu unsern Absichten recht geschickt zu seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer

Rathgeber.

Dreyßigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 23ten Julii 1796.

Von dem medizinischen Zustand von Portugal und Spanien.

Fortsezzung.

Man siehet leicht ein, daß die Alten die den Winden beywohnenden Eigenschaften nur in so weit richtig bestimmt haben, als sie solche in ihrem Vaterlande und in einigen angrenzenden Gegenden haben können kennen lernen. In weit davon entlegenen Gegenden haben aber die Winde nicht immer die Beschaffenheit, die das Alterthum von ihnen behauptete; vielmehr haben sie oft ganz entgegengesetzte. So ist z. B. der Südwind in den Südländern kälter, als bey uns der Nordwind. Bey Beurtheilung der Winde kömmt es also auf die Weltgegend, auf die Zonen und auf die angrenzenden Oerter an, ob hier Wasser oder Land, Berge, Wälder, Moräste, Sand oder dergleichen zu finden sey. Oft kömmt, wie wir unten von dem arabischen Winde Samiel hören werden, der-

selbe Wind, an verschiedenen Orten, von verschiedenen Weltgegenden her. So wenig man sich also überhaupt auf die Eigenschaften, die die Alten den Winden beygelegt haben, verlassen und auf alle Weltgegenden anpassen kann; so unvollständig sind sie auch noch von ihnen beschrieben. — Ich nenne hier nur die Passatwinde; die Brisen; die Tag- oder Nachtwinde u. d. g. m. worauf es, wie wir in der Folge hören werden, oft sehr ankömmt; von denen man aber bey den Alten nichts findet.

Vor jetzt kehre ich aber zu der Beschreibung von Portugal und Spanien wieder zurück.

Es sind dieß gewiß sehr gesunde Länder. Denn den Galegowind abgerechnet, der auch nur in den nördlichen Provinzen so stark empfunden wird; so muß man dem Nonius recht geben, wenn er von dem spanischen Clima behauptet, daß man hier das ganze Jahr durch Leben und Gesundheit athme, und daß daher Homer, wie Strabo behauptet, sein Elysium in Spanien versetzet habe, weil dies Land weder von der Sonne verbrannt wird, noch von Kälte erstarret; wo die Stürme nicht regieren und wo keine schädliche Dünste aus den Morästen aufsteigen; sondern wo die Luft allezeit hell und klar ist. Von allen Städten Spaniens rühmt aber Nonius Granada am meisten.

Indeß scheint es doch, daß sich sowohl das portugiesische als spanische Clima einigermaßen, wenig-

wenigstens in den südlichen Provinzen geändert habe, seitdem Lissabon durch das fürchterliche Erdbeben zerstört worden. Vor 1756 hat niemand in und um Sevilien jemals Schnee gesehen. In diesem Jahre aber wurde die ganze Gegend damit bedeckt. Bey diesem Phänomen ließen viele Klöster, ganz bestürzt, durch Glocken zum Gebet läuten; sie ließen feyerliche Umgänge anstellen, um den Zorn des Himmels zu besänftigen, denn sie bildeten sich ein, daß die herabfallenden Schneeflocken Vorboten des jüngsten Gerichtstages wären.

Weder Reinlichkeit noch gute Einrichtung in Städten und Häusern ist in diesen Ländern zu finden. In Ansehung des ersten Punkts sind die Spanier den alten Iberiern und Lusitanern, die auch sehr schmutzig waren und ihren Körper und Zähne mit Urin wuschen, so ganz unähnlich nicht. Besonders groß ist die Unsauberkeit in den Wirthshäusern. Eben so ist es mit den Straßen beschaffen, die voller Koth sind. In Lissabon bleibt aller Unrath auf den Straßen liegen, und man bekümmert sich um dessen Wegräumung so wenig, daß davon die Luft mehreremalen eine pestilenzialische Beschaffenheit angenommen haben soll, welches auch damals den Hof genöthiget hat, von hier weg und nach Almeiren, Santaren oder Salvatara zu ziehen. Bis zum Jahr 1771 war es in diesem Stücke in Madrid nichts besser. Daher sagen

einige, die diesen Ort gesehen haben: Madrid hat keine andere Abtrittsfegerinn als die Sonne. Die Madrider lehnen aber diesen Vorwurf dadurch von sich ab, daß sie behaupten: durch diese Unreinigkeiten werde die Trockenheit der Luft gemäßiget.

Die Bauart findet ferner an vielen Orten wenig Beyfall. Die Straßen sind eng, krumm und die Häuser stehen mit ihren hohen Aerkern weit heraus: dies war der Fall mit Lissabon vor dem Erdbeben, und so ist es noch an vielen Orten. Man siehet leicht ein, daß dieß sehr nachtheilig seyn müsse, weil die Luft keinen freyen Durchzug hat. Jedoch sind dergleichen Fehler in diesem Lande von weniger schlimmen Folgen als anderwärts, wo wegen Feuchtigkeit der Luft mehr Ventilation erfordert wird. Die Spanier halten Madrid mit allem seinem Unrath für den gesundesten Ort in der Welt; deshalb durfte auch vor diesem die Königinn nirgends anders als hier, ihr Wochenbette halten. Und wirklich muß man sowohl von dem portugiesischen als spanischen Clima behaupten, daß es eins der gesundesten in der Welt sey: man hat hier wenig ungesunde Oerter oder Gegenden. Die schlimmsten sind la Mancha, wo das Erdreich sumpfigt ist, und wo die Flüsse sich langsam bewegen. Hier leiden die Menschen viel an dreytägigen Fiebern, und Dillon behauptet, daß hier mehr China gebraucht werde, als in ganz Holland.

Eben

Eben so ist es in Valencia beschaffen, wo der Reißbau vielen Schaden und manche Krankheit hervorbringt; daher hat auch der Herzog von Crillon den Reißbau in der Provinz verboten, und ihn auf einige nahe am Meer gelegene Oerter eingeschränkt, wodurch den epidemischen Seuchen Einhalt geschehen. Zu Aranjuez, wo sich einen Theil des Sommers über, der Hof aufzuhalten pflegt, wird die Luft gegen die Hundstage, da die Sonnenstrahlen in diesem Thale brennend heiß werden, und sich aus dem schlammigten Bette des Tajo-Flusses schädliche Dünste erheben, fast giftig, und es verwandelt sich dieses Tempe in einen gefährlichen Aufenthalt, welches auch alsdenn den Hof, diesen Ort zu verlassen, nöthiget.

Nach Burlet herrscht in Castilien sehr oft ein mit Ohnmachten und andern Zufällen gepaartes Wechselfieber, das er Tritaeophia syncopalis nennt.

Eben so ist es auch in vielen Gegenden von Portugal beschaffen, wo die häufigen Regengüsse Ueberschwemmungen und kalte Fieber hervorbringen. Bewundern muß man es daher, daß das feuchte Bilbao so gesund ist. Denn so volkreich auch die Stadt ist, so hat man hier doch wenig Kranke, und Dillon erfuhr, daß während seines hiesigen Aufenthalts, der ganzer vier Monate dauerte, nur neune gestorben wären, unter denen

niere waren, die bereits 80 Jahre erreicht hatten, so wie es denn nichts seltenes ist, dergleichen alte Personen hier zu sehen. Von hitzigen und kalten Fiebern weiß man hier fast nichts. Offenbar reinigen hier, sagt Dillon, die vielen Regengüsse die Luft, indem sie die schädlichen Theile niederschlagen. Aber die feine, trockne und sehr reine Luft Spaniens wehrt nicht allein dem Ausbruche vieler Krankheiten, sondern dieselbe zeigt sich auch in vielen Krankheiten sehr heilsam, z. B. in den Coliken und Beingeschwüren, die hier bald gehoben werden. Hergegen ist sie Personen, die eine schwache Brust haben, vorzüglich denen, die an einer auszehrenden Krankheit danieder liegen, höchst schädlich, und die machen es hier nicht lange. Wäre aber das Uebel von einem versäumten Catarrh entstanden, und wäre dabey der Patient von einer phlegmatischen Constitution; so dürfte ihm allerdings das spanische Clima nützlich seyn.

Wir müssen aber bey Untersuchung der Ursachen der Krankheiten nicht bloß bey der Beschaffenheit des Clima's und der Luft stehen bleiben, sondern wir müssen uns auch, nach dem Rath des Hippocrates, nach den Nahrungsmitteln, die die Einwohner zu gebrauchen pflegen, und nach andern Sachen, die einen Einfluß auf ihre gesunde und ungesunde Beschaffenheit haben, umsehen.

Die Nahrungsmittel richten sich aber sehr nach

der

der Beschaffenheit des Bodens, der sie hervorbringt. Nun bringt aber ein kalkartiger trockner Boden, trockne und dem Ansehen nach magere Früchte hervor; da hergegen ein wässerigter, Früchte von ganz anderer Art giebt. Nirgends sieht man dies deutlicher, als in den verschiedenen Provinzen Spaniens. In den mittäglichen Provinzen haben die Früchte wenig Ansehen, und das Rindvieh scheint fast mager zu seyn: aber dennoch ist in einer Masse der hiesigen Nahrungsmittel fast doppelt so viel nahrhafter Stoff enthalten, als man sonst in andern Ländern antrifft. Daher versichert auch die D'Aunoi daß man in Spanien von dem schlecht scheinenden Ochsenfleisch weit weniger zur Sättigung nöthig habe, als in Frankreich. Alles ist hier sehr nahrhaft; ein Ey giebt hier mehr Nahrung als eine Taube an einem andern Ort. Hieraus läßt sich nun die bald gerühmte, bald verspottete Mäßigkeit der Spanier erklären. Denn kein Volk kann mäßiger seyn, als diese wirklich sind. Gemeiniglich trinken sie nur des Morgens eine Tasse Chocolade, und ihr Mittagsmahl ist eine Olla potrida, welche aus Rind- Hammel- Kalb- ja gar Schweinefleisch und einigen Gartengemüsen besteht. Von diesen essen sie aber nur wenig, und man hat Leute gesehen, die ihren hungerigen Magen mit einer einzigen Zwiebel und einem Viertel von einem Ey befriedigten. Jener Guardian eines Klosters wun-

derte sich daher nicht wenig über die Gefräßigkeit eines teutschen Mönchs, der von einem ganzen Eye und einer ganzen gebratenen Zwiebel nicht gesättiget werden konnte, und er rief daher voll Erstaunens und Unwillens dem Koche zu: er solle dem Teutschen nur noch ein Ey bringen, weil er sich doch todt fressen wolle. Und wirklich, sagt Bourgoing, haben sich Ausländer mit den so nahrhaften Speisen in Spanien, an die ihr Magen nicht gewöhnt äst, wohl in Acht zu nehmen. Denn wenn sie ihrer unbändigen Eßlust keine Schranken setzen, so verfallen sie in eine innländische Krankheit, in eine Art von Colik, Entripado genannt, die sehr schmerzhaft ist, und wovon nur spanische Aerzte Kenntniß haben sollen. Da, wo aber der Boden wässerigt und sumpfigt ist, wie z. B. in Valencia, da haben die Nahrungsmittel auch weniger Bestandtheile, und in diesen Gegenden kann man auch nicht mit so wenig Speisen auskommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die zur Wiederherstellung scheinbar Todter erforderliche Behandlung.

Fortsezzung.

Man kann nicht einsehen, warum der Rauch von jeder Substanz so sehr vorgezogen worden ist, oder warum er in der That überhaupt höher geschätzt

werden müsse; denn wenn wir die Sache genau betrachten, werden wir finden, daß Wärme, Reiz und Ausdehnung nicht allein die vornehmsten, sondern auch die einzigen Wirkungen sind, die wir irgend mit Grunde von ihm zu erwarten haben. Wenn nun also weiter keine andere Wirkung davon zu verhoffen steht, so scheinen die nämlichen Wirkungen eben so kräftig durch die Verbreitung eines gewissen Theils von jedem wesentlichen mit einer reichlichen Menge warmen Wasser geschwächten Oele erlangt werden zu können; und diese Methode verdient mit Recht den Vorzug, weil die erstere die Anwendung gewisser Instrumente erfordert, und weitläuftig und mühsam ist, die andere aber ganz leicht, und weit bequemer befolgt werden kann.

Ich habe noch einen andern Einwurf wider das Rauchklystier: man fängt gemeiniglich die Behandlung damit an, und setzt dasselbe ununterbrochen und mit Nachdruck fort, bis alle Operationen vollendet sind. Dadurch nun werden die Därme in einer steten und gewaltsamen Ausdehnung erhalten, die Aorta und aufsteigende Hohlader wird daher zusammen gepreßt, dem hindurchgehenden Blute merklich der Rücklauf erschwert und Herz und Lungen bleiben folglich überladen.

3) Besondere auf gewisse und verschiedene Sinnorgane eingerichtete Reize.

a) Licht vor die Augen.

Den Schmerz, der mit plötzlichem Einfall starken Lichtes in das Auge vergesellschaftet ist, kennt ohnfehlbar jedermann, und der unmittelbare Zusammenhang, welcher zwischen dem Netz, oder Nervenhäutchen des Auges, welches man mit recht für eine Ausbreitung eines Theils der Hirnfibern hält, und dem allgemeinen Sensorium Statt findet, diese Verbindung, glaube ich, sollte uns sehr aufmerksam machen, auch für dieses Organ in diesen Umständen Versuche anzustellen. Ein Wachslicht sollte, dächte ich, sehr gute Wirkung thun, doch aber würde, wenn man Gelegenheit hätte, durch ein erhabnes Glas gesammelte Sonnenstralen auf die Netzhaut fallen zu lassen, nach dem Angeben des Dr. Fothergill, dieß noch weit kräftiger wirken *).

b) Großes Geräusch vor dem Ohr.

Man glaubt, das Gehör daure bei ertrunknen Personen länger, als die andern Sinne; ob sich dieß wirk-

*) Ein noch weit wirksameres Mittel scheint mir das flüchtige Alkali zu seyn: denn ich habe gesehn, wie nur ein bis zwei Tropfen, die man in den innern Augenwinkel vieler vom Schlage Gerührten brachte, die ohne alles Gefühl, auch gegen Einschnitte in die Haut und gegen das stärkste Licht völlig unempfindlich waren, die offenbarsten Symptome einer scharfen Empfindung äußerten; und aus diesem Grunde wollte ich dieß Mittel auch unter diesen Umständen empfehlen.

wirklich so verhalte, kann ich nicht sagen, indessen kann doch ein in dieser Absicht gemachter Versuch nichts schaden, und sollte die empfindende Kraft noch rückständig seyn, so könnte er wahrscheinlich Nutzen schaffen.

c) Scharfe Flüßigkeiten auf Zunge und an den Gaumen gebracht.

d) Niesemittel vor die Nasenlöcher.

Die ganze innere Fläche der Nase und des Mundes ist im natürlichen Zustande sehr empfindlich: die kräftigste Methode, ihre Empfindung wieder zu erregen, ist ohne Zweifel, wenn man mit flüchtigem Alkalidampfe stark geschwängerte Luft hineinbläßt, oder wenn ausgepreßter Zwiebel- oder Knoblauchsaft, oder Senf oder Pfeffer, auf die Zunge, an den Gaumen und den Schlund eingerieben, und in die Nase Schnupftabak geblasen wird.

e) Scarificationen oder Einschnitte in die Haut, Aetzmittel von kräftiger Art.

Die Sammlungen medicinischer Geschichte enthalten mancherley traurige Beispiele von der Kraft des Scarificirens und der gemachten Einschnitte, die bey für tod gehaltenen Personen unternommen worden waren.

Vesalius, der größte Zergliederer seiner Zeit, der es zuerst wagte, die Galenischen Irrthümer zu entdecken, und beinahe unserm Landsmann, Harvey,

wey, in der Ehre, die Entdeckung des Blutumlaufs betreffend, zuvorgekommen wäre, nahm, als er die Leiche einer vornehmen Person, die er für tod hielt, und welche er in ihrer Krankheit als Arzt besorgt hatte, öfnete, seinen höchst traurigen Irrthum, aber nur zu spät, wahr; denn bei der Oefnung der Brust fand er das Herz noch in Bewegung. Er wurde vor Gericht gezogen und zum Tode verdammt, aber durch Vermittelung des Königs von Spanien erhielt er Begnadigung und sein Urtelsspruch wurde gemildert. Man sagt, der Cardinal Spinola habe, da man ihn einbalsamirte, die Hand des dabei eben beschäftigten Wundarztes weggestoßen; und Terelli erzählt, wie eine spanische Dame, die man für tod hielt, von einem berühmten Zergliederer geöfnet werden sollen, und bei dem zweiten Einschnitte mit dem Messer sich offenbare Zeichen des Lebens geäußert hätten. Peu, ehemaliger berühmter pariser Geburtshelfer, bekennt aufrichtig, wie es ihm bei einem ihm abgenöthigten Kaiserschnitt an einer von ihm für zuverläßig tod geachteten Person begegnet wäre, daß er, obwohl zu spät, Bewegung des Körpers, Zähnknirschen und dergl. bemerkt, und also einen traurigen Irrthum begangen hätte. Diese Fälle, deren Wahrheit nur gar zu gewiß bestätigt ist, geben uns zu erkennen, auf was für Art wir ähnliche, wiewohl unschuldigere Maaßregeln anwenden müssen. Das

Schrö-

Schröpfen oder die kleinen Einschnitte in die Haut, oder die an verschiednen Orten durch Brennen auf der Haut gemachten Blasen, das allmählige Auszupfen der Haare, und das Schlagen auf die flachen Hände und Fußsohlen, alles dieß muß mit Klugheit als ein Stück unsrer Behandlung angewendet werden.

Dieß muß man aber als unveränderliche Regel, bei allen Bemühungen, ertrunkne Personen wieder herzustellen, festsetzen, daß unsre vornehmste Absicht dahin gerichtet sei, gehörige Anstalt zu machen, die Lungen vor allen Dingen aufzublasen, und Wärme auf den Körper anzuwenden.

Diese beiden Stücke, mit dem gelegentlich gemachten Aderlassen, betrachte ich als unumgänglich nothwendig, den Körper in den gehörigen Stand zu setzen, auf ihn, entweder durch die in ihm noch liegenden Kräfte, oder die gemeiniglich angewendeten Reizmittel zu wirken. Ohne diese kann man nie eine Wiederbelebung (es müßte denn noch viel Lebenskraft im Körper zurück geblieben seyn), auch wenn alle Behandlungsart übrigens ganz untadelhaft gewesen wäre, erwarten: mit ihnen aber bin ich sehr geneigt zu glauben, daß diejenigen, welche einmal noch herzustellen und nicht unwiederbringlich verloren sind, auch wieder ins Leben zurück gebracht werden können. Die verschiednen andern, ob zwar sehr gerühmten Methoden, sind nur als Nebenhülfsmittel

tel zu betrachten, und müssen ja auf keinem Fall mit ihrer Anwendung jene hindern. Hierbei ist dieß ein sehr wichtiger Umstand, und ein außerordentliches Glück, daß der größte Theil dieser Mittel, und in der That alle, ausser die Einsprützungen in den Magen, von solcher Beschaffenheit sind, daß sie zu gleicher Zeit, ohne in ihren Wirkungen sich zu hindern, angewendet werden können *).

Es

*) Wenn ich den Körper elektrisirte, so ließ ich jede andre Behandlung unterdessen aussetzen, damit nicht etwa die Gehülfen den Schlag anstatt des leblosen Körpers bekämen, welches sehr leicht geschehen kann, indem der lebende Körper ein weit besserer Leiter des elektrischen Fluidums, als der todte, ist. Dieses kan man durch eine sehr einfache Einrichtung verhüten, welche zugleich selbst dann, wenn der Lebloſe ins warme Wasser, oder Trebernbad gesetzt wird, die Anwendung der Eletricität möglich macht, welches sonst wegen der leitenden Eigenschaft des Wassers nicht thunlich seyn würde. Man läßt nämlich zwei Stücke Messingdrat, jedes zwei Fuß lang, durch gläserne oder hölzerne, gut gefirnißte Röhren ziehen. Diese Dräte müssen an dem einen Ende mit einem runden Knopf und am andern mit einem Ring versehen seyn. Die Knöpfe werden wie gewöhnliche Leiter, gegen diejenigen Theile, durch welche wir das Fluidum leiten wollen, in gehöriger Schlagweite gerichtet. Der eine Ring ist vermittelst einer Kette oder eines metallenen Drats mit dem Elektrometer, der andre auf gleiche Art mit der äußern Fläche einer Leidner Flasche verbunden,

Es ist höchst nöthig noch zu bemerken, daß ganz genaue Aufmerksamkeit auf die erscheinenden Zeichen des Lebens gewendet werden müsse: es ist sodann sehr zu rathen, alle Behandlungen zu mäßigen und nun den Anstrengungen der Natur, so viel als man ihr immer mit Klugheit überlassen kann, wirklich zu überlassen. Anfänglich, wenn die Lebensäußerungen sehr schwach sind, wird noch wenig Veränderung erfordert; werden sie aber bemerkbarer, so wird wahrscheinlich unsre sicherste und wirksamste Behandlung darin bestehen, mitunter nur die Natur lieber zu unterstützen, als die Verrichtung derjenigen Organe, die eben am meisten gelitten haben, und deßhalb vorzüglich unsre Aufmerksamkeit und unsern Beistand erfordern, ungestüm erzwingen zu wollen.

Es scheint zur Vervollkommnung der Kunst, todscheinende Personen wieder zum Leben zu bringen, nichts nöthiger zu seyn, als eine große und verschiedne Anzahl genau aufgezeichneter Geschichten, durch Ertrinken oder andre Ursachen in den Scheintod versetzter Personen: es ist in der That vergeblich, eine recht ausgebreitete Kenntniß und nützliche Einsicht in diesem wichtigen Gegenstand zu erwarten, bevor

---

bunden, welche letztere noch bessere Dienste thun wird, wenn sie an dem erstern Conductor aufgehängt ist. Auf diese Art können die Schläge durch jeden Theil des Körpers gelassen, und ihre Richtung auch beständig verändert werden, ohne befürchten zu dürfen, daß die Gehülfen Unbequemlichkeit dabei erleiden möchten.

bevor wir nicht eine schicklich geordnete Sammlung solcher Geschichten bekommen. Man hatte Grund, von dem Plane und den angestrengten Bemühungen der humane Society zu hoffen, daß wir jetzt eine sehr befriedigende und umständliche Belehrung über diesen Gegenstand erhalten würden; dem aber ungeachtet sind unter der Menge gesammelter und nur zu flüchtig aufgezeichneter Fälle äußerst wenige, welche, die Wahrheit zu sagen, auch in den gemeinsten und nöthigsten Umständen gehörige Genauigkeit zeigten und die gewünschte Befriedigung gäben.

Dieser Unvollkommenheit bey unserm für die Menschheit so gut gemeinten Institut würde ohnfehlbar dadurch am besten abgeholfen werden, wenn die humane Society weder in glücklich noch unglücklich abgelaufenen Fällen eher ihre Belohnung ertheilte, als bis der Aufseher über das ganze Geschäft eine detaillirte Nachricht von allen und jeden Umständen, welche während der Behandlung des Körpers sich ereigneten, gegeben hätte. Dadurch würden wir bald zu den uns ermangelnden und uns so nöthigen belehrenden Nachrichten gelangen und abgehalten werden, viele unbedeutende Mittel anzuwenden. Der einzige Einwurf, den man vielleicht gegen meinen Vorschlag machen könnte, würde blos darauf hinaus laufen, daß dieß Geschäft für den dabei befindlichen Arzt oder Wundarzt zu mühsam seyn möchte; und einige unter ihnen würden vielleicht lieber gar nicht erst einberichten, was unter ihrer Inspection vorgegangen wäre, als sich der Bemühung unterziehen, dergleichen genaue Aufsätze zu machen. Ich hoffe aber zuverläßig, daß es sehr wenige von dieser Gesinnung geben wird; allein wenn man gleichwohl eine allgemeine Tabelle verfertigte, welche alle mögliche nothwendige Punkte solcher Belehrungen enthielt, so würde dann gar keine Ausflucht mehr übrig bleiben.

Medizinisches

Rathgeber.

Ein und dreyßigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 30ten Julii 1796.

Von dem medizinischen Zustand von Portugal und Spanien.

Beschluß.

Die Spanier haben auch ferner den Ruhm der Nüchternheit: nichts ist seltener, als einen betrunkenen Spanier zu sehen: Wein wird sehr wenig getrunken und Rum ist ganz verboten: ein jeder trinkt hier Wasser, und in Madrid allein, sagt Talbot Dillon, trinkt man so viel Wasser, als wohl sonst in einem ganzen Lande. Anstatt der Butter gebraucht man in Spanien Olivenöl: auch findet der Knoblauch hier viele Liebhaber.

Gewöhnlich beschuldiget man die Portugiesen und Spanier der Faulheit und der Trägheit, und es kann auch nicht geläugnet werden, daß die herrlichsten Provinzen verabsäumt und unbenutzt bleiben: ja die Gefühllosigkeit vieler Menschen gehet so weit, daß sie oft ihr eignes Getreide, wie Clarke gesehen, unbenutzt liegen lassen. Aber man muß

dies doch nicht auf alle Provinzen ausdehnen. Die Catalonier; die Bewohner der Gebürge von Biscaja, die an den Küsten von Valencia; die Gallizier, Asturier, und die Bauren in la Mancha sind, nach Bourgoings Zeugniß, fleißige Ackerleute. Hergegen ist der Müßiggang und Hang zum Betteln in der Provinz Alentejo über alle Vorstellung groß. Diese Bettler ziehen Schaarenweiß von 80 bis 100 an der Zahl, im Lande herum, und bestürmen die ruhigen Landleute; finden sich ungenöthiget bey allen Kindtaufen und Hochzeiten ein, und lassen sich mit nichts abweisen. Eben so liegt ganz Neu- und Alt-Castilien in Trägheit; Aecker, Straßen und Kanäle werden hier versäumt; daher giebts hier viele nackte Gegenden und schmutzige, auch entvölkerte Städte, als Valladolid und Segovia.

Das verschiedene spanische Clima scheint auch auf den Nationalcharackter ihrer Einwohner einen sehr verschiedenen Einfluß zu haben. Die Biscajer, sagt Bourgoing, sind munter und fröhlich; aber auch, sagt Adolphi, wegen der feuchten Luft, nicht von so feinem Verstande, als die übrigen Spanier. Die Castilier haben ein sehr finsteres, trauriges Ansehen, und sind sehr still. In Andalusien geschehen die meisten Ausschweifungen zur Sommerszeit; besonders bey einem gewissen Ostwind verfallen sie in eine Art von Wahnsinn: man hört alsdenn viel von Dolchstich und Meuchelmord.

Die

Die Bergbewohner von Asturien sind die Schweitzer in Spanien; sie sind von je her tapfer gewesen, und haben sich am längsten den mohrischen Eroberungen widersetzt: auch die Catalonier sind tapfer, thätig, erfinderisch, von Jugend auf zu den härtesten Arbeiten abgehärtet. Die austrocknende Hitze des Clima's und die dem Anscheine nach magern Speisen, bringen in den festen Theilen der Körper dieser Leute eine gewisse Derbheit und Trockenheit hervor. Daher findet man selten einen fetten Spanier; sie sind vielmehr mager, aber stark. Die biscajischen Weiber, sagt Dillon, haben eine Stärke im Halse wie ein Stier, und sie sind vermögend, Lasten auf ihrem Kopfe zu tragen, wozu zwey Menschen erfordert werden, um sie ihnen aufzulegen. Eben so sind die Mauleseltreiber und die Fuhrleute harte, starke Leute, die Hunger und Durst lange ertragen können.

In denen Provinzen, wo die Menschen sehr dem Müßiggange ergeben sind, sind sie, wie leicht zu erachten, mehrern Krankheiten blos gestellt. Hier findet man eine große Neigung zur Hypochondrie, Melancholie, Hämorrhoidalfluß und dem gar zu starken Abgange der Reinigung. Auch der Schlagfluß und die Blindheit kommen hier oft vor: viele findet man mit geschwollenen Halsdrüsen, und, um diese zu verbergen, hat man die spanischen Kragen eingeführt. Keine Krankheit kann aber irgendwo

gemeiner seyn, als hier die Venusseuche, die selbst bis in die Klöster gedrungen ist. Diese Krankheit macht aber auch hier gar keine Schande: man spricht davon in Gegenwart des Königs, als wie von einem Fieber. Auch der Trismus ist in Spanien nicht unbekannt, so wenig wie der Aussatz, den man in den wärmern Gegenden von Apujava bis Mallaga antrifft, und wofür man außer der Stadt Granada ein Lazareth errichtet hat.

Die nützlichen Mortalitäts-Tabellen sind hier in Spanien und Portugal bis vor wenig Jahren, da man über Lissabon so etwas geliefert hat; sehr versäumt worden. Diesem zufolge sind in dieser Stadt im Jahr 1788, 7041 Kinder gebohren worden, und es starben 5154. Im Jahr 1789 wurden 6561 gebohren, und es starben 5386.

Giebt man auf den Zustand der Medizin in diesem Lande Acht, so stand es damit, bis noch vor wenig Jahren, sehr schlecht, da man erst angefangen hat, zu Salamanca und an andern Orten die Schriften eines Boerhave, Hallers, van Swieten, Murrays u. a. m. aus dem Lateinischen, Englischen und Französischen zu übersetzen, und da in Madrid ein Tribunal del proto medicato errichtet worden. Wenigstens ist die Beschreibung, welche Pater Feijos davon giebt, sehr abschreckend: er sagt, Friesel und Aerzte sind die tödtlichsten Krankheiten von Spanien; denn die

Aerzte

Aerzte und die Genueser haben das Land mehr entvölkert, als je Mohren und Juden haben thun können. Thickneß sagt auch: so sehr die Spanier die Aerzte in Ehre halten, so können doch die gewöhnlichen spanischen Aerzte gar nicht auf irgend eine Achtung Ansprüche machen. In Fieberkrankheiten z. B. ermuntern sie die Kranken zum Essen, weil sie dieses in einem Lande, wo die Luft so fein ist, ganz nothwendig halten, um dem Körper etwas zu geben, woran die Krankheit Nahrung findet. Mich dünkt aber, dies könne man bey ihrer oben gerühmten großen Mäßigkeit eher entschuldigen, als das, was ihnen Clegborn zur Last legt; er tadelt nemlich an ihnen, daß sie den Patienten, die am Tertianfieber krank sind, alles Getränke bis dahin entziehen, da das Fieber die größte Höhe erreicht hat, und selbst alsdenn geben sie es ihnen nur in sehr geringer Menge, aber so kalt und lauter, als es aus dem Behälter kömmt. — Eben diese Herren haben, nach Thickneß Bericht, von der Gonorrhee eine besondere Meynung: sie halten nemlich solche für eine Reinigung der Nieren, und folglich für zuträglich. Auch überhäufen sie das Krankheitsregister nicht mit Namen; was nicht Tertianfieber ist, heißt bey ihnen Calentura.

Nach dem Sauvages giebt es eigentlich eine doppelte Art Calentura, woron die erste Phrenitis Calentura, die zweyte aber Paraphrosyne Calen-

tura heißt. Bey beyden ist Wahnsinn mit Fieber verbunden; doch steigt der Wahnsinn in dem erstern zu einer höhern Stufe. Beyde Krankheiten sind, sagt er, denen vorzüglich eigen, die zu Schiffe nach den heißen Ländern reisen.

Doch ich komme wieder auf die Spanier zurück. Ihre vornehmsten Bewahrungsmittel gegen Krankheiten sind der Knoblauch und das Aderlassen. — Das letztere geschieht auf eine sehr verschwenderische Weise, denn man läßt gemeiniglich auf beyden Armen zugleich, um dadurch das Blut, wie sie sagen, gleichförmig zu vertheilen. Die Weiber lassen sich oft in einem Monate wohl zwey bis dreymal Blut abzapfen, und da man unter diesen die meisten Blinden antrifft: so sollte man vermuthen, daß die häufigen Aderlässe hieran schuld wären. Die Wundärzte halten aber in Spanien das Aderlassen für schimpflich; man läßt dies durch eigene Leute verrichten, die man Sangarros nennt. Einige spanische Aerzte halten das frisch getrunkene Blut eines auf dem Kampfplatz erlegten wütenden Stiers für ein herrliches Mittel in verschiedenen Krankheiten, besonders in Obstruktionen; daher finden sich in dem Augenblick, da das Thier stirbt, Leute mit Gläsern ein, die diese Panacee mit der größten Begierde verschlucken. Wie mag es also zugegangen seyn, daß sich Themistocles, wie Valerius Maximus berichtet, mit einem Becher warmen Stierbluts umgebracht habe?

In

In Alteastilien ziehet man, bey einer entstandenen Krankheit, nur einen Wundarzt zu Rathe, dessen ganze Cur darin besteht, daß er eine Diät vorschreibt, viel lauwarmes Wasser zu trinken empfiehlt, und dann das Bette mit Rosmarin durchräuchern läßt; mehr aber als von allem diesen erwarten die Patienten von einer erbettelten Messe.

An Hospitälern fehlt es in Madrid nicht; es giebt hier deren fünf, und außerdem noch ein allgemeines, worin jedermann ohne Unterschied aufgenommen wird; in diesem herrscht Reinlichkeit, und die 1500 Bettstellen, die man darin zählt, sind alle eisern. Hier in Madrid sterben auch die meisten Menschen in Hospitälern, und man hat ausgerechnet, daß jedesmal von fünfen, hier in den Hospitälern drey ihr Leben endigen. — Es sind aber die Hospitäler von verschiedener Güte. Das beste ist das, welches St. Juan di Dios heißt; hier stirbt nur der 52te: allein in dem Hospital für Männer stirbt von $7\frac{1}{2}$ einer, und in dem für Frauen sogar von $5\frac{1}{2}$ eine.

Leider! liegen diese herrlichen Länder, wie der Abbe Raynal sagt, mitten unter den gesitteten Nationen, noch tief in Barbarey begraben. Hier nur ein paar Beyspiele davon. Büsching versichert, daß bis zum Jahr 1746 ein Professor der Anatomie auf irgend einer portugalesischen Akademie nicht mehr, als zweymal der Jahre, ein Schaaf zer-

gliedert habe. — Alle Gartengemüse bestanden in Portugal bis vor wenig Jahren nur aus einer schlechten Art Kohl, aus Zwiebeln und Knoblauch. Als Charas, Arzt Karl des Zweyten, durch Versuche bewies, daß es ein Mährlein sey, wenn man behaupte, daß den Vipern durch ein Wunderwerk auf zwölf Meilen um Toledo das Gift genommen worden, indem sie hier eben so giftig sind, als anderwärts; so wurde er beym Officio angeklagt; ihm wurde der Prozeß gemacht, und er mußte ins Gefängniß gehen.

Das Clima von Gibraltar betreffend, so hat dieser Fels mit seiner umliegenden Gegend zwar viel reizendes, er ist aber auch in den Monaten Julius, August und September sehr heiß, woran sich ein Teutscher nicht leicht gewöhnen kann; im Winter selbst kann man den Ofen wohl entbehren. Das beschwerlichste ist die auf die Tagesbitze folgende Kälte der Nacht, welches häufige Verkältungen verursachet. Im Sommer kühlen nicht allein die Westpassatwinde den Fels ab, sondern machen ihn auch gesund, ohnerachtet in dieser ganzen Zeit kein Regen zu fallen pflegt. Vom Jenner bis Ende März giebt es hier mit dem Ostwinde vielen dicken und ungesunden Nebel. Die meisten Krankheiten werden im April, May, August und September bemerkt. Sie sind Gallenfieber, Verstopfungen, Colik, Pleurese und Podagra. Mundfäule und

Zahn-

Zahngebrechen sind eine allgemeine Plage, wogegen sich der Citronensaft und Wassermelonen kräftig zeigen. Man will angemerkt haben, daß China hier im Lande nicht so kräftig sey, als anderwärts, welches mir aber nicht genug bewiesen zu seyn scheint. An gutem Trinkwasser hat Gibraltar keinen Mangel.

Zu Cadix soll es aber hieran zuweilen fehlen; und da hier die Hitze gemeiniglich sehr groß ist, so bringt auch dies seine Unbequemlichkeiten. Reaumür hat uns Cossignys Bemerkungen der Hitze, die er zu Cadix angestellt hat, hinterlassen, und aus diesen gehet hervor, daß die Hitze im Jenner hier oft bis zu 16 und 17° des Reaum. Therm. steige.

Noch verdienen folgende Merkwürdigkeiten hier einen Platz. Die Blattern sind im Jahr 714 aus Egypten zuerst nach Spanien gekommen. Bey der Stadt Cordova findet man einen 4 - 500 Fuß hohen Salzfels, aus welchem die Einwohner Stücke in Gestalt eines Ziegelsteins herausschneiden, und erwärmt auf diejenige Seite legen, wo der Seitenstich seinen Sitz hat. Die Stadt Almaden ruhet zwar auf Zinnoberminen; man bemerkt aber davon keinen Nachtheil: auch leiden die Missethäter, welche den Zinnober auf Schubkarren schieben müssen, eigentlich davon nichts, ob sie sich gleichwohl so stellen, und deshalb nur drey Stunden zu arbeiten

heiten haben. Dillon. — Ehemals machte man von der canadischen Aquilegiawurzel in Spanien ein großes Aufheben; man kauete sie, um sich gegen den Nierenstein zu schützen. Camerarius -- Ambra auf ein hartes Ey gestreut, ist den Portugiesen und Spaniern das beßte Aphrodisiacum. Mellin.

An Arzneywaaren liefern Portugal und Spanien verschiedene Aristolochien; die Atropa mandragora; die Scilla mar.; den Mastix; den Lakritzensaft; das Johannisbrod; die sogenannte spanische Fliege; und aus Almaden kömmt vieles Queckfilber.

Spanien liefert endlich auch herrliche Weine. Die vorzüglichsten sind: der canarische Wein, wovon derjenige, der von der Insel Palma kömmt, der beßte ist; der Malvasierwein; der Mallagawein; der Wein, Petri Simonis genannt, der bey der Stadt Gualdalcazar wächst, und wovon die Reben vor 200 Jahren durch einen Teutschen, mit Namen Peter Simon, nach Spanien gebracht worden sind; der Xereswein, der in Andalusien wächst, und von Geschmack etwas herbe ist; der Alicantenwein in Valencia; dieser ist roth und dick, dem Gaumen angenehm, aber dem Magen nicht sehr zuträglich.

Von

Von dem medizinischen Zustand von Minorka.

Unter den Balearischen Inseln ist diese, durch Cleghorns herrliche Beschreibung, die in jedermanns Händen ist, am bekanntesten geworden. Hier wechseln Berge mit Thälern ab. Letztere haben einen sumpfigten Boden, dessen häufige dicke und salzige Nebel, welche sich sogar in Thautropfen, die von salzigem Geschmack sind, an den Pflanzenblättern absetzen, die Gegend überziehen. Sie sind daher in dem Maaße ungesund, als die höher gelegenen steinigten, salzigten und nur mit einer dünnen Schicht Erde überzogenen Berggegenden, an Reinheit der Luft, selbst England übertreffen. Die Sommer in Minorka sind besonders helle, aber dabey sehr heiß, zumal wenn der Südostwind bläßt, da denn wohl das Thermometer über 100 Gr. Fahrenh. steigt, indem es zur übrigen Zeit im Schatten nur etwa 80 Gr. zu halten pflegt. Gemeiniglich wird aber die Hitze durch einen kühlen Ostwind, der die Sonne begleitet, und der des Nachmittags um 2 Uhr am stärksten wehet, abgekühlt. Da ferner die Nächte ur 4 Grade kühler als die Tage sind, so werden dadurch Verkältungen verhütet. Die Frühjahre sind veränderlich, und die Herbste werden mit starken Regengüssen, Orkanen und fürchterlichen Gewittern begleitet. Aber

diese

diese Platzregen sind sehr wohlthätig, indem sie die von der Hitze mit faulen Theilen angefüllte Luft, durch einen Niederschlag, reinigen. Auch die Winter sind hier oft stürmisch. Der Westwind ist trocken; desto feuchter der Südwind. An gutem Brod, welches die Einwohner in Menge genießen; an Gartengemüsen, Fischen und andern guten Fleischspeisen ist kein Mangel; indeß machen die letztern Artikel nur einen geringen Theil ihrer Nahrung aus. Sie lieben sehr das Oel, den Knoblauch und die hitzigen Gewürze; sie essen gewöhnlich mäßig. An gutem Wasser leiden sie großen Mangel, und daher sind sie nicht selten genöthiget, Sumpfwasser zu trinken, womit sie oft zugleich Blutigel, wie Clegborn gesehen, verschlucken. Den hitzigen Getränken sind sie weniger ergeben als die Engländer, und doch sind sie zum Zorn und Streit sehr aufgelegt. Diese atrabiliarische Constitution scheint von der Sonnenhitze herzurühren, woraus mehrere Uebel ihren Ursprung nehmen. Das erste und allgemeinste ist die Hartleibigkeit; denn es giebt in Minorka gesunde Leute, welche, ob sie gleich mehrere Mahlzeiten auf den Tag thun, dennoch nur zweymal in der Woche zu Stuhle gehen. Verstopfungen der Drüsen im Eingeweide, Blähungen, schlechte Verdauung, Hämorrhoiden u. d. gl. sind Folgen des schlechten Wassers; und hierdurch wird jener Hippokratische Satz, den ich unten anführe,

genau

genau durch die Erfahrung bestätiget. Fußgeschwüre, als Folgen einer geschwollenen Milz, nach Baglivs Bemerkung, sind hier eben so häufig, als zu Rom; daher sagt auch das Sprüchwort: Minorka ist gut für den Kopf, aber schlecht für die Schenkel. Endlich so leiden die Einwohner viel an Tertianfiebern, Brüchen, Entzündungen der Augen, an der Mundklemme, und selbst an dem Priapismus. Die Mundklemme befällt in der Stadt Barchimona die Kinder fast eben so häufig, als die Blattern. Sobald aber die ersten neun Tage verflossen sind, hat alle Gefahr ein Ende. Was die kritischen Tage anbetrifft; so sollen selbige hier sehr regelmäßig seyn. Lind giebt der Minorkanischen Luft ein schlechtes Zeugniß, wenigstens hält er Portmahon für sehr ungesund. Die epidemischen Fieber, welche hier in den Jahren 1745 bis 1749 herrschten, waren sehr bösartige Tertianfieber, doppelte Tertianfieber, die sogenannten Semitertianae, auch die Lypiria, Febris assodes, syncopalis u. s. w., in welchen die Rinde, selbst bey höchst unreiner Zunge und bey einem großen Vorrath von Unreinigkeiten in den ersten Wegen, gleich im Anfang der Krankheit gebraucht werden mußte. Es herrschten auch damals Hitzblattern, Cholera, Ruhr und das Seitenstechen. Das epidemische Seitenstechen war bald mit einem alle drey Tage nachlassenden Fieber verbunden: bald fehlten ihm sogar oft, wenigstens

in den ersten Tagen, die Kennzeichen eines Fiebers, und dennoch fand sowohl in diesem, als in andern Fällen, wo das Fieber sichtbar war, ein reichliches, fast bis zur Ohnmacht vorgenommenes Aderlassen statt. Cleghorn rühmt bey dieser Gelegenheit die im Ofen gebackenen und länglicht durchgeschnittenen Opuntienblätter, als ein erweichendes und schmerzstillendes Mittel, sehr, wenn solche auf die schmerzhaften Stellen gelegt werden. Den Cichorienfallat soll man hier in den Tertianfiebern häufig gebrauchen. Kömmt in Minorka ein Kind mit blauen Augen zur Welt, so beschuldiget der Mann seine Frau der Untreue.

Von dem medizinischen Zustand von Sardinien.

In diesem Lande, welches, wie Biörnstähl sagt, der wahre Contrast von England ist, giebts solche undurchdringliche Moräste und Waldungen, daß ein Reisender nicht wohl anders als mit einem Messer in der Hand sich einen Weg zu machen im Stande ist. Da nun die Inselluft schon an und für sich feucht ist, so muß sie es in Sardinien, dieser Ursache halber und der vielen stehenden Wasser wegen, vorzüglich seyn, und sie bekömmt durch die aufsteigenden unreinen Dünste oben drein eine solche böse Beschaffenheit, daß davon die Auswir-

kung

lung sowohl im Physischen als Moralischen gleich sichtbar wird. Man sollte glauben, Plato habe jenen Ausspruch: omnes insulanos esse malos, von hier her entliehen. Unreinlichkeit und Trägheit sind nur die geringsten Fehler ihrer unwissenden Einwohner: aber ihre Lüderlichkeit ist beyspiellos. Von der Venusseuche z. B. wird ganz offen in allen Häusern gesprochen, und da hört man oft die gnädige Frau sagen: mein Mann ist nach Marseille, um sich an den Franzosen curiren zu lassen, so bald er wieder kömmt, werde ich dahin reisen. Was die ungesunde Beschaffenheit dieser Insel aber anbetrifft; so war Sardinien schon vor Alters deshalb berüchtiget, und die Römer schickten ihre Missethäter zur Strafe hierhin. Cicero, der von der schädlichen sardinischen Luft nur zu sehr überzeuget war, schrieb an seinen sich daselbst aufhaltenden Bruder: er freue sich seiner Gesundheit, nur solle er des ungesunden Landes, worinn er sich aufhalte, eingedenk seyn. An einem andern Ort spricht er von einem aus Sardinien gebürtigen Tigellus, und sagt von ihm: die Grundsätze dieses Mannes sind pestilenzialischer, als die Luft seines Vaterlandes. Viel besser ist es dort, nach Linds Bericht, auch noch jetzt nicht; wenigstens herrscht hier alle Jahre vom Junius bis zum September ein böses Fieber, welches die Einwohner Intemperies nennen, und wogegen man folgendes Hausmittel an-

anwendet. Man glüet einige Stücke Glas im Feuer, löschet solche in Wein ab, welcher dadurch eine solche Eigenschaft bekommen soll, daß er, im Anfang der Krankheit genommen, Brechen erregt, in der Folge aber den Schweiß treibt. Dieses Fieber stellet sich erst als ein schleichendes Fieber ein, welches mit großer Beklemmung über die Brust und um die Herzgrube, einem beständigen Würgen, und bisweilen mit einem gallichten Brechen, worauf öfters ein Faseln folgt, begleitet ist. Das Fieber verwandelt sich in doppelt dreytägige, und hartnäckigte viertägige. Es rafft diese Krankheit jährlich eine große Anzahl Einwohner weg. Die zweyte hier gewöhnliche Krankheit ist das Sardonische Lachen, welches von dem Genusse des Ranunculi Icelerati, der hier häufig in den Sümpfen wächst, entstehen soll. Nachahmungswürdig ist bey den Sardiniern die Gewohnheit, jungen unverheuratheten Leuten kein Bette zu erlauben, sondern sie müssen auf harten Brettern oder Strohmatten schlafen. Der oben angeführten Seuche wegen ist Sardinien nicht bevölkert. Denn ob es wohl 140 englische Meilen lang und an die 75 breit ist, so zählt man doch nicht viel über 250000 Seelen.

Medizinischer

Rathgeber.

Zwey und dreyßigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 6ten August 1796.

Chur-Pfalzbayerische Verordnung, die Hornviehseuche betreffend.

Wir Karl Theodor ꝛc. ꝛc. Entbiethen jedermann Unsern Gruß und Gnade zuvor! Die mehrfältig eingelaufenen Berichte, daß in einigen Orten Unsrer Bayerischen Lande eine Viehseuche verspüret werde, deren äußerste Bösartigkeit bey weiterer und allgemeiner Verbreitung das Hornvieh in kurzer Zeit dahin zu raffen, und folglich dem gesammten Nahrungsstande eine fast unheilbare Wunde zu versetzen drohe; falls ihrer Fortpflanzung nicht die triftigsten Polizeyanstalten, und genaueste Sorgfalt entgegengesetzt wird, haben uns bewogen, zur Abwendung einer solch fürchterlichen Gefahr alle mögliche Mittel anzuwenden, und daher unerachtet der bereits schon bestehenden Verordnungen vom 26. July 1664 und 18. July 1788 in Betreff der Hornviehseuche nach vorläufiger Vernehmung, Unse-

rer Oberen Landesregierung, Hofkammer, Collegii medici, dann unter Beyrath Unsrer lieben und getreuen Landschaft folgende provisionale Verordnung zur Verhüt- und Heilung dieses in seinen Folgen verheerenden Uebels zu erlassen. Wir versehen uns zu allen Ortsobrigkeiten, sowohl Unsern als den Ständischen Beamten, Städt- und Marktsmagistraten, zu den Stadt- und Landphysikern um so gewisser, als Wir im Falle erweislicher Nachläßigkeit, oder gar geflissentlicher Verabsäumung Unserer gnädigsten Befehle dieselben mit Suspension, gänzlicher Dienstentsetzung und andern Strafen unnachläßig ansehen würden: hingegen versichern Wir jene, welche in Befolgung gegenwärtiger Verordnung besondern Eifer und Thätigkeit bezeugen werden, nicht nur Unsers höchsten Wohlgefallens und Gewogenheit, sondern auch vorzüglichen Bedachts auf sie bey schicklichen Gelegenheiten. — Damit sie aber auch gegenwärtige Verordnung in all ihren Puncten desto genauer zu erfüllen, und hierbey nichts zu übersehen in den Stand gesetzt werden, so haben Wir dieselbe der bequemern Uebersicht halber in folgende drey Abschnitte eintheilen lassen, als:

Tit. I.

Von den Policeyverfügungen, die vor dem Ausbruch der Seuche in dem Lande oder einer einzelnen Ortschaft zu treffen sind.

Tit. II.

Von jenen, die während der ausgebrochenen Seuche zur Verhinderung ihrer Ausbreitung anzuwenden kommen.

Tit. III.

Von den Verfügungen, welche nach Ende der Seuche vorzukehren sind, um derselben Rückkehr zu verhindern.

Ad Tit. I.

Von Polizeyverfügungen vor Ausbruch der Seuche. Setzen und verordnen Wir nun:

Artik. 1. daß jede Ortsobrigkeit Angesichts dieser Verordnung (und künftighin aller Orten, wo sich eine Seuche verspüren läßt) alsogleich das in ihrem Bezirk befindliche Hornvieh genau visitiren lasse, und zwar

A. Durch eigends dazu zu bestellende Visitatoren, welche in den Personen der vorhandenen Physiker, jedoch nur in dem Orte, wo sie sich befinden, dort aber wo keine befindlich, der in jedem Ort vorhandenen Schmiede, Brandmetzger, Abdecker, unter jedesmahligem Beyzuge zweyer der Sache verständigsten Männer aus der Gemeinde die dießfalls hiezu zu verpflichten sind, bestehen können, und die Visitation von Amts wegen unentgeltlich vorzunehmen haben.

B. Auch diese Visitation von 8 zu 8 Tagen mit Schlusse der Woche unnachläßig in jenen Ortschaf-

ten wiederhohlet werde, wo sich bey dieser erstmahligen Visitation krankes Vieh befinden sollte, oder wenn dieß nicht, wann die Anzeige geschähe, daß an einem Orte ein Vieh aufgestoßen sey.

C. Muß die Visitation Haus für Haus außerhalb den Ställen, sohin in freyer Luft geschehen, damit die Ställe nicht gählings durch die Visitatoren angesteckt werden, und

D. der Befund in einer kurzen tabellarischen Anzeige, welche der bey den Visitationen anwesende Gerichtsdiener, oder dessen Knecht, nach folgendem gedruckten Formular Lit. A. zu verfertigen hat, sogleich zu Gericht gebracht werden.

E. Sollten nun bey diesen wöchentlichen Visitationen an dem beschauten Viehe die Symptome der an mehrern Orten grassirenden Seuche (welche aus der für diesen Fall mitfolgenden medizinalischen Instruction sub Lit. B. zu ersehen kommen) befunden werden; so haben es die betreffenden Ortsobrigkeiten, welche dieß aus den wöchentlich empfangenen Anzeigen unfehlbar abnehmen müssen, nicht nur unverzüglich an die äußeren Regierungen zu berichten, welche, Falls sich bezeigt, daß vieles Vieh erkranket, ungesäumt weitern Bericht an Unsere Obere Landesregierung deßhalb zu erstatten haben, sondern es sollen auch gedachte Gerichter

F. den angrenzenden Obrigkeiten von dem verspürten Uebel schleunige Nachricht geben, damit

auch diese die nöthige Vorsorgsweise vorkehren können.

G. Dießfalls sind auch sogleich die vorhandenen Leib- Wund- und Thierärzte beyzurufen, und von ihnen über den Befund, ob nämlich die bemerkten Symptome jene der Seuche seyn, oder ob nicht etwa dieses Uebel in ein anderes übergehe, nicht nur der betreffenden Gerichtsstelle, sondern auch Unsern Regierungen und Collegio medico ungesäumte Anzeigen zu erstatten.

H. Damit aber auch durch jenes Vieh, welches in der Zwischenzeit von einer Visitation zur andern erkrankt, das Uebel sich nicht verbreite, so sollen die Eigenthümer oder Beständner, sobald sie an ihrem Viehe den geringsten Anstoß verspüren, gehalten seyn, dieses den Visitatoren anzuzeigen (welche hinnach wie ad Lit. C. verordnet ist) zu verfahren haben. Jene Unterthanen, welche nun diese ungesäumte Anzeige, aus was immer für einem Grunde verabsäumen, sollen nicht nur nicht den geringsten Nachlaß an Landesherrlichen und Landschaftlichen Abgaben zu hoffen haben, sondern wohl auch noch gar wegen der, durch ihren sträflichen Saumsal vergrößerten Ansteckungsgefahr mit einer arbitrarischen Leibesstrafe belegt werden; von denen hingegen, welche auch den geringsten Anstand sogleich behörig anzeigen werden, aus jeder Gemeinde jener, welcher die erste Anzeige gemacht, auf den Fall, wo er das

Stück Vieh, dessen Erkrankung er angezeigt, durch die Seuche verlieren sollte, alles übrige Vieh der ganzen Gemeinde aber von dem Anfall der Seuche ganz befreyt bliebe, nach vorläufig durch gerichtliche Attestate verificirter Aechtheit dieser Umstände den Werth hiefür ersetzt bekommen.

Artik. 2. Da nun bey der verordneten allgemeinen Beschau das Hornvieh, das jeder Unterthan besitzt, aufzuzeichnen kommt, so erhält jedes Gericht gelegenheitlich dieser Visitationen das Verzeichniß der Anzahl des vorhandenen Hornviehes ohnehin von selbst. Es haben daher alle Land- Pfleg- Herrschafts- und Hofmarktsgerichter, dann Städt- und Märktische Obrigkeiten gedachtes Verzeichniß in via solita in einer Zeitfrist von 30 Tagen zu Unsrer Obern Landesregierung einzusenden.

Artik. 3. So nothwendig aber die Visitation des im Lande vorhandenen Viehes bey verspürt ausbrechender Seuche ist, eben so wenig darf selbe im gleichen Falle, oder sobald man erfährt, daß die Seuche in einem benachbarten Lande grassire, an dem ausländischen Viehe bey den Eintrittsstationen vernachläßiget werden. Es soll daher, damit kein inländischer Ort durch ausländisches Vieh angesteckt werde.

A. Alles in das Land per Transito oder Consumo kommende Hornvieh bey den betreffenden Eintrittsstationen durch Sachverständige, welche

die

die Mauthner (so wie es in Artik. 1. Lit. A. die Obrigkeiten) zu bestimmen haben, nach Ausweis der nachfolgend medizinischen Instruction, und zwar gegen eine dem bestellten Visitatoren bey jeder Beschau für das Stück Hornvieh von dem Vieh-Eigenthümer oder Treiber zu entrichtenden Gebühr von 3 kr. visitiret, das verdächtige zurückgewiesen, und dieses der betreffenden ausländischen Stelle der nöthigen Verfügung wegen angezeigt werden.

B. Das gesund befundene soll aber jeder Viehtreiber nach der ihm von dem Mauthner der Eintrittsstation, und auf den Fall, wo er wegen gähling ausgebrochener Seuche durch irgend einen Ort nicht paßiren dürfte, und seinen Weg abändern müßte, von den Mittelstationen, oder den Gerichtsobrigkeiten, oder dem Cordons-Commando, und zwar aus diesen dreyen von dem, welches am nächsten gelegen, angewiesenen Marschrouten sein Vieh bey Confiscationsstrafe treiben.

C. Soll derley Viehtrieb dort, wo er übernachtet, fleißig von dem Vieh des Orts, so viel thunlich, abgesondert gehalten werden.

Artik. 4. Wegen des in Hinsicht auf Ansteckung auch leicht gefährlich werdenden großen Zusammenflusses des Viehes auf Märkten, verordnen Wir ferners gnädigst:

A. Daß auf jedem der zu den Viehmärkten zugänglichen Wege vor dem Eingange zu dem Markte ein

ein Visitator angestellet werde, welcher mit Zuziehung eines Gerichtsdieners vom Orte, und benöthigter Cordons-Mannschaft das ankommende Hornvieh nach der im Artik. 1. Lit. C. und E. festgesetzten Ordnung beschaue, und das der Seuche verdächtig scheinende alsogleich zurückweise, wofür ihm Visitator aus der Markts- oder Stadtkammer-Casse, oder von der Jurisdictions-Obrigkeit für diese Beschau des Tages, nach Beschaffenheit der Sache und Menge des beschauten Viehes 30 kr., auch 1 Gulden, höchstens aber 1 fl. 30 kr. zu entrichten kommt.

Artik. 5. Wegen gleicher Gefahr der Ansteckung soll es auch bey arbitrarischer Leibesstrafe den Vieheigenthümern und Hütern verboten seyn, krankes oder convalescirendes Vieh auf irgend eine andere Weide, als in Gärten, oder solche Plätze zu treiben, welche von der gemeinen Viehweide abgesondert und versperrt sind. Weßhalb aber inhaltlich sowohl der Forstordnung im 33ten Art., als Unserer gnädigsten Verordnung vom 3ten Juny 1762 §. 3. von jeder Gemeinde, welche noch mit keinem Hirten versehen, einer unnachläßig aufzunehmen, und wie dieses geschehen, von den betreffenden Ortsobrigkeiten in einer Zeitfrist von 6 Wochen unfehlbar gehorsamst einzuberichten ist.

Artik. 6. Damit aber auch das Vieh nicht aus Mangel gehöriger Pflege so leichterdings von der Seuche befallen werde:

A. Soll dasselbe mit reinem Wasser, das durch Beysatz von etwas Eßig oder Salz säuerlich gemacht worden, getränkt,

B. ehe man es austreibt, welches nicht vor einer Stunde nach Sonnenaufgang (während des Nebels oder Reifes aber gar nicht geschehen soll) dessen Heißhunger mit einem Handvoll Futter gestillt werden.

C. Ist, so viel thunlich, das Vieh abzuhalten, aus stehenden Lacken, und unreinen Pfützen zu trinken;

D. sind die Nachtweiden der Ochsen, ausgenommen auf den Alpen, gänzlich einzustellen. Dann soll auch

E. bey gesunden Heerden den Hirten schärfest aufgetragen werden, bey Vermeidung einer arbitrarischen Leibesstrafe, weder den Platz zu betreiben, welche die benachbarte Heerde kurz vorher beweidet hat, noch wo es thunlich, zwey gesunde Heerden näher als 800 oder wenigst 600 Schritte zusammen zu treiben.

F. Ist dieser Artikel nicht nur vor Ausbruch der Seuche in einzelnen Ortschaften, sondern auch während, und nach Ende derselben genauest zu vollziehen.

Tit. II.

Von den Polizeyverfügungen während der Seuche.

Artik. 1. Sollte sich aber dieser Vorsorgen ungeachtet die Viehseuche in einem Orte doch äußern,

so

so sind, um zu verhindern, daß das erkrankte Vieh das noch gesunde anstecke:

A. In einem solchen Orte zur Trennung des gesunden Viehes vom kranken, von Polizey wegen ungesäumt ganz abgesonderte leere Stallungen oder Hütten auszuzeigen, wohin das gesunde Vieh aus den Ställen sogleich zu bringen ist, und

B. im Mangel der Ställe, derley bedickte Hütten auf öffentliche Unkosten an entlegenen Orten aufzuschlagen.

Artik. 2. Ferners ist sogleich die Ortschaft, worin sich angestecktes Vieh befindet, dergestalt zu sperren, daß

A. Weder Mast- Zug- oder Melkvieh, es sey gesund oder krank, hinein oder heraus gelassen werde, bis man nicht durch glaubwürdige Nachrichten, besonders durch Zeugnisse der angrenzenden Ortschaften und Gerichtsstellen von dem Nachlaß der Seuche zuversichtlich überzeugt ist.

B. Während dieser Zeit soll durch derley Ortschaften auch kein Vieh getrieben werden, damit aber

C. Dieses Verboth desto gewisser gehalten, und man die Uebertrettungen desto leichter erweisen könne, soll in den angesteckten Ortschaften alles Hornvieh am rechten Hintertheile mit Oehlfarbe markirt werden, und zwar jedes Stück, es sey gesund oder krank, mit den zwey ersten Anfangsbuchstaben des

Na-

Namens der Ortschaft, worin es sich befindet, jedes erkrankte hingegen neben diesen Buchstaben überdieß noch am Horne mit rother Oehlfarbe.

D. Eben so wenig als das Vieh soll während der Sperre auch weder Heu, noch Stroh, noch Wolle aus einem eingesperrten Orte geführt werden; wenn

E. aber je aus einem angesteckten Orte ein Fuhrwerk in ein anderes nothwendig gehen muß, so soll dieses, in so fern es nur immer thunlich, bloß durch Pferde geschehen.

Artik. 3. Da sich auch das Contagium durch Menschen und derselben Kleidungen dem Viehe mittheilen kann, sollen

A. jene Personen, welche das abgesonderte kranke Vieh verpflegen, weder mit gesundem Viehe, noch denjenigen Leuten, die das gesunde Vieh besorgen (besonders nicht in denselben Kleidungen, welche sie in den Ställen oder Hütten getragen), bey Vermeidung einer arbitrarischen Leibesstrafe den mindesten Umgang haben.

B. Haben auch diejenigen, welche das kranke Vieh verpflegen, dabey keine wollene Kleider zu tragen.

Artik. 4. Ferners sollen, weil sich die Seuche auch durch die Häute des mit dem Contagium befallenen Viehes, derselben Aeser, Excrementen,

durch

durch Thiere fremder Gattung, welche sich bey ihnen und um sie aufgehalten, verbreiten kann.

A. Das an der Seuche gefallene oder auch als krank geschlagene Hornvieh an entfernte mit Zäunen und tiefen Gräben versicherte Plätze 8 Schuhe tief vergraben, jedoch um der Spur Willen auf einer Schleife, in einem Karn oder Trage dahin gebracht, und nicht zu viel auf einem Platz vergraben werden; weßhalb

B. an allen Orten, wo sich Spuren der Seuche wahrnehmen lassen, schon Vorsorgsweise von der betreffenden Gemeinde acht Schuhe tiefe Gräben zu graben sind, damit das todte Vieh sogleich durch den Wasenmeister, und von zwey eigens zu bestimmenden Männern, die sich aber dem gesunden Viehe nicht mehr nähern dürfen, ohne daß es ihnen doch zum geringsten Nachtheile gereichen soll, eingescharret werden könne.

C. Sollen die Abdecker weder ihre Gebühren, noch die Leimflechsen, noch den Kern von solchem Viehe zur Fütterung der Hunde, vielmi:der der Füchse nach Hause nehmen, oder in ihre Hütten führen, sondern wie es schon ad Lit. A. enthalten, 8 Schuhe tief vergraben.

D. Der Dünger des kranken Viehes verbrennt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erfindung der Kochkunst.

Die Kochkunst kam zuerst in Asien auf und wurde in den ältesten Zeiten von den Mannspersonen getrieben, wovon Jacob, Esau, Gideon, und der Knabe des Elisa Beyspiele sind.

Bey den Griechen war das Kochen ein Geschäffte der Weiber, besonders der Sclavinnen. Homer beschreibt schon ein Picknick, welches am Tage nach der Hochzeit gegeben wurde, die Menelaus seinen Kindern ausgerichtet hatte. Die Gäste giengen in das Haus des Königes, brachten Schaafe und Wein mit und ihre mit Schleyern bedeckte Weiber trugen Gebackenes. Solche Picknicks kommen im Homer mehrmals vor. Das Mästen des Federviehes war damals schon nicht unbekannt, denn in dem Hause des Menelaus wurde eine Gans gemästet, wie denn auch die Einwohner von Delos zuerst das Mästen der Hühner erfanden.

Bey den Römern wurde die Kochkunst anfangs vernachläßiget und war nur ein Geschäffte der Leibeigenen. Die Abendmahlzeiten der Römer bestanden aus drey Gängen; der erste bestand aus leichten Speisen, worunter die Eyer den Anfang machten, der zweyte begriff die Hauptspeisen, und der dritte das Obst. Als die Römer mit den asiatischen Völkern bekannter wurden, kam auch die Kochkunst in Rom mehr empor. Schon unter dem Consulat

des

des Spurius Posthumius Albinus und Quintus Martius Philippus, d. i. 568 n. R. E. wurde dieses Geschäffte zu einer Kunst erhoben. Die Pracht der Gastmäler stieg bald so hoch, daß man sich genöthiget sah, dieselbe durch Gesetze einzuschränken. Das älteste dieser Gesetze war das Orchische, welches der Zunftmeister, C. Orchius 566, nach andern 570 n. R. E. wider die Verschwendung bey den Gastmälern gab: Demohngeachtet nahm die Verschwendung zu; die Römer erfanden zur Zeit des Cincius und Fannius ein Lieblingsessen, welches sie das trojanische Schwein nannten. Man ließ nemlich in dem Bauche eines Schweins verschiedene andere Thiere kochen; da nun dieses mit Thieren angefüllte Schwein mit dem trojanischen Pferde Aehnlichkeit hatte, in dessen Bauche Soldaten verborgen waren: so wurde es deswegen das trojanische Schwein genannt. Wider dergleichen Ueppigkeiten wurde unter dem Consulat des Cajus Fannius und des Valerius Messala ein Rathsschluß gefaßt, den man kurz darauf in ein öffentliches Gesetz verwandelte, welches das Fannische Gesetz hieß, das eilf Jahre vor dem dritten punischen Kriege, nach einigen 588, nach andern 592 n. R. E. gegeben wurde und unter andern auch das Mästen der Hühner verbot. Sempronius Rufus ließ den ersten Storch zum Essen umbringen, und der Redner Hortensius, der sich im Jahr

699 n. E. R. den Gesetzen widersetzte, die der Senat wider die Verschwendung geben wollte, ließ zuerst Pfauen zurichten, um das Collegium der Vogeldeuter damit zu bewirthen. Noch höher stieg die Verschwendung bey den Gastmälern der Römer, als Lucullus Asien überwältiget hatte. Dieser Eroberer hatte mehrere Speisesäle, wovon jeder den Namen einer Gottheit führte, der zugleich dem Haushofmeister zur Noti; der Etiquette und der Kosten des Gastmals, das darinn gegegen wurde, diente. So kostete z. B. ein Abendessen im Saale des Apollo allzeit 50000 Drachmen, oder 6250 Thaler Sächsisches Geld. Zur Zeit des Pompejus erfand M. Aufridius Lurco das Mästen der Pfauen, womit er sich 60000 Sestertien verdiente. Um eben diese Zeit ließ der Schauspieler, Clodius Aesopus, auf einem Gastmale eine Schüssel auftragen, die 10000 Franken kostete. Es befanden sich lauter solche Vögel darinn, die singen oder sprechen gelernt hatten und wovon jeder 600 Franken gekostet hatte; der Sohn dieses Clodius Aesopus war ein eben so großer Verschwender, denn er bewirthete seine Gäste sogar mit Perlen, die er in Essig auflösete. Zu den Zeiten des Tiberius gab es in Rom bereits ordentliche Schulen und Lehrer der Kochkunst, wie Columella meldet. Nero trieb die Verschwendung noch höher. Er hatte einen Speisesaal von der künstlichsten Bauart; die Decke und ein

Theil der Seitenwände drehten sich durch einen verborgenen Mechanismus um die Tafel herum, ahmten die Bewegung des Himmels nach und stellten die verschiedenen Jahrszeiten vor, die bey jeder neuen Tracht Gerichte abwechselten. So wurden z. B. bey dem Sommer Gewitter vorgestellt, wo auf die Gäste statt des Hagels Blumen und statt des Wassers wohlriechende Essenzen herabfielen. Besonders zeichnete sich bey den Römern die Familie der Apicier durch kostbare Mahlzeiten aus. Der ältere Apicius that sich schon 100 Jahr vor dem Tiberius, oder 649 n. R. E. in der Schwelgerey hervor; doch übertraf ihn M. Gabius Apicius hierinn, der unter August und Tiberius lebte, denn er erfand selbst viele neue Speisen, z. B. ein salzigtes Gericht aus der Leber der Fische, er erfand mancherley Küchengeschirr, er wußte die Schweine mit trockenen Feigen zu mästen, und gab mehrere Arten Kuchen an, die nach ihm benannt wurden. Ein anderer dieses Namens, Cälius Apicius, schrieb ein Kochbuch, welches unter denen, die auf unsere Zeiten gekommen sind; das älteste ist; man weiß aber nicht gewiß, wenn er lebte. Einige halten ihn mit dem Apicius, der unter dem Trajan lebte und die Kunst verstand, Austern frisch zu erhalten für eine Person. Diese Apicier waren die Stifter mehrerer Kochschulen in Rom, wodurch die Verschwendung unterhalten und vermehrt wurde. Vitellius wurde von seinem Bruder mit 2000 auserlesenen Fischen und 7000 Vögeln bewirthet und Vitellius selbst ließ einmal, in einer einzigen Schüssel die Lebern, Zungen, die Milch und das Gehirn von vielen theuern Vögeln und Fischen auftragen.

Medizinischer

Rathgeber.

Drey und dreyßigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 13ten August 1796.

Beschluß der im letztern Stück abgebrochenen churpfalzbayerischen Verordnung die Hornviehseuche betreffend.

E. Ist genaue Sorge zu tragen, daß weder von dem kranken noch dem verreckten Viehe das mindeste in das Wasser, auf öffentliche Straßen, Aecker oder Dunghäufen, Weidenschaften oder Wälder verworfen oder verschüttet werde.

F. Daß Hunde, Katzen, Schweine, wenn sie sich in den Stall des kranken Viehes eingeschlichen, oder gar von solchem Aase gefressen hätten, getödtet, und ebenfalls tief verscharret werden.

G. Auch Schaafe und Geisen, die sich einem kranken Viehe genähert, sollen fleißig im fließenden Wasser gegen die Haare gewaschen werden.

H. Was aber die Häute des an der Seuche gefallenen Viehes betrifft, so sollen diese dem Viehe

erst an den entlegenen Orten, wo es verscharret wird, abgezogen werden, sodann sind diese Felle an die hiezu bestellten und verpflichteten Lohgerber zur Einkalkung verabfolgen zu lassen, der Ort und das Wasser, wo die Einkalkung geschieht, muß aber von der Weide und Viehtrifft entlegen seyn, auch das Wasser keinen Einfluß in die Gemeindetränke oder sonst wohin haben. Träte aber der Fall ein

I. daß die Häute selbst durch Beulen oder Geschwüre angegriffen wären, so sollen auch die Häute sammt dem verreckten Viehe 8 Schuhe tief vergraben werden.

Artik. 5. Nachdem bey dieser so bösartigen Seuche alles sorgfältigst vermieden werden soll, was die Verbreitung derselben veranlassen kann; so halten Wir es für vorzügliche Regentenpflicht, auch in dieser Rücksicht auf die Erhaltung der Gesundheit Unserer Unterthanen mit landesväterlicher Sorgfalt zu wachen; Wir setzen und ordnen daher,

A. daß von dem Fleische oder den Eingeweiden des erkrankten, noch weit weniger aber des verreckten Viehes das geringste unter was immer für Form oder Gestalt genossen werde, und setzen daher auf jene, welche sich unterfangen würden, derley Fleisch oder Eingeweide an wen immer zu verkaufen, wie auch auf jene, welche es dem Publikum Verleit geben, die Strafe der vorsetzlichen Vergifter nach Inhalt Unsers Cod. Crim. part. 1. Cap. 3. §. 12.

et 13. Weßhalb Wir um alle Gefährde hierbey zu verhindern, weiters verordnen, daß

B. in allen Orten, wo Fleischbänke vorhanden sind, das Schlachten und der Verkauf des Fleisches bey und in den Häusern bey schwerer Leibesstrafe unterbleiben soll, dann

C. auch in jenen Orten, wo keine Bänke vorhanden sind, sohin das Schlachten in den Häusern unvermeidlich ist, das Vieh, es sey von Metzgern oder andern Personen, nur in Gegenwart des Gerichtsdieners, des Brandmetzgers, und zweyer vertrauten Gemeindsmänner geschlachtet werden soll, welches auch ad Lit. B. zu beobachten, nebstbey aber zu bemerken kommt, daß in dem ersten und zweyten Falle des Schlachtens auf Bänken oder in Häusern, die Personen, deren Gegenwart beym Schlachten erfordert wird, die Stelle der verpflichteten ordentlichen Fleischbeschauer in Ermanglung derselben vertreten, und deßfalls eben so wie diese zur genauen Beschau obrigkeitlich zu verpflichten sind.

D. Wo aber derley ordentliche Beschauer sich befinden, sind sie zur Besichtigung des Viehes, Fleisches, und der Eingeweide beyzuziehen.

E. Gegen alle jene aber, welche sich dem ungeachtet unterfangen würden, ein oder mehrere Stücke Vieh gegen den klaren Inhalt dieser Verordnung zu schlachten, haben die Obrigkeiten bey schwerer

Selbstverantwortung unnachläßige Leibesstrafen zu verhängen.

F. Damit aber auch Niemand dieser Maaßregeln ungeachtet ein solches Fleisch heimlich verkaufen könne, wollen Wir eine genaue Amtsspähe gegen all jene eintreten lassen, welche das Vieh über Schleichwege treiben, oder das Fleisch herumtragen, sohin auf Viehtreiber, Metzger und Köche; diese sollen auf Betreten angehalten, das Fleisch ihnen abgenommen, und solches in Gegenwart des Gerichtsdieners und zweyer vertrauten Männer von dem Abdecker sogleich acht Schuhe tief vergraben werden, diese Schleichhändler aber im ersten Betretungsfalle ohne Unterschied der Person mit 25 constitutionsmäßigen Karbatschstreichen, das zweytemal aber als Vergifter nach Inhalt Cod. Crim. part. 1. Cap. 3. §. 12. gestraft werden, welches daher, wie auch die vorgängige Stelle Lit. A., auf den Kanzeln und durch öffentlichen Verruf bekannt zu machen ist.

Artik. 6. Endlich haben auch die Unterthanen bey Behandlung des kranken Viehes sich nach den Verordnungen der Aerzte und der mitfolgenden in künftigen Fällen jedesmal besonders zu erlassenden gedruckten Instruction um so gewisser zu achten, als sie sich ansonst keinen landesherrlichen oder landschaftlichen Nachlaß zu versprechen haben sollen.

Tit. III.

Von den Polizeyverfügungen nach Ende der Seuche, um derselben Rückkehr zu verhindern.

Artik. 1. Wenn die Seuche an einem Orte aufgehöret hat, sollen

A. alle Fahrnisse und Gefäße, die dem kranken Vieh gedienet haben, Trinkgeschirre, Besen, hölzerne Schaufeln, Gabeln, und die Stricke verbrannt.

B. Alles, was dabey von Eisen ist, ausgeglühet.

C. Die Baren mit neuen verwechselt, oder wenigst gut ausgehobelt, nachher mit einer scharfen Lauge oder lebendigem Kalkwasser durch 14 Tage ausgelauget.

D. Der hölzerne oder gepflasterte Boden ausgerissen.

E. Die Erde einen Schuh tief ausgegraben, und mit neuer verwechselt.

F. Die Mauern abgekratzet,

G. die hölzernen Saulen und Stalldecke, dann

H. der Boden, worauf das Futter gelegen, wenn er sich immediate oberhalb dem Stalle befindet, mit scharfer Lauge öfters ausgewaschen, nachher sehr dick mit Kalk verweißet.

I. Der so abgeänderte Stall täglich mit Wacholderbeeren, Essig und Kampfer ausgeräuchert, öfters gut gelüftet, und

K. zwey Monate hindurch vom Tage des letztgefallenen Viehes nicht mehr mit neuem bestellt werden. Ferners soll

L. das Heu, Grummet, Stroh und selbst die kurze Streu, so entweder oberhalb, oder in der Nähe des kranken Stalls gelegen, neuerdings auf Wiesen geführet, und wie neues Futter bearbeitet, auch erst nach zwey Monaten mit anderm Futter vermischt, verfüttert werden, jedoch ist

M. auch von so gereinigtem Futter dem neugekauften Viehe keines zu reichen.

Artik. 2. Ist das von der Seuche genesene Vieh erst 6 Wochen darnach auf die gewöhnliche Weide zu lassen.

München den 9. Juny 1796.

Ex Commissione Serenis Dni. Dni. Ducis, et Electoris speciali.

(L. S.)

Joseph Anton Eisenriet,
churfl. obern Landes-Regierungs-Secretär.

Lit. A.

Formular des Visitations-Verzeichnisses ad Tit. 1. Art. 1. Lit. D.

Obmannschaft.

Dorf N.

Eigenthümer, oder Hof N. — — hat	Ochsen.			Kühe.			Junges.		
	Gesund	Krank	Gefallen	Gesund	Krank	Gefallen	Gesund	Krank	Gefallen

Lit. B.

Medicinischer Unterricht.

Die Hornviehseuche, die seit einiger Zeit verschiedene Gegenden Baierns heimgesucht, und manche Ställe ausgeleert hat, ist keine neue Krankheit. Sie kommt leider in diesem Jahrhundert schon zum viertenmale, und bedrohet den Viehstand mit den nämlichen Verheerungen, die sie bereits in den Jahren 1713 bis 1716, dann von 1729 bis 1735, und wieder von 1742 bis 1745 unter selbem angerichtet hatte. Jedesmal wüthete sie so heftig, daß es in Baiern und in dem angrenzenden Schwaben etwas seltenes war, ein Stück Hornvieh zu sehen.

Man hat dieser Seuche verschiedene Namen gegeben, als Löserdörre, Uebergallung, Ruhr u. s. w. Allein keine dieser Benennungen paßt zu ihrer Natur; wohl aber können sie in der Curart irre führen. Ihr Name ist: wahre bösartige Hornviehseuche, und ihre Natur, gänzliche Abspannung der Lebenskräfte, und Neigung aller Säfte zur schnellen Fäulniß.

So geschwind diese Seuche das Hornvieh immer tödtet, so kann man doch an selber ganz füglich drey Zeiträume bemerken, als: 1) den Zeitraum der Ansteckung, 2) den des Ausbruches, und endlich 3) den des Laufes der Krankheit.

§. 1.

Zeichen des ersten Zeitraums.

a) Ekel an Futter und Trank.

Dieser Ekel ist nicht anhaltend, er geht vorüber, und die Thiere verlieren erst die ganze Eßlust, wenn die Krankheit schon ausgebrochen, oder dem Ausbruche sehr nahe ist.

b) Sparsamer und vertrockneter Abgang des Mistes.

c) Milben, oder auch die sogenannten Dörrwürmer im Munde.

d) Kleiner schneller Puls.

Man fühlt ihn an der äußern Kinnpulsader unfern dem großen Ganaschenwinkel. Im gesunden Zustande zählt man bey dem Hornviehe 35 bis 40 Schläge in einer Minute.

e) Ungleiche, wechselnde Wärme.

Die Hörner, und die Ohren eines angesteckten Thiers sind bald ganz, bald nur zum Theile jetzt kalt, jetzt warm. Auch auf der Haut des Thieres kann diese Abwechslung bemerkt werden.

f) Leichtes Hüsteln.

Wenn ein Stück diese Zeichen äußert; wenn etwa noch obendrein im Orte selbst schon ein anders Stück krepirt, oder dieser Zeichen wegen abgeschlachtet worden ist, so darf man in wenigen Tagen dem Ausbruche der Seuche entgegen sehen. In dieser Lage nun treten

1) Alle Polizeyverordnungen ein, die den Eigenthümer des kranken Viehes sowohl, als den Ort betreffen, der von nun an als inficirt anzusehen ist.

2) Soll dem kranken Stück täglich nur ein Drittheil seines gewöhnlichen Futters dargereicht werden. Um aber diesen Abgang mit Vortheil zu ersetzen, soll

3) das Stück mit einem stark gekochten Gersten- oder Leinsaamen-Absud, der mit Essig gesäuert ist, öfter getränkt werden.

4) Muß dem Stück ein in Spanischfliegen-Essig gebeiztes Leder, oder eine derley Schnur, oder auch die Christwurz vorne am Triel gesetzt werden.

5) Dieses Leder, oder Schnur, oder Wurze soll drey Wochen lang gesteckt bleiben, und die Geschwulst täglich zweymal mit lauem Wasser rein abgewaschen werden: sollte aber die Geschwulst beträchtlich werden, worüber man sich nicht entrüsten darf, so muß selbe

6) mit dem Aderlaßeisen mehrmalen geöffnet, und die dadurch gemachte Wunde mit Basilikonsalbe, oder im Abgange derselben mit frischer Butter eingeschmiert werden.

7) Jeden Morgen soll dem Thiere das Pulver No. 1. gegeben, nach diesem

8) der Kauprügel, der an seinen beyderseitigen Enden mit Schnüren an den Hörnern des Thieres be-

befestigt wird, ihm in den Mund gelegt, ein halbe Stunde so gelassen, und dann

9) der Mund desselben mit No. 2. fleißig und reinlich ausgewaschen werden. Eine Stunde darauf wird es mäßig gefüttert.

10) Desgleichen soll ihm jeden Abend die Medizin unter No. 3. gereicht, der Kauprügel, wie in der Frühe, eingelegt, eben so der Mund ausgewaschen, und eine Stunde darauf das mäßige Futter gereicht werden.

11) Das Striegeln des Viehes, das tägliche Uebergießen oder Abwaschen mit kaltem Wasser, die Reinlichkeit des Stalles, und vorzüglich die unter No. 4. beschriebenen Getränke sind nicht außer Acht zu lassen, indem sie zur Vorbeugungskur ungemein viel beytragen.

12) Wenn nun die oben mit a) b) c) d) e) f) bemerkten Kennzeichen der Ansteckung verschwinden, so mag das Vieh als gesund angesehen, und die so eben beschriebene Kurart allmählig, aber ja nicht mit einemmale aufgegeben werden. Es läßt sich nicht bestimmen, wie viele Tage nöthig sind, um ein angestecktes Vieh herzustellen: wohl aber hat die Erfahrung bewiesen, daß

13) Diese acht Tage lang fortgesetzte Kurart hinreichend sey, das nicht angesteckte Vieh vor der Seuche zu verwahren, und sicher zu stellen, besonders wenn die beschriebenen Medicamente auch

in

in der Folge etwa die Woche ein- bis zweymal gegeben werden.

Bey Thieren, die in diesem Zeitraume geschlagen und geöffnet wurden, fand man die Eingeweide, und, was wohl zu merken, die Gallenblase in ihrer natürlichen Gestalt. Nur die vier Mägen und die Gedärme hatten etwas Widernatürliches an sich, indem sie wie ausgewaschen und verschiedentlich gerümpft aussahen. Die Galle war dünner, wässerigter. Das Blut, das man den Thieren vor dem Abschlagen aus der Ader ließ, war schwarz, und konnte nicht zum Gerinnen gebracht werden, sondern blieb, wie eine wässerige Sulze, halbflüssig.

§. II.

Zeichen des Ausbruchs.

Ein angestecktes Thier, das in dem ersten Zeitraume aus Leichtsinn, oder aus einem andern strafbaren Beweggrunde sich ganz überlassen wird, geht in wenigen Tagen in den zweyten über. Dieser Zeitraum beginnt mit einem starken Fieber, wovon das Thier meistens gegen Abend befallen wird. Die Kennzeichen des Fiebers sind:

1) Kälte der Hörner, Ohren und Gliedmaßen.
2) Zittern des ganzen Leibs, und vorzüglich der Hinterschenkeln.
3) Sträubung der Haare.
4) Zähnknirschen.

5) Schütteln des Kopfs.

6) Unwillkührliches Aufstoßen aus dem Magen.

Dieser Zustand des Frostes dauert eine, auch mehrere Stunden. Hierauf folgt die Hitze, und das kranke Thier

7) legt sich auf die Streue nieder:

8) Athmet geschwind, ängstlich:

9) Die Hitze läßt sich an den Hörnern und Ohren fühlen, besonders aber

10) durch den Puls bemessen, der nicht selten bis auf 85 - 90 Schläge in einer Minute steigt.

Von nun an ist der Zustand des Thiers äußerst gefährlich, und die Krankheit nimmt beynahe von Stund zu Stund an Heftigkeit zu. Nichts destoweniger soll das Vieh nicht ohne Hülfe gelassen werden, weil man hinlängliche Beyspiele hat, daß zwar nicht alles, doch aber vieles gerettet werden könne. Man giebt also dem Viehe

a) während des Fieberfrostes No. 5. Sollte der erste Zeitraum vernachläßiget worden seyn, so

b) setzt man dem Thiere das Leder, wie oben bey 4) bemerkt worden ist: und im Falle, daß es nicht bald eine Wirkung hervorbringt,

c) zwey Blasenpflaster auf die weiche Haut der inwendigen Hinterschenkeln. Sieh No. 6.

d) Noch vorzüglicher ist das Brennen mit einem glühenden Knopfeisen auf der Stelle, wo das Leder steckt.

In diesem Zeitraume steht das Vieh vom Futter und Tranke vollständig ab: die Milch bey Kühen verliert sich: tragende verwerfen, oder bringen ein todtes Kalb. Der Mist ist trocken, und geht, wie der Harn, mit Schmerzen ab. Deßwegen steht das Vieh mit den hintern Füßen nach vorne, krümmt seinen Rückgrath in Form eines Buckels, und spielt verschiedentlich mit seinem Schweife. Die Augen werden trübe, und fangen an zu rinnen: eben so die Nase. Die Zähne werden locker, und der Athem übelriechend. Das Thier giebt durch sein ganzes Betragen deutlich zu erkennen, daß es Schmerzen habe: vorzüglich kann es nicht dulden, daß man ihm mit der Hand vor- oder rückwärts den Rückgrath streiche; es zieht selben auf der Stelle ein, um sich dadurch dem Schmerz zu entziehen.

Thiere in diesem Zeitraume geschlagen, haben in ihren Eingeweiden schon mehrere Merkmale der Krankheit. Die Gallenblase ist größer als in dem natürlichen Zustande: die Galle selbst aufgelöst und übelriechend. Der Löser aber enthält weit öfter angefeuchtetes, als trockenes Futter.

(Der Beschluß folgt.)

Erfindung.

Logik, Vernunftlehre zeigt, wie man die Vernunft bey Untersuchung der Wahrheit richtig leiten müsse. Pythagoras und seine Schüler brachen zuerst die Bahn zu dieser Wissenschaft. Der Pythagoräer Ocellus bediente sich zuerst der Lehrart der Erklärungen und Archytas brachte die Gegenstände der Gedanken in gewisse Klassen. Zeno von Elea erfand die Dialektik, oder die Lehre von den Trugschlüssen und machte einen Unterschied unter den Wirkungen des Verstandes. Nach ihm erweiterte Eubulides die Dialektik, welches auch Cleanthes und Chrysippus thaten. Socrates erfand den Schluß per inductionem, das Disputiren durch Frage und Antwort, oder die Socratische Methode, da man andern durch geschickte Fragen wichtige Wahrheiten beybringt, auch erfand er in den Definitionen den Gebrauch des generis und der differentiae. Daher macht Cicero den Socrates zum Urheber der Logik und sagt, daß er sie aus dem Himmel geholt habe, um sie den Menschen bekannt zu machen. Socrates selbst schrieb nichts von dieser Wissenschaft, aber Plato hat uns mehreres von ihm aufbehalten. Plato war der erste, der die Dialektik zu einem Theil der Philosophie machte, ob er gleich selbst keine Dialektik schrieb.

Aristoteles war der erste, der eine Logik schrieb

und

und sie in die Form einer Wissenschaft brachte; den theoretischen Theil derselben nannte er Analytik und den practischen Dialektik. Er folgte der geometrischen Lehrart, das ist, er bediente sich keines Ausdrucks, der nicht erklärt war, keines Satzes, den man nicht zugestanden hatte und urtheilte blos in schließender Form. Er sonderte zuerst die Regeln zu disputiren von der Sache ab, worüber man disputirte und brach die erste Bahn zu den apodictischen Wahrheiten. Einige behaupten, daß er auch die Schlußrede zuerst erfunden habe; wenigstens ist dieses gewiß, daß er die syllogismos auf gewisse modos und figuras brachte. Von ihm schreiben sich die drey ersten Figuren oder Grundregeln her, wornach die mancherley Schlüsse eingerichtet werden und von denen er in seinen analytischen Büchern den Erweis gab. Die vierte syllogistische Figur, die aber nicht von sonderlichem Nutzen ist, soll Galenus hinzugesetzt haben; man findet aber in seinen Schriften nichts davon. Die 10 Kategorien, oder Prädikamente, soll Aristoteles von dem Pythagoräer Archytas empfangen haben.

Porphyrius, der im dritten Jahrhundert n. C. G. unter dem Kaiser Diocletian lebte, erfand die fünf Praedicabilia und Boethius vermehrte im sechsten Jahrhundert nicht nur die Lehre von den Erklärungen und Eintheilungen, sondern erfand auch die Lehre von den hypothetischen Schlüssen.

Laurem-

Laurentius Valla † 1465. reinigte die Logik zum Theil vom scholastischen Wust, that auch etwas eigenes hinzu; besonders wollte er die dritte syllogistische Figur nicht leiden und brachte die zehn Kategorien, oder Prädicamente auf drey zurück. Petrus Ramus gab 1543 der Lehre von den quatuor generibus causarum, die er schon beym Aristoteles fand, ihre rechte Gestalt und suchte sie beliebt zu machen. Melanchton ließ schon viel unnützes aus der Logik weg und behielt nur das nützlichere bey. Die erste deutsche Logik gab Wolfgang Büttner 1576 zu Leipzig heraus. Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts bemühete sich Edmund Richerius, die Logik wieder auf die ersten Gründe der Natur zurückzuführen. Sein Buch war gleichsam der Vorgänger des Cartesius. Cartesius zeigte in etlichen Schriften von 1637 und 1641, daß man ohne scholastische Terminologien und ohne aristotelische Logik philosophiren und sich auch dem Ungelehrten deutlich machen könne. Er gab daher vier Regeln, die den Sachen nach zwar nicht neu waren, aber doch dazu dienen sollten, die Syllogismus-Kunst entbehrlich zu machen. Der erste Cartesianer, der eine vollständige Logik schrieb, war Johann Clauberg; er gab sie 1655 heraus und war der erste, der in Deutschland den Cartesianismus lehrte.

Medizinischer
Rathgeber.

Vier und dreyßigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 20ten August 1796.

Bremen.

Gründliche Anleitung alle Arten der venerischen Krankheiten genau zu erkennen und richtig zu behandeln, zur Vorbauung der Empirie mit den nöthigen Arzneyformeln, nach dem Muster der bewährtesten Aerzte versehen für Aerzte, Wundärzte, und Layen in der Arzneywissenschaft, von Dr. Johann Valentin Müller, ausübendem Arzte in Frankfurt am Mayn. Erster Band. Bey Friedr. Willmans. 302 S. 8°. 1796.

Die praktische Bearbeitung der Lustseuche hat in den neuern Zeiten, durch vielfältige Verbesserungen, Berichtigungen und nähere Bestimmungen, ohnstreitig auf so mancherley Weise gewonnen, und so große Schritte gemacht, daß es eine interessante

Beschäfftigung ist, die neuern Bereicherungen der Kunst, mit den Wahrheiten der vorigen Zeiten zu bearbeiten, und ein dem Zeitalter angemessenes Handbuch zu liefern. Zu diesem Plan ein Scherflein beyzutragen, und auf der andern Seite der leidigen Empirie, welche in keinem Fache größer ist, als bey venerischen Krankheiten entgegen zu arbeiten, war meine Absicht bey der Herausgabe dieser Anleitung, wovon ich hier den Inhalt anzeige.

Erstes Kapitel. Hierinnen wird die Geschichte des Ursprungs der Lustseuche untersucht, ich habe die Nachforschungen eines Astrucs, Girtanners, Henslers, Gruners und Sprengels dabey zum Grunde gelegt, und glaube nach meiner Ueberzeugung dargethan zu haben, daß der Amerikanische Ursprung noch immer die mehrste Wahrscheinlichkeit vor sich habe. Zweytes Kapitel. Von dem venerischen Gifte überhaupt. Die Lustseuche giebt einen starken Beweis für die Humoralpathologie ab. Einige allgemeine Bemerkungen über Humoralpathologie, mit beygefügten Gründen, daß bey der Lustseuche die flüßigen Theile vorzüglich und zuerst leiden. Drittes Kapitel. Venerische Ansteckung. Beweise für die Ansteckung durch die Zeugung. Auch durch gemeinschaftliche Trinkgeschirre kann dieselbe erfolgen. Viertes Kapitel. Von den Vorbauungsmitteln der venerischen Krankheit. Fünftes Kapitel. Vom Tripper überhaupt. In den aller-

meisten

meisten Fällen ist der Tripper keineswegs als venerisch anzusehen, sondern muß vielmehr als ein eigenes unreines Uebel betrachtet und behandelt werden.

Sechstes Kapitel. Geschichte der Tripperkrankheit.

Siebentes Kapitel. Allgemeine Bemerkungen über die Heilart des Trippers. Der Tripper darf nie bloß den Heilkräften der Natur überlassen werden. Starke Abführungen taugen nichts, und haben die nachtheiligsten Folgen. Der Gebrauch der Balsame gründet sich auf die irrige Hypothese, daß Geschwüre die Ursache des Trippers wären. Urintreibende Mittel, selbst der Salpeter sind im Anfange der Krankheit unschicklich. Queckfilbermittel verschlimmern den gemeinen Tripper ungemein, nur da, wo eine venerische Schärfe aus dem Körper sich auf die Harnröhre abgesetzt hat sind sie zuträglich, und wo eine scrophulöse Komplication vorhanden, muß eine Verbindung von Queckfilber mit Spießglaß angewandt werden. Das Aderlassen schränkt sich blos auf vollblütige Personen ein, und wo ein starker Grad von Entzündung vorhanden ist. Bey Personen von einer zärtlichen Leibesbeschaffenheit ist diese Ausleerung nicht zuträglich. Campher ist, wenn keine Vollblütigkeit vorhanden, ein herrliches Mittel, weil er besonders im Stande ist, den Reiz zu tilgen, und den beschwerlichen Priapismus zu heben. Canthariden sind bey vollblütigen, empfindlichen und reizbaren Subjecten gar nicht an-

wendbar. Aber bey anhaltenden Nachtrippern, wo Schlaffheit der Gefäße in hohem Grad vorhanden, und bey phlegmatischen Naturen kann die kluge Anwendung in kleinen Gaben von Nutzen seyn. Einspritzungen. Die mancherley Gattungen werden durchgegangen, und aus Gründen die Girtannersche Meynung widerlegt. Achtes Kapitel. Heilung des Trippers näher bestimmt. Nach meiner Erfahrung ist in der ersten Periode weikards salzigtes Fieberpulver von Nutzen. Ist sehr vieler Reiz, heftiger Priapismus und schmerzhafte Pollutionen zugegen, so dienet Campher mit Mohnsaft. Salpeter darf nicht gegeben — auch mit Umschlägen von Bleymitteln um das Glied darf nicht lange fortgefahren werden, weil selbige einen schädlichen Einfluß auf die Muscelkraft des männlichen Gliedes äußern. Rhabarber darf auch nur spa:sam gegeben werden, weil nach meiner Erfahrung, auf starke Gaben Hodengeschwulst, und Unterdrückung des Trippers zu erfolgen pflegt. Verschiedene Nüancen des Trippers, als wenn er von rosenartiger, oder oedematöser Beschaffenheit ist, oder wenn gallichte Unreinigkeiten damit verbunden sind, werden beschrieben, auch einige Vorurtheile der Herrn Hunter und Girtanner widerlegt. Neuntes Kapitel. Von den Zufällen, die bisweilen bey oder nach dem Tripper erscheinen. Dahin gehören der gestopfte Tripper. Das Bluten

aus

aus der Harnröhre. Ich habe von einer Mischung aus einem Dekokt der Simaruba, mit Alaun und Vitriolsäure augenblickliche Hülfe gesehen. Schmerzhafte Krümmung des männlichen Gliedes. Eine Salbe aus Nachtschatten, Weißmohnsaamenöl und Sydenhams Laudanum hat mir gute Wirkung geleistet. Nachbleibende Empfindung. Ich habe in verschiedenen Fällen von dem häufigen Genuß schleimigter Getränke, und daraus verfertigten Einspritzungen vielen Nutzen gesehen. Einmal half der Gebrauch der Bärentraube. Vorzüglich aber scheinen bey diesem Zufall Hämorrhoiden und Gichtmaterie eine Hauptrolle zu spielen, welche alle Aufmerksamkeit von Seiten des Arztes verdienet. Zehntes Kapitel. Von der Entzündung der Hoden. Girtanners Meynung daß nie eine Metastase der Trippermaterie statt finde wird widerlegt, und gezeigt, daß das System der absorbirenden Gefäße, sowohl durch Reizung als auch durch Einsaugung einer fremden Materie könne affizirt werden, und der Arzt jederzeit diese beiden Ursachen vor Augen haben müsse. Die warmen erweichenden Umschläge verdienen in den mehrsten Fällen den Vorzug vor den kalten. Eilftes Kapitel. Von der Entzündung der Vorsteherdrüse und deren Geschwulst und Verhärtung. Von dieser letztern Art wurde ein Fall durch Pillen aus spanischer Seife, Amoniacgummi, Schierlingsextrakt, Quecksilber und Goldschwefel,

verbunden mit dem Einreiben der flüchtigen Salbe und dem Gebrauch der Visceral-Klystiere gehoben. Zwölftes Kapitel. Von der Augenentzündung. Dreyzehntes Kapitel. Von der Phymosis. Vierzehntes Kapitel. Von der Paraphymosis. Fünfzehntes Kapitel. Von einigen Krankheiten, die das Urinlassen und die Harnröhre betreffen. Siebenzehntes Kapitel. Männliches Unvermögen zur Zeugung. Achtzehntes Kapitel. Vom Schleimtripper. Neunzehntes Kapitel. Von dem Frauenzimmertripper.

Beschluß des im letztern Stück abgebrochenen medicinischen Unterrichts die Hornviehseuche betreffend.

§. III.

Verlauf der Krankheit.

So böse der Zustand des kranken Viehes bis jetzt war, so verschlimmert er sich in dem dritten Zeitraume doch noch immer und immer. Denn nebst dem, daß die obenerzählten Krankheitszufälle an Heftigkeit zunehmen, kommen auch neue hinzu. Diese sind:

a) Bösartige Bräune.

Die Milben oder sogenannten Dörrwürmer gehen in Geschwüre über; verbreiten sich auf der Zunge, im Gaumen und Schlunde. Daher

wird

wird der Athem des Thiers äußerst stinkend, und das Hinunterschlingen sehr schmerzhaft, beynahe unmöglich. Das Athmen wird geschwinder, und das Thier ächzet.

b) Geschwülste unter der Haut.

Sie entstehen an verschiedenen Orten des Körpers, enthalten eine jauchigte Feuchtigkeit, oder auch nur Luft. Im letztern Falle rauscht die Haut an der geschwollenen Stelle, wie gespanntes Pergament.

c) Aufschwellen des Hinterleibes mit Gepolter, und endlich

d) ein gallicht wässerigter, oft mit Blut vermischter, äußerst stinkender Durchfall.

Ist dieser eingetreten, so fällt der Hinterleib des Thiers plötzlich zusammen, und es steht ganz eingefallen, und wie platt gedrückt da.

Ist es mit dem Thiere so weit gekommen, so ist größtentheils weder die Natur desselben, noch die Kunst im Stande, es zu retten, und es geht am 4ten, 5ten, auch 6ten Tag zu Grund. Unterdessen geschieht es doch, daß an eben diesen Tagen der Durchfall sich mindert, eine gleiche Wärme sich über den Körper des Thiers ausbreitet, und auf der Haut desselben eine beträchtliche, oder mehrere kleine Geschwülste erscheinen. Diese Erscheinung ist von guter Vorbedeutung: die Thiere überleben den 9ten Tag, und genesen am 12ten.

Man muß also der Natur des Thiers auch in diesem letzten Zeitraume zu Hülfe kommen, und giebt zu diesem Ende von No. 7. nach unten bemerkter Art und Weise.

Zeichen der Genesung sind Wiederkehr der Eßlust, der Milch, des Wiederkauens u. s. w.

Dieser Zeitraum macht große Zerstörungen in den Eingeweiden des Viehes. Man findet im Hinterleibe durchgehends, oft in der Brust, auch sogar im Gehirne und Rückgrath übelriechendes Wasser. Die angefüllte Gallenblase ragt zwischen der Leber und dem ersten Magen hervor. Die Galle ist aufgelös't, scharf riechend, macht einen Bodensatz, und beträgt bey erwachsenen Stücken meistentheils mehr, als eine halbe Maaß. Der erste Magen ist mit einer Pestluft angefüllt, und seine innere Haut bräuner als gewöhnlich: auch läßt sie sich, wenn man mit dem Messer leise darüber wegfährt, leicht ablösen. Dieses nämliche Gebrechen findet man auch in den übrigen drey Mägen und den kleinen Gedärmen; überall ist die innere Haut mißfärbig und losgeätzet. Das Fett an den Nieren, an dem Netz und Gekröse ist einem gelbgesulzten Wasser ähnlich. Die innere Haut der Luftröhre ist meistens röthlicht, die Höhlung selbst mit einem übelriechenden weißen Schaum angefüllt. In das Zellgewebe ist an verschiedenen Orten Blut eingetreten, wodurch Flecken gebildet werden, die den Brandflecken

ähn-

ähnlich sind. Daher kommt es, daß die ganze innere Seite des 4ten Magen- und des Darmkanals brandig aussieht; daher, daß manche die Lunge als entzündet ansahen, und so die Krankheit mißkennt haben. Sogar in den Häuten der größern Gefäße ist dieser Eintritt des Blutes in das bindende Zellgewebe bemerklich. Das Herz ist schlapp, bleich; das Gehirn weich; das Mark schmierig: und das Fleisch schwammigt. Gar oft liegen Brandflecken so gleich unter der Haut, vorzüglich nach der Länge des Rückgrathes hin.

Obwohl nun jeder selbst begreifen kann, daß die schwächende Curart, als Purgieren, Aderlassen u. s. w. zu nichts diene, als das Vieh ganz rettungslos zu machen: so will man doch am Ende noch jeden davor gewarnet, und zu folgenden Rezepten angewiesen haben.

No. 1.

Man nimmt gepülverte Wurze Angelica,
— Enzian, von beiden 1 Pf.
— Rhabarbar 1/2 Pfund.
— reinen Weinstein 1 1/2 Pfund.

Von dieser Mischung sind täglich in einer Maaß lauem Wasser zwey Löffel voll, oder 4 Loth durch den Mund zu geben.

No. 2.

Man nimmt rohe Gerste eine Hand voll, kocht sie in einer Maaß Wasser, bis sie aufspringt, seigt

seigt es ab, und setzt dazu:
Alaun ein Loth, oder im Abgange dessen
Kochsalz und Essig:
Honig einige Löffel voll.
Zum Mundwaschen.

No. 3.

Man nimmt stinkenden Asant 8 Loth.
arabischen Gummi,
Campher in Weingeist aufgelös't, von bey-
den 4 Loth:
guten Weinessig 2 Maaß.
Jeden Abend davon wohl aufgerüttelt 8 bis
10 Löffel voll zu geben.

No. 4.

Man nimmt eine Hand voll Chamillen oder Schaaf-
garbe, oder jedes andere bitter riechende
Kraut und Blüthe; z. B. Wermuth, Tau-
sendgüldenkraut, Salbey u. dgl., gießt es
in einer Maaß siedenden Wassers an, läßt
es in einem zugedeckten Geschirr eine Viertel-
stunde lang stehen, seigt es ab, und setzt
dazu:
Weinessig, ein Quart.
Jedesmal nach genommener Medizin dem
Vieh durch das Maul einzugießen.

No.

No. 5.

Man nimmt vom Aufgusse No. 4. eine Maaß, und setzt dazu

Hollundermuß, oder sogenannte Hollersalze 2 bis 4 Löffel voll.

In dem Fieberfrost zu geben.

No. 6.

Man nimmt Gummipflaster, so viel nöthig:

bestreicht damit 2 Stücke Leinwand, jedes 6 Zoll lang und breit, und streuet darauf spanisch Fliegenpulver 2 Quentchen auf jedes, daß die Ränder des Pflasters frey bleiben. Ist die Haut aufgezogen, und die Blase geöffnet, so wird die Wundstelle mit Butter eingeschmiert, mit dem Gummipflaster bedeckt, und täglich zweymal gereinigt.

No. 7.

Man nimmt gepulverte Chinarinde 3 Loth:

gießt es an mit einer halben Maaß siedend Wasser. Nachdem es lau geworden, setzt man bey;

Campher mit arabischem Gummi abgerieben ein halb Quent.

Oesterreicher Wein ein Quart.

Diese Gabe wird dem Stück alle 6 Stunden gereicht: in der Zwischenzeit aber Leinsaamenabsud, oder No. 4. ohne Essig gegeben.

Die Campherpulver müssen Paquetenweise aus der Apotheke abgelangt werden.

Von Hemmung der Lebenskraft durchs Erdrosseln und Erhängen.

Die nächste Ursache des Todes in den Personen, die vom Erhängen sterben, ist ein Gegenstand, welcher die Aufmerksamkeit der berühmtesten ältern und neuern Aerzte beschäfftigt hat; gleichwohl aber scheinen sich die Zergliederer und Physiologen in unsern Tagen noch immer in der nämlichen Dunkelheit und Ungewißheit ihrer Meynungen, wie ihre Vorgänger, zu befinden. Indessen halten wir es nicht für überflüßig, die verschiedenen darüber geäußerten und in Ansehen gewesenen Meynungen, nebst denen die noch bis jezt herrschen, hier etwas näher zu beleuchten.

Daß diese Todesart von der Zuschnürung der Halsnerven verursacht würde, war eine der ersten Meynungen. Man unterband die Nerven des Halses in vielen und verschiedenen Thieren: in einigen sollen davon tödtliche Wirkungen entstanden seyn, aber bey der allergrößten Anzahl derselben erfolgten sie nicht.

Andere schrieben den Tod dem Zusammendrücken der Hauptschlagadern zu. Man stellte auch hierin Versuche mit Unterbindung dieser Gefäße an; und in vielen Fällen schien das Thier nicht im geringsten irgend einen besondern Zufall zu erleiden.

Die dritte Meynung war die, daß man die

Zusammenpressung der Drosseladern für die Ursache des Todes hielt; allein da man alle größern Blutadern des Halses, sowohl die äußerlichen als innerlichen, besonders für sich und allein unterband, ohne daß Schlagfluß, oder auch nur schlafsüchtige Zufälle bey diesen so behandelten Thieren entstanden, so fiel auch diese Erklärungsart weg.

Ferner findet man, daß die Haupt- und Halsarterien und die Drosseladern an einem Hunde gebunden wurden, und derselbe dennoch verschiedene Wochen munter und gesund geblieben seyn soll: doch der nämliche Schriftsteller, Emettus, bemerkt, daß von dieser oftmals wiederholten Operation zwar keine Hunde starben, oder vom Schlag gerührt wurden, aber doch einige ein paar Stunden darauf schläfrig zu werden schienen.

Man hat der Zusammenpressung des Rückenmarks diese Todesart zugeschrieben; allein dieser Umstand kann ohne Verrückung oder Zerbrechung der Wirbelbeine nicht oft Statt finden, und dieser Fall ist sehr selten angetroffen worden.

Mit weit größerer Wahrscheinlichkeit rechnen Einige diese Art des Todes auf die durch den um den Hals gelegten und zusammen gezogenen Strick verursachte Verschließung der Luftröhre, und das dadurch unterbrochene Odemholen.

Da ich mich nun nicht erinnere, irgendswo Versuche oder Bemerkungen, welche gegen diese

Mey-

Meynung wären, angetroffen zu haben, so nehme ich sie auch als allgemein und ausgemacht an; und zwar um so viel mehr, da Haller, de Haen, Dionis, Langguth und verschiedene andere angesehene Männer die Todesart des Erhängens gänzlich dieser Ursache zugeschrieben haben. Ich habe keine Versuche dagegen anzuführen vor mir, bin aber doch der Meynung, daß, wenn wir genau Achtung geben, wie diesen Unglücklichen der Strick um den Hals gelegt ist, und die Theile, auf welche er seine Wirkung thut, untersuchen, wir doch diesen Punkt immer noch nicht für so völlig ausgemacht halten, und als eine unumstößliche Wahrheit betrachten werden, wie es auf den ersten Anblick das Ansehen haben möchte.

Zwar hatte ich nie eine schickliche Gelegenheit, mich selbst recht genau von diesen Umständen zu überzeugen; nach dem aber, was ich mir davon vorstellen kann, sollte ich glauben, die Zusammenschnürung geschähe gemeiniglich entweder über oder auf dem schildförmigen Knorpel des Kehlkopfs: liegt nun der Strick über demselben, wie ich glaube daß dieß meistentheils geschieht, so muß, ungeachtet der Weichheit und nachgebenden Beschaffenheit dieser Theile, noch immer einiger Raum, wodurch die Luft in die Lungen ein- und ausgehen kann, übrig bleiben; und wenn er auch auf dem Knorpel selbst zu liegen käme, so ist dieser doch stark und

fest

fest genug, dem darauf angebrachten Druck hinlänglich zu widerstehen. Wenn dieß nun der Fall ist (und ich kann mich davon nicht anders belehren), so sehe ich nicht ein, wie das Athmen so plötzlich und gänzlich unterdrückt werden sollte, daß es die Ursache des Todes abgeben könnte.

Ob ich nun zwar die Unterbrechung des Odemholens nicht als die einzige Ursache zugeben kann, so stehe ich doch deshalb keinen Augenblick an, sie als eine der vornehmsten zu betrachten. Wenn denn nun das Athmen wirklich verhindert wird, so muß nothwendig sich das Blut nach und nach im rechten Herzohr und der rechten Herzhöle und im ganzen Blutadersystem anhäufen: allein die Venen des Gehirns werden sich weit eher als andere Blutadern ausdehnen, das Gehirn selbst und alle Nerven werden ihre Thätigkeit verlieren und der Tod muß nothwendig erfolgen. Wenn wir noch überdieß den Widerstand erwägen, der dem Laufe des Bluts durch die Halsvenen, welche nothwendig alle zusammen gepreßt werden müssen, indessen doch das Blut durch die Haupt- und Wirbelschlagadern immerfort zuströmt, in den Weg gelegt wird; so werden diese beiden zusammen genommenen Ursachen vollkommen hinlänglich seyn, diese Todesart zu erklären.

Haller, de Haen, Petit und Lancesi glauben, die Ursache dieses Todes sey in der Brust zu suchen,

und

und Boerhave, Wepfer und Littre schreiben sie einem Schlagfluß zu. Ich für mein Theil trete der letztern Meynung bey, und glaube, daß sie aus folgenden Gründen Recht haben.

So viel ist ausgemacht, daß wir in Rücksicht auf die anatomische Untersuchung der Erhangenen beynahe die nämlichen Umstände antreffen, als bey den Ertrunkenen, und aus eben dieser Ursache kann man in die erstern sowohl als in die letztern nur wenig Vertrauen setzen; indessen fehlt es uns nicht an Fällen, welche beweisen, daß die äußern Umstände an solchen Körpern, so wie die innern bey ihren Leichenöffnungen vorgefundenen Veränderungen, und auch überdieß die Empfindungen und Beschwerden derer, die sich wieder erholten und ins Leben zurückkamen, hinlänglich anzeigen, wie die Ursache dieses Todes im Kopfe, nicht aber in der Brust zu suchen sey. Das äußere Ansehen ist bey den Erhängten dem bey den Ertrunkenen sehr ähnlich; ihr Gesicht ist geschwollen, ganz dunkel- und fast schwärzlichroth, die Augen sind mit Blut unterlaufen, aufgetreten, und ragen aus ihren Hölen hervor. Die Gesichtszüge sind entstellt, und die Zunge wird bisweilen aus dem Halse gestreckt gefunden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer

Rathgeber.

Fünf und dreyßigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 27ten August 1796.

Von dem medizinischen Zustand der europäischen Türkey.

Das Clima, die Witterung, die Lebensart, und die Krankheiten dieser Länder, wie auch Griechenlands und der Inseln des Archipelagus selbst, haben sich, seit Hippocrates Zeiten, zwar sehr geändert; doch trifft man noch manche Sachen eben so an, wie es der Vater der Arzneykunde beschrieben hat. Ueberhaupt findet man, daß hier die Witterung von jeher sehr veränderlich gewesen ist. Da gabs z. B. in alten Zeiten Jahre, in welchen die Winter bey Südluft trocken und gelinde; die Frühlinge kalt; die Sommer trübe, doch ohne Regen; die Herbste aber feucht waren. Es gab wieder andere Jahre, wo die Winter mit vielem Regen, Schnee, Kälte und Nordwinden begleitet waren, die selbst noch im Frühjahr herrschten, worauf nur ein gelinder Sommer, und dann wieder viele Regengüsse im Herbste folgten. In andern Jahren hatte

man einen strengen Winter mit vielem Schnee; heftige Kälte um die Tag- und Nachtgleiche; kalte Frühlinge; die Sommer waren wohl bis zu den Hundstagen kalt, worauf erst spät im Herbst eine brennende Hitze folgte. Wieder andere Jahre waren fast durchgängig feucht; die Winter sehr gelinde; der Winde wenig; die Sommerhitze erstickend groß. Es gab Jahre, wo erst bey der Sonnenwende mit der Nordluft ein ernstlicher Winter einfiel, worauf wohl 15 Tage lang Südluft folgte, und endlich in andern 14 Tagen ein tiefer Schnee fiel. Die beßten und neuesten Reisebeschreiber versichern einstimmig, daß es hier auf den Inseln des Archipelagus noch heut zu Tage eben so beschaffen sey. Einer von ihnen, Riedesel nemlich, sagt: die Veränderungen und Abwechselungen dieses Clima's sind erschrecklich; mit den Südwinden wird es hier sehr heiß, und bey den Nordwinden, die oft in einem Jahre 8 Monate lang anhalten, möchte man für Frost erstarren. Einzelne Oerter und Jahre haben auch hier, wie anderwärts, ihre Besonderheiten in der Witterung. — Davon wird selbst beym Hippocrates, wenn die Rede von einzelnen Orten ist, zuweilen Meldung gethan. So wird z. B. von Perinthos gesagt: daß hier zuweilen unregelmäßige Witterung herrsche, indem es hier bald zu viel oder zu wenig Wind; bald Windstille; bald wieder ungewöhnliche Regen; Hitze; Dürre

oder Kälte gäbe. — Unmöglich hätte Hippocrates von Gegenden, die zu den Witterungen übel passen; von abwechselnder Hitze und Kälte in einem Tage; von solchen Sommern, die dem Frühling gleichen; vom Herbst, der zur Unzeit und unvermuthet in den Winter umsetzt; von dürrer Hitze bey der Nordluft, und vielen andern Sachen mehr so entscheidend sprechen können, wenn er seine Bemerkungen nicht an Ort und Stelle gemacht hätte. Da er nun selbst behauptet, daß die Abwechselungen hauptsächlich die Krankheiten hervorbrächten; so wird es bey seinen eigenen vielen Erfahrungen und angestellten Reisen begreiflich, wie er so vieler und ganz verschiedener Krankheiten habe Erwähnung thun können, ja selbst solcher, die fast in allen übrigen Gegenden unbekannt sind; so wird z. B. des fünf- und siebentägigen Fiebers Meldung gethan, welche, wenn sie existiren, dennoch äußerst selten sind. Uebrigens würde es zu weitläufig seyn, aller der Krankheiten, die als Folgen des dortigen Clima's anzusehen sind, und die man in seinen Schriften selbst nachlesen muß, hier Erwähnung zu thun. Ueberhaupt brachten die kalten trocknen Nordwinde entzündliche Krankheiten; die feuchte nebelichte Luft allerhand Wechselfieber; die warme und feuchte aber Faul- und Nervenfieber hervor. Besonders nachtheilig schildert uns Hippocrates den Südwind, indem er sagt: diesen empfinden alle Kör-

per, ohne Ausnahme: die glänzenden verlieren alsdenn ihren Glanz; die kalten werden heiß; die trocknen feucht, und was man in den Häufern in Gefäßen auf den Boden hinstellt, es mag Wein oder eine andere Feuchtigkeit seyn, das verdirbt von diesem Winde, und nimmt eine andere Natur an, als es vorher hatte.

Es ist aber leicht einzusehen, daß dieser Wind, der mit dem Sirocko übereinkömmt, auf den menschlichen Körper gleichfalls schlimme Einflüsse haben müsse, und daß er die Triebräder der Maschine in eine Art von Unthätigkeit versetzen werde; da nun der Nordwind ganz entgegengesetzte Eigenschaften besitzt; so sahe ihn Hippocrates in Griechenland, wie Sarkone zu Neapel, für wohlthätig der menschlichen Natur an, wenn nur die Abwechselungen nicht zu schleunig geschehen.

Fieber von gallichter Art, Ruhren, Schwindsucht und dergl. mehr, waren alle sehr gewöhnlich. Es fehlt uns aber dermalen leider! an zuverläßigen Nachrichten über den gegenwärtigen Zustand der dort herrschenden Krankheiten: allein es ist nicht zu bezweifeln, daß nicht die nemlichen Ursachen gleiche Folgen haben sollten. Riedesel giebt uns auch hierüber einige Nachrichten, und er klagt sehr über das häufige Seitenstechen als eine Folge des unbeständigen Clima's und des ungestümen Nordwindes. — Der Herbst war und ist dort schlimmer

als der Frühling, welcher gewöhnlich früher als bey uns anfängt. Daher macht Hippocrates einen so wesentlichen Unterschied zwischen Herbst und Frühling; er sagt ausdrücklich: am heftigsten und eigentlich auch am tödtlichsten sind die Herbstkrankheiten. Am gesundesten und am wenigsten tödtlich ist der Frühling.

Ueber die Lebensart, Nahrungsmittel und Gebräuche seiner Landsleute läßt sich Hippocrates eben nicht weitläuftig aus, noch weniger siehet er sie als so wichtige Krankheitsursachen, wie die Witterungsveränderung, an. Indeß gaben doch die häufigen Kriege unserm Altvater ebenfalls oft Gelegenheit, Kopf- und andere Wunden zu sehen. Die gymnastischen Spiele der Griechen, da sie oft nackt auf den Fecht- und Ringplätzen erschienen, gaben oft zu Erhitzungen, Verkältungen, Geschwülsten u. s. w. Anlaß. Der schlimmen Folgen der Nahrungsmittel wird nicht oft Erwähnung gethan; aber doch geschiehts hin und wieder, z. B. die Frauens- und Mannspersonen in Ainos, welche anhaltend Hülsenfrüchte assen, bekamen eine langwierige Schwäche in den Füßen, und die von Erven lebten, litten an den Knieen. Da gabs auch Leute, wie z. B. der Fechtmeister Bias, welcher vom vielen rohen Schweinefleischessen; von starken Getränken; vom Zuckerwerk; Honigkuchen; Gurken; Melonen; Milch und frischem feinem Mehle, in Gallenfieber verfallen war.

Hippocrates erlebte auch Erdbeben und pestilenzialische Wetterstände: ob er aber auch die athenienssische Pest selbst gesehen habe, daran zweifeln mit Recht viele, theils weil er selbst darüber ein tiefes Stillschweigen beobachtet, theils auch weil Thucydides, der alle Umstände so genau beschreibt, des Hippocrates keiner Erwähnung thut. Seine vielen Reisen und vielfältige Erfahrungen setzten ihn endlich in den Stand zu behaupten: daß seine Vorhersagungen fast in allen Welttheilen, weil er voraussetzte, daß die Climaten doch in dem einen oder in dem andern Stücke mit dem griechischen übereinkämen, wahr seyn und einträfen, indem er sagt: diesemnach ergiebt es sich auch, daß die vorgemeldeten Anzeigen in der Barbarey, in Delos und in der Tartarey wahr seyn. Obgleich nicht wahrscheinlich ist, daß Hippocrates alle diese Länder selbst gesehen hat; so hat er doch seine Praxis sehr weit ausgedehnt. Er besuchte nicht allein verschiedene Inseln des Archipelagus, sondern machte auch Reisen aufs feste Land von Europa und Asien. Auf den Inseln Cos, Milo, Thasus u. a. kannte er die bergigten Gegenden genau. Zu Cranon in Romanien sahe er, vorausgesetzt daß er selbst Verfasser vom 2ten Buche der Landseuchen ist, viele Sümpfe, welche daselbst zu finden sind. Er sahe andere Gegenden zu Polystilo oder Abdera; andere in Thessalien zu Larissa; andere zu Meliboea, welches

ches am Fuße des Ossa in dem Thale von Tempe gelegen war. Da es ferner, wie Herr Grimm anmerkt, wahrscheinlich ist, daß Hippocrates die nördlichen Provinzen von Kleinasien, als Pontus und Colchis, das jetzige Mingrelien, und das Land der Scythen besehen habe; so hat er sich Begriffe von sehr niedrigen, sumpfigen und damals kalten Ländern verschaffen können. Die morgenländischen Geschichtschreiber versichern auch: Hippocrates sey oft selbst nach Damascus gekommen, und dann sahe er hier wieder eine ganz andere Gegend.

Muß man nicht bekennen, daß Hippocrates glücklicher Weise an dem rechten Orte gewohnt habe, wo sich gleichsam alle Climate mit einander vereinigten. Hier wechseln festes Land und Inseln ab; hohes und niedriges; trocknes und feuchtes; heißes und kaltes fielen alle in den Wirkungskreis Hippokratis. — Nun konnte er die Wirkungen eines feuchten und kalten; eines feuchten und warmen; eines trocknen und heißen; eines trocknen und kalten; u. d. g. Clima's beurtheilen: er sahe die guten Wirkungen des Nordwindes; so wie die schädlichen des Südwindes; kurz alles, was der Arzt sehen muß. Man versetzte ihn in Gedanken etwas weiter nach Norden oder Süden hin; so würde er mit allem Genie nicht im Stande gewesen seyn, jene Bemerkungen zu machen, die wir fast alle, man wohne in einem Welttheile, wo man wolle,

noch heut zu Tage mehr oder weniger wahr finden.

Die jetzigen Bewohner dieser ehemals glücklichen Länder sind den vorigen Besitzern derselben an Sitten, Gebräuchen, Nahrungsmitteln und Lebensart ganz ungleich, und dies muß daher auf die gesunde und kranke Beschaffenheit derselben einen großen Einfluß haben. Bey den heutigen Türken ist die Gewohnheit eingeführt, beständig und selbst im Sommer Pelze, oder doch Kleider mit Pelzwerk gefüttert zu tragen: ihren Kopf bedecken sie mit einer dicken Mütze oder mit dem Turban: fast den ganzen Tag sitzen viele mit kreuzweis über einander gelegten Füßen: andere bringen in den warmen Bädern halbe Tage zu: alle diese und mehrere Umstände sind für Seele und Körper gleich nachtheilig. Alles verfällt daher bey ihnen in Schlaffheit: man siehet bey ihnen keine Spur des alten griechischen hohen Sinnes mehr: sie sind schwermüthig; milzsüchtig; geil und verfallen in allerhand Augenfehler.

Lassen wir jetzt die Beschaffenheit der einzelnen Länder und Inseln des Archipelagus, nebst den Ueberbleibseln alter Denkmäler der Medizin, mit wenigem betrachten, und dabey uns noch auf den gegenwärtigen Zustand der daselbst wohnenden Menschen mit wenigem Achtung geben. So wie die Macedonier von allen Griechen die tapfersten waren, so zeichneten sich unter ihnen an Tapferkeit die Bisalter in eben diesem Lande aus, weil sie gewonnene

ronnene Milch mit Pferdeblut zu ihrer Speise nahmen. In Thessalien, Boeotien und Athen waren oft, nach Galens Bemerkung, die Wachteln, weil sie sich von einer schädlichen Pflanze nährten, giftig, und die Menschen, welche die Wachteln speiseten, wurden mit der Fallsucht heimgesucht. In Achaja und Athen gab's viel Podagra; in Carien war die Tollheit der Hunde gemein; dieselbe Krankheit herrschte auch auf der Insel Creta, woselbst man auch die Satyriasis, vom Gebrauche der Pflanze Satyrion, bemerkt haben wollte. Die Boeotier hielt man für dumm, weil sie eine feuchte und dumpfige Luft einathmeten. Besonders galt dies, wie Plutarch und Strabo melden, von den Einwohnern der Stadt Haliartus, die in einem sumpfigen Grund lag: man hielt die Leute für ganz stupid. Aber ganz anders urtheilen Cicero von den Athenienfern: er schreibt ihnen, wegen des sanften Einflusses des Himmels, den feinsten und schärfsten Verstand zu. Auch für geschliffen und tapfer hielt man die Spartaner, weils sie theils auf Gebürgen wohnten, und von keinem ungesunden Winde bestrichen, aber desto mehr von den rauhen Nordwinden gestärkt wurden. Noch jetzt genießen die daselbst wohnenden Mainotten in Laconien ihre Freyheit, und sie sind den alten Spartanern in Rauhigkeit der Sitten ziemlich gleich. Lykurgs ganze medizinische Vorschrift bestand nur

in

in dem Gebrauch des Weins, den er den kranken Spartanern empfohl, und ihn dafür den Gesunden strenge verboth. Die Arkadier gebrauchten aber nur Kuhmilch. In Athen, welches sonst für gesund gehalten wurde, und welches einen eigenen, dem übrigen Griechenland unbekannten Wind, Sciron genannt, hatte, der von den Scironischen Felsen kam, gab's aber doch schon ehemals, außer der häufigen Gicht und den podagrischen Zufällen, welche man von dem sauren Weine herleitete, verschiedene einheimische Krankheiten, als z. B. Brüche unter den Weibern. Den Nervenzufällen müssen sie ebenfalls sehr unterworfen gewesen seyn. Denn man will versichern, daß die Nuß- und Kramweiber, welche öffentlich in Athen auf dem Markte sassen, mit Convulsionen befallen worden sind wenn sie nur ein nicht recht ausgesprochenes attisches Wort gehört hätten. Da auf einem nahe bey Athen gelegenen Berge eine gewisse Pflanze, welche die Griechen Phlomo nennen, häufig wächst; so entstehen in Athen alsdenn, wenn der Nordwind die schädlichen Ausdünstungen über die Stadt verbreitet, vielerley schädliche Folgen davon, als z. B. Fieber. Auch Caelius Aurelianus thut dieser Pflanze Meldung, und hält die Wurzel derselben für schädlich. In Vergleichung von Theben, Corinth und Negropont ist aber doch Athen gesund zu nennen; theils weil man hier weniger Kranke findet; theils weil

hier

hier die Pest weit seltener hinkömmt, als nach den gemeldeten Oertern. Als einsmalen die Griechen zu Athen von einer Seuche heimgesucht wurden; so baten sie den Hippocrates um seinen Rath, welcher dadurch dem Uebel abgeholfen haben soll, daß er ihnen gerathen, eine gewisse Lücke zwischen hohen Bergen, durch welche ein schädlicher Wind strich, auszufüllen. Endlich so versichert uns Plinius, daß zu Athen der sogenannte Fons Aesculapii gewesen.

Die Inseln des Archipelagus betreffend; so sind einige, ihrer ausnehmend gesunden Beschaffenheit wegen, andere anderer Merkwürdigkeiten halber, noch bis auf den heutigen Tag berühmt. Zu den erstern gehört Cea. Strabo hält sie, ihrer reinen Luft wegen, für unverbesserlich, und noch jetzt sollen daselbst viele Menschen 100 Jahre erreichen. Hierhin gehört auch die Insel Chio, wo vieler Mastix gesammelt wird, den die Einwohner oft mit unters Brod kneten, und, um einen guten Athem zu erhalten, fleißig im Munde kauen. Auch die Inseln Naxia, Lesbos, jetzt Meteline, und Sephanto streiten mit Sicilen, der Schönheit wegen, um den Vorzug: auf einigen derselben wächst der Nectar, welcher jetzt Mesta heißt, wie auch Mastix, der aber allein für das Serail in Constantinopel bestimmt ist, woselbst man ihn, des Wohlgeruchs wegen, fleißet kauet.

Keiner kann nirgends der Himmel seyn, als zu Samos, Rhodus und Creta. Der Schönheit und der gesunden Luft wegen reisete Tiberius oft nach Rhodus, der fruchtbarsten Insel von der Welt, auf der kein Tag vergehen soll, an dem man die Sonne nicht zu sehen bekäme, und auf der Myrthen, Oleander, Palmen, Pomeranzen und Rosen, von deren großen Anzahl man die Insel so benannt haben will, wild wachsen, und wo man nichts von ansteckenden Seuchen wissen soll. Indeß will doch Strabo behaupten, daß hier die Sommer nicht die gesundesten seyn, weil die Luft von den Ausdünstungen des vielen Obstes verunreiniget würde. Auch hat diese Insel einen Ueberfluß an Brunnen, und sie hat den herrlichsten Boden. (Die Fortsetzung folgt.)

Beschluß von der Hemmung der Lebenskraft durchs Erdrosseln und Erhängen.

Bey der Oeffnung des Kopfes sind die Hirngefäße strotzend, voll und vom Blute ausgedehnt, ja wohl gar zerrissen, so daß dasselbe aus ihnen ausgetreten ist. Die Empfindungen derer, die vom Erhängen wieder zum Leben gebracht wurden, stimmen gänzlich mit dem, was wir bereits angeführt haben, überein. Man sagt, daß in vielen Fällen es denen, die sich nur eben erhenkt hatten, vorgekommen wäre,

als ob feurige Funken vor ihren Augen schwebten, sie hätten sich betäubt und sinnlos befunden, und das Bewußtseyn aller Dinge um sich her gänzlich verloren, bis sie vollkommen wieder hergestellt gewesen wären. Gewisse glaubwürdige Schriftsteller melden auch, daß sie Personen nach dem Erhängen hätten vom Schlage gerührt sterben sehen: und ein Fall: der mir selbst vor einiger Zeit vorgekommen ist, setzt mir die Sache vollends außer allem Zweifel.

Ein Mann in seinen besten Jahren erhieng sich, und nachdem er (wie man rechnete) nur drey bis fünf Minuten gehangen hatte, wurde er losgeschnitten. Er war sinnlos und konnte nicht sprechen, sein Puls aber und das Athmen waren noch bemerkbar, und das Vermögen zu schlingen war auch noch nicht gänzlich vergangen. Man hatte sogleich nach einem Wundarzt geschickt, der ihm eine Ader geöffnet und einige Arzney zurückgelassen hatte. Ich kam erst nach anderthalb Stunden zu diesem Zufall, wo ich den Patienten noch in einem schweren apoplektischen Zustande antraff, der mit den stärksten Symptomen eines ausgezeichneten Schlagflusses vergesellschafftet war. Man hatte ihm mit seinem Getränke verschiedene Brechmittel beygebracht, und ihm Laxiermittel durch den Mund und mit Klystieren gegeben, sie waren aber alle ohne die mindeste Wirkung geblieben. Der volle (large) und weiche Puls machten mich wegen eines nochmaligen allgemeinen

weinen Blutlassens bedenklich, ich ließ daher lieber Schröpfköpfe auf den Kopf und die Brust setzen, und dadurch drey bis vier Unzen Blut abziehen, auch Reiben und andere reizende Mittel anwenden; allein nach Verlauf von drey bis vier Stunden konnte doch die Natur diesen ungleichen Kampf nicht länger aushalten, sondern mußte erliegen, und der Patient starb.

Den Tag darauf wurde die Leiche geöffnet. Die harte Hirnhaut hieng sehr stark mit der Hirnschaale zusammen, und es bedurfte der größten Gewalt, sie von einander abzusondern. Nachdem die harte Hirnhaut weggenommen war, fand man die Gefäße der weichen Hirnhaut eben nicht merklich aufgetreten, sondern in ihrem natürlichen Zustande; allein hernach glaubte ich doch hier eine größere Menge Blut in den Hirngefäßen überhaupt zu finden, als ich in andern Fällen bemerkt hatte. Es zeigte sich keine Entzündung an dieser Haut; gleichwohl aber hieng sie an demjenigen Theile, der sich unmittelbar unter der Verbindung der Kronnath mit der Pfeilnath befindet, mit der harten Hirnhaut auf jeder Seite des langen Blutbehälters zusammen: diese Verbindungen ließen sich leicht ablösen, die dazwischen befindliche Substanz war weiß, und hatte den Umfang eines Groschens. Eben diese Erscheinung wurde auch in den mittlern Theilen dieser Haut, welche das kleine Gehirn bedecken, an-

getroffen, nur mit dem Unterschied, daß die nämliche gerinnbare Lymphe, die sich auch zwischen dem kleinen Gehirn und der zarten Hirnhaut befand, diese Theile mit einander vereinigte. Das Gehirn war übrigens ungewöhnlich fest und derb. In seinen Seitenhölen befand sich nicht mehr als nur die gewöhnliche Menge röthliches Wasser. Das Adergeflechte hatte sein natürliches Ansehen, und es war auch kein bemerkbares Blutaustreten in seiner Gegend vorgegangen, weder nahe an dem Ursprunge der Nerven, noch an den Oeffnungen, wo sie aus der Hirnschaale herausgeben, noch auch im Grunde der Hirnschaale selbst. Die Knorpel des Kehlkopfes waren alle natürlich beschaffen und schienen von gar keinem Druck gelitten zu haben. Es war nichts Widernatürliches weder in der Brust, noch im Unterleibe anzutreffen, woraus man hätte die Ursache des Todes erklären können; auch der Herzbeutel enthielt kein Wasser; das Herz war ungewöhnlich fett; die Lungen zeigten nicht die mindeste Verfehrung, und man bemerkte auch in denselben nicht einen einzigen Knoten, und, so wie im Herzen, gar keine Blutanhäufung, noch irgends eine vom Blute verursachte Ausdehnung dieser Theile. Die Leber war verhärtet und fieng an scirrhös zu werden. Magen und Därme waren gesund, im ersten befand sich etwas weniges von halb verdaueter Nahrung; seine innere Haut hatte nicht das mindeste Ansehen

von

von Entzündung oder irgend einem von den Brechmitteln verursachten Wundseyn, u. s. w., der Afterdarm war von Excrementen, so wie die Blase von Urin völlig leer.

Dieser Fall scheint mir ganz hierher zu gehören und meine Meynung zu bestärken. Der Mann athmete sogleich wieder, nachdem er abgeschnitten war, gleich als wenn das Odemholen noch gar nicht unterbrochen gewesen wäre, aber er war in dem Zustande der stärksten Apoplexie. Bey der Untersuchung der Leiche wurde gar nichts Widernatürliches in keinem von den edlen, zum Leben unumgänglich nöthigen Theilen, welches den Tod hätte verursachen können, entdeckt, und die Luftröhre war ohne die mindeste Verletzung. Die Ursache des Todes mag nun seyn, welche sie wolle; ob die von mir erwähnte, oder ob sie aus der dazu tretenden Zusammenpressung der Luftröhre, der Arterien, Venen und Nerven des Halses, oder von irgend etwas anderm herzuleiten sey; so wird doch, meiner Meinung nach, das bisher davon Gesagte völlig hinreichend seyn, daraus zu ersehen, daß die, welche durchs Erdrosseln oder Hängen das Leben verlieren, vom Druck aufs Gehirn sterben. Die durchs Ertrinken umkommen, leiden, wie wir oben gefunden haben, aus eben der Ursache, und deßhalb müssen sie auch völlig auf dieselbe Art und Weise behandelt, und muß hier, wie in jenen, der Druck des Gehirns gehoben, und die Reizbarkeit der Muskelfibern erregt werden.

Medizinischer

Rathgeber.

Sechs und dreyßigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 3ten September 1796.

Von dem medizinischen Zustand der Inseln des Archipelagus.

Fortsezzung.

Die Schönheit des Himmels in Creta machte, daß ehemals die Lacedämonier, Algierer und die Athener Colonien hierhin führten; daher sagt auch von ihm Homer: Creta ist fett und fruchtbar, und es ernähret ein unzähliges Volk, welches sich nach den strengsten Gesetzen der Diät richten mußte. Es war hier nämlich keinem der Oberhäupter erlaubt, allein zu speisen, sondern alle mußten in einem gemeinschaftlichen Hause von einerley Speise und Trank sich beköstigen: ein Gefäß, mit Wasser und Wein angefüllt, gieng nach der Reihe herum, und nur den Alten war es erlaubt, etwas mehr Wein hinzu zu mischen. In den gymnastischen Spielen mußte sich die Jugend fleißig üben. Da jetzt beyde Inseln, so wohl Rhodus als Creta, unter türkischer Bothmäßigkeit sind, so haben sie nun viel von

ihrem Glanz verloren. Jetzt ist in Candia der Aussatz häufig, der Ackerbau wird vernachläßiget; die Wälder auf den Bergen sind umgehauen. Daher muß aus Karamanien Brodkorn anjetzt nach Rhodus gefahren werden, und die Flüsse Glaukus und Xanthus sind in Creta meist ausgetrocknet. Ueberhaupt haben die Zeit und der Druck der Türken auf die Inseln des Archipelagus große Veränderungen hervorgebracht. Die Insel Milo z. B. deren auch Hippocrates, ihrer warmen Bäder wegen, Meldung thut, die zu seiner Zeit, aber nicht immer mit dem besten Erfolge, besucht wurde, wie an jenem Krätzigen zu sehen ist, der nach dem Gebrauch eines Bades zu Milo wassersüchtig wurde, hat durch Erderschütterungen viel gelitten, weil seitdem schädliche Dünste, wie Moffeten, aus den entstandenen Vulkanen in die Höhe steigen, und die Luft vergiften, welche ehemals rein und gesund war. Die unglücklichen Einwohner sehen gelb und aufgelauffen aus; sie haben ungeheure Bäuche und dicke Beine. Von 5000 Einwohnern, welche Tournefort da kannte, sind kaum 200 mehr übrig. Jedoch werden die Schwefelbäder noch jetzt besucht. Mehrere Inseln haben gleiches Schicksal erfahren, und Erdbeben sind überhoupt in Griechenland nicht ungewohnt. Fast nicht besser sieht es mit allen übrigen Inseln aus, welche von den Türken unterjochet worden. — Zu Argientiera z. B. sieht man

nur

nur Weiber allein; hier ist das Serail der Seefahrer.

Auf vielen andern, als z. B. Samos, lebt nur eine Räuberbande: wieder auf andern, als z. B. zu Paros, sehen alle Menschen elend und schwächlich aus. Ueberhaupt ist Muthlosigkeit, der drückenden Abgaben wegen, und weil viele Grausamkeit von den Türken verübt wird, in allen Gesichtern der Griechen zu lesen. Die meisten müssen sich daher elendiglich behelfen. So findet man z. B. nach dem Savary, nirgends elendere Menschen, als auf der Insel Spine, wo Männer, Weiber und etwas erwachsene Kinder ihren Unterhalt dadurch erwerben müssen, daß sie aus dem Meeresgrund die Schwämme holen. Da dieses nicht allein eine beschwerliche, sondern auch ungesunde Arbeit ist, so sehen sie alle elend aus, und haben alle die Krätze. Ferner so essen z. B. die Menschen zu Patos und Antiparos nur Gerstenbrod, und da die Fasten bey den Griechen nicht allein von langer Dauer sind, sondern auch ausserdem die Fischnahrung unter ihnen die gewöhnlichste ist; so entstehen daraus verschiedene Krankheiten, besonders der Aussatz, welcher unter den Griechen in der Levante, besonders zu Candia, weit gewöhnlicher ist, als unter den daselbst wohnenden Türken, die gemeiniglich von diesem Uebel befreyet, und überhaupt viel gesunder sind. Ganz anders ist aber die Beschaffen-

heit derjenigen Griechen, die noch in dem vollen Besitz ihrer Freyheit sind, und nie türkische Herrschaft empfunden haben, wie dies z. B. mit der Insel Casos der Fall ist. Bey diesen entdeckt man nicht allein den schönen griechischen Körperbau, sondern auch griechischen Edelmuth. Eben so sieht man noch auf der Insel Corzyra das alte Hirtenleben der Griechen. Der Schäfer sitzt den ganzen Tag unter dem Schatten eines Baums, singt und pfeift, während dem die Schaafe die wohlriechendsten Pflanzen fressen. —

Noch giebt es einige Inseln und Oerter, die gewisser Merkwürdigkeiten halber, hier einen Platz verdienen. Ohnweit Corinth lag Anticyra, welches seines zweyfachen Niesewurzes wegen, des schwarzen, welcher abführte, und des weissen, welcher Brechen erregte, berühmt war, und wohin sich viele Kranke begaben, um die nach einer besondern Vorschrift, verfertigte Arzeney zu gebrauchen. Es muß diese Pflanze hier in Menge vorhanden gewesen seyn, weil Hippocrates nach seinem, beym Democritus, abgestatteten Besuch den Abderiten eine ganze Schiffsladung voll von Niesewurz soll empfohlen haben. Die Insel Zante, auf welcher viele Corinthen wachsen, verdient unser Andenken, weil sie die Gebeine des berühmten Vesals, welcher hier auf seiner Wallfahrt nach Jerusalem gestorben ist, enthält. Auch ist zu Zante

ein

ein Pesthaus, wo die Schiffe von der Levante, wie Howard meldet, 42 Tage, von Morea aber nur 22 Tage Quarantaine halten müssen. -- Vor allen übrigen verdienet aber Cos, welches jetzt Stangio heißt, weil es einen Hippocrates hervorgebracht hat, unsere Achtung. An und vor sich ist sie eben nicht eine der schlechtesten Inseln, denn sie bringt, nach dem Irwin, köstlichen Wein hervor, aber die Anfahrt ist etwas gefährlich, und weil hier oft die Pest wüthet, wird sie selten besucht. Noch jetzt zeigt man in der Vorstadt den Ort, wo des großen Arztes Wohnhaus gestanden haben soll: man nennt die Stelle auf türkisch Pucra, welches Hippocrates bedeutet. Auch siehet man noch einen Pfeiler und einen Brunnen, der des Hippocrates Brunnen heißt. Endlich führen wir noch Cnidus, Delphos und Epidaurus, welches auf dem Caronischen Meerbusen lag, an. So wie zu Cos vom Hippocrates eine Schule war angelegt worden, so befand sich auch auf dem nicht weit abgelegenen Cnidus eine andere, deren Stifter Eurypon gewesen. Zu Delphi wurden bekanntermassen die Orakelsprüche, von der Pythia, der Betrügerin ausgesprochen. Man will versichern, daß sie ihren Wahnsinn vom Genuß der Blätter eines gewissen Baums soll erhalten haben. Das Wasser der Kastalia, worin sich die Pythia zu baden pflegte, soll so kalt seyn, daß man vom Be-

rühren mit den Händen einen Fieberfrost davon bekomme.

Von dem berühmten Tempel des Aesculaps zu Epidaurus findet man noch einige Ueberbleibsel zu Gerao, welche aber zu unwichtig sind, als daß man die ehemalige Pracht desselben daraus beurtheilen könnte. Indeß zeigen doch alle Umstände an, daß man geflissentlich diesen Ort dazu gewählet habe, um das Ansehen dieses Gottes in Ehren zu halten. Der Tempel lag nemlich in einer sehr anmuthigen Gegend, auf einer mäßigen Anhöhe, wo die Luft sehr heiter und rein, und wo an dem herrlichsten Wasser Ueberfluß ist. Die anmuthigen Haine und die Lustbarkeiten des Theaters erhöheten die Reitze und die gesunde Beschaffenheit des Orts noch mehr. Hinter dem Tempel stand das Schlafhaus der Hülfesuchenden, und nahe dabey ein rundes marmornes Bad. Auch für Schwangere war ein eigenes Haus eingerichtet.

Hier vereinigten sich also viele Umstände: — reine Luft; frisches Wasser; Zerstreuungen von allerhand Art; häufiges Baden und Bequemlichkeit. — Die Priester sorgten weiter für den guten Ruf ihres Tempels dadurch; daß sie keine Kindbetterinn anders, als unter freyem Himmel, niederkommen liessen, damit sich kein Todesfall in der Nähe des Tempels zutragen möchte; daher entfernte man auch sterbende Menschen frühzeitig. — Die dem Aescu-

lap

lap zu Ehren errichtete, und von dem Trasimenides verfertigte Statüe war von Elfenbein und Gold. Er war sitzend, einen Stab haltend, vorgestellt; die eine Hand hatte er auf den Kopf einer Schlange gelegt, und neben sich hatte er einen Hund.

An noch mehreren Orten waren dem Aesculap zu Ehren Tempel errichtet worden. So errichtete z. B. Naupaktus, welcher von einem Augenzufälle genesen war, auf eigene Kosten einen Tempel zu Lepanthe, und schenkte obendrein der Priesterinn Anyta, durch welche die Offenbarung des Genesungsmittels geschehen war, 2000 Goldstücke.

Was die Temperatur der Luft der hiesigen Inseln anbetrifft; so ist sie sehr verschieden. In Creta z. B. ist die Hitze nie übermäßig groß, auch nie hat man starke Kälte. Vom März bis November stehet das Thermometer immer zwischen 20 und 27 Gr. Rh. Th. Der Winter fängt mit dem December an, und erreicht schon im Jänner sein Ende. Selten fällt hier Schnee, auch gefriert das Wasser selten; die Witterung ist dann hier wie in Frankreich im Junius. Vom Februar bis November ist fast kein unangenehmer Tag; der Himmel ist beständig rein und heiter; die Winde sind sanft; auch die Nächte sind schön und kühle; der Boden ist einem Teppich gleich mit Veilchen, Dipptam, Saffran und andern Pflanzen gezieret: auch kann man, ohne allen Schaden, in freyer Luft, des

Nachts schlafen. Ganz anders ist das Clima vieler übrigen Inseln des Archipelagus beschaffen, welches Riedesel als sehr unangenehm beschreibt, weil die Nordwinde fast zehen Monate lang unaufhörlich hier regieren. Daher sind einige Oerter lange nicht so warm, als sie vermöge ihrer Lage seyn müßten. Athen z. B. hat mit Neapel fast einerley Breite. In Ansehung des Clima's aber müßte es mit Petersburg, sagt Riedesel, verglichen werden; auch war die Erndte erst im August, da solche in Sicilien bereits im May gewesen war. Die Nachbarschaft der nahen mit Schnee bedeckten Gebürge sind an dieser rauhen Witterung schuld. Ueberhaupt aber bemerkt man hier zu Lande sehr kalte Nächte, welche um desto schädlicher sind, weil die Tage oft große Hitze haben. Die Winde, sagt Spon, sind hier so kalt, daß man selbst bey den dicksten Kleidern und Pelzwerk so sehr durchdrungen wird, daß man die Kälte auf der bloßen Haut fühlt. Dieser Kälte und der großen Abwechselung der Witterung wegen, setzte schon ehemals Horaz das Clima Griechenlands dem römischen nach. Aus dieser abwechselnden Witterung mögen denn auch vielerley Krankheiten, als Wechselfieber; Seitenstich; hitzige Fieber u. d. g. mehr entstehen. Außer dem Aussatz, fand der berühmte Tournefort die bösartige Bräune, welche die Kinder häufig befiel, und in 48 Stunden tödtete, in der Le-

vante sehr gewein. Die Kinder hatten dabey einen bösartigen Carbunkel im Halse. Auch giebt es hier viele blinde Menschen; aber nichts ist hier gewöhner, als Hypochondrie, Hysterie und selbst Manie, welche von der sitzenden, müßigen Lebensart der Einwohner, und von der großen Hitze der Sonne hergeleitet werden müssen.

Was den Zustand der ausübenden Medizin anbetrifft; so siehet es damit durchgängig sehr schlecht aus, und man findet hier keinen Schatten der Coischen Weisheit mehr. Da giebts z. B. Aerzte, die ihren Kranken gar keine Arzney geben, weil sie solche für behext halten. Es giebt andere, deren ganze Wissenschaft sich oft nicht weiter, als bis zur Rhabarber erstreckt, und die alle Patienten mit diesem Mittel heilen wollen. Indeß sahen doch andere zu Constantinopel, Chio und Stanchio geschickte Aerzte, welche zu Padua studirt hatten. Türken entschließen sich selten zur Erlernung der Medizin, sondern es sind gemeiniglich Christen, Armenier oder Juden, welche diese Wissenschaft treiben. Ohne Vorwissen und Genehmigung des Oberarztes, welcher Hackin Baschi heißet, darf aber niemand die Kunst treiben: dieser ist aber leicht mit Geld zu gewinnen, und daher ist den elendesten Stümpern alle Freyheit gelassen. Gewöhnlich besteht die Cur nur in strenger Diät, welche sie empfehlen, in Reiß oder Brod im Wasser gekocht, oder in Nudeln.

Has-

Hasselquist sagt: viele giengen hierin zu weit. — Die Türken fragen gern jeden Arzt um Rath, und so bald sie nur einen sehen, fühlen sie sich auch schon krank, und möchten gern immer gebrauchen. Sie werden daher einem jeden, der nur das Ansehen eines Arztes hat, wegen ihrer Zudringlichkeit, sehr beschwerlich. Von Belohnung wissen sie aber nichts; noch weniger darf man ihnen immer die Ursache ihrer Krankheit frey entdecken. Ein angesehener Türke zu Magnesia fühlte sich schwächlich, und fragte deshalb Hasselquist um Rath. Dieser Arzt wagte es nicht zu sagen: daß die 16 Weiber, welche er sich hielt, daran schuld wären; und gab ihm stärkende Mittel, welche ihm gut bekamen: aber die ganze Belohnung, die Hasselquist davon hatte, bestand in der Erlaubniß, ungehindert herumgehen zu dürfen. So gelitten auch der Arzt in der Türkey seyn mag; so ist es ihm doch nicht erlaubt, zu den Frauenzimmern ins Serail zu gehen. Der berühmte Tournefort mußte einmal die Damen des Großveziers besuchen: er konnte sie aber nicht zu sehen bekommen; sondern die Patientinnen steckten nur durch ein Loch, welches in der Mauer war, ihre Hand, damit er ihren Puls fühlen konnte. Endlich, so wissen die Türken ausländische geschickte Aerzte von ihren einheimischen wohl zu unterscheiden. Letztere nennen sie nur so gemein weg iatroi; hergegen andere geschickte

nennen

nennen sie iatroi grammatismenoi, oder nur blos sophoi.

Hin und wieder sind die Landleute in der Behandlung einzelner Krankheiten berühmt: so sind z. B. die Albaner in der Cur der Brüche und im Steinschneiden sehr geschickt, und sie werden häufig in diesem Falle gesucht. In einigen Inseln, als z. B. in Creta, siehet man noch die alte Gewohnheit, Kranke auf dem Markte hinzulegen, um von den Vorübergehenden Hülfe zu erflehen. Die Inoculation der Blattern ist auf vielen Inseln des Archipelagus eine bereits alte Gewohnheit. Als Präservativ gegen die Pest wenden die Türken Fontanelle an; die meisten Türken und Griechen sind daher mit einem solchen künstlichen Geschwüre versehen. Man bemerkt aber eben nicht, daß sie dies Mittel gegen die Seuche bewahre. Auch von der Moxa und vom Schröpfen machen sie häufigen Gebrauch. Wegen eines simpeln Kopfwehes lassen sie den ersten besten Barbier holen, der ihnen eine Binde um den Hals legt, damit das Blut zurückgehalten werde, worauf dieser mit einem Scheermesser einige Schnitte um das Ohr macht, und eine Eyerschaale voll Blut fließen läßt. Diese Leute stehen, besonders in Constantinopel, in Buden aus, und sind den Marktschreyern sehr ähnlich: meistens sind es Juden oder Renegaten. In der ganzen Türkey giebt es keine einzige Schule, worin

irgend

irgend ein Stück der Arzneykunde vorgetragen würde. Die gegenwärtige Verfassung ihrer Regierung erlaubt es nicht, menschliche Körper zu zergliedern, und an die Oeffnung thierischer Körper wird nicht gedacht. (Die Fortsetzung folgt.)

Ausserordentliche Fasten.

Die natürliche Wärme, welche die flüßigen Theile unsers Körpers verdünnet und verflüchtiget; ihr unterbrochener Kreislauf; die beständigen Bewegungen, welchen wir uns überlassen, sind lauter Ursachen, welche einen immerwährenden Verlust von gewissen Theilen verursachen und unterhalten, welcher nothwendig wieder ersetzt werden muß. Die Natur, welche auf unsere Bedürfnisse aufmerksam ist, erinnert uns durch jene besondere Empfindung, welche man Hunger nennt, an dem Ersatz dieses Verlustes. Diese Empfindung, welche zur Erhaltung unsers Lebens so nothwendig ist, und sich in gewissen bestimmten Zeiträumen ziemlich regelmäßig einstellt, nöthigt uns, so zu sagen, wider unsern Willen, sie zu befriedigen. Eine merkliche Abnahme der Kräfte, eine bald stärkere, bald schwächere Unordnung in der Bewegung und Empfindung, ein gewisses Vergnügen, welches man bey der Befriedigung dieses Gefühls empfindet, sind eben so viele Anreizungen, welche die Natur anwendet, um

uns

uns zur Aufmerksamkeit für unsere Erhaltung zu nöthigen.

Unterdessen giebt es doch Fälle, wo der Mensch sich der Befriedigung dieses Triebes lange Zeit enthalten kann. Man findet häufige Beyspiele davon bey gesunden Personen; ich will hier nur den Domleaute' einen Benedictiner Mönch von der Congregation de S. Maur, anführen. Man hat ihn mehrere Fasten hindurch ohne Speise Trank, dasjenige ausgenommen, was er wöchentlich bey den Messehalten genoß, hinbringen sehn. Allein solche Erscheinungen sind bey gewissen Krankheiten, besonders bey solchen, wo das Gehirn und die Nerven leiden, z. B. bey Wahnsinn, Empfindungslosigkeit, Schlafsucht, Lähmung u. s. w. noch weit merkwürdiger und ausserordentlicher. Auch hysterische Frauenzimmer können ungewöhnlich lange fasten. So hat man unter andern ein Beyspiel von einem gewissen Wahnsinnigen, Namens Isaak Henedrisse Stiphont, welcher im Jahre 1644. von einer Mutter gebohren wurde, die bisweilen nicht bey Verstande war. Dieser Mensch bildete sich ein, der Messias zu seyn, und nahm sich vor, länger, als dieser zu fasten, welchen er für einen Betrüger hielt. Er nahm von dem sechsten des Christmonats 1684. bis zum funfzehnten des Thaumonats des folgenden Jahres keine Speise zu sich, alsdann fing er wieder an wie gewöhnlich zu essen und zu trinken.

ken. Man könnte sich vielleicht einbilden, daß dieses Fasten einen Betrug zum Grunde gehabt, und dieser Mensch heimlich Nahrungsmittel zu sich genommen hätte, allein dieser Fall wurde damals von aufmerksamen und unverwerflichen Zeugen bestätiget. Diese versicherten, daß er während dieser ganzen Zeit blos nach seiner Gewohnheit Tabak rauchte, und Wasser, mehr in der Absicht sich den Mund damit auszuspülen, als zu trinken, genommen habe. Er hat aber auch diese ganze Zeit hindurch keine natürliche Ausleerung wie es von der Weil, aus den ich diese Geschichte anführe, ausdrücklich sagt; und wie er wieder anfing, Speise zu sich zu nehmen, so bekam er auf die erste Suppe heftiges Leibschneiden, und erstlich nach drey Tagen gieng er wieder zu Stuhle, woraus erhellet, daß seine Därme ausserordentlich zusammengeschnürt waren, welches eine gewöhnliche Folge solcher langwierigen Fasten ist. So auffallend als dieser Fall auch scheinen mag, so ist man doch im Stande, bis auf einen gewissen Punkt, Grund davon angeben zu können. Man kann nämlich sagen, daß der Wahnsinn, welcher der strengsten und gesunden Körpern unerträglichen Kälte widersteht, vermögend gewesen sey, den Körper dieses Menschen gegen die tödtlichen Folgen, die ihm sonst bevorstehn mußten, zu schützen. Ferner trug hierzu der Tabak, den er gewöhnlich rauchte, nicht wenig bey. Man weis aus den

Bey-

Beyspielen von Wilden und Soldaten, daß solcher eine Kraft besitzt, die Eßlust zu schwächen, und die Körper so stark zu machen, daß verschiedne gesunde Personen sich ganze Wochen lang durch den bloßen Gebrauch des Wassers und Tabaks erhalten haben.

Van der Wiel führt, als ein Beyspiel einer langen Fasten, noch die Geschichte eines Töpfers zu London an, welcher nach einem ununterbrochnen funfzehn Tage lang dauernden Schlafe in der Meynung stand, er habe nur eine einzige Nacht geschlafen, und sich von einem so langen Fasten ganz und gar nicht geschwächt fand. Beccari versichert, daß eine Nonne zwanzig Tage lang in einem anhaltenden Schlagflusse lag, und während dieser Zeit keine Nahrungsmittel zu sich nahm. Eben dieser Schriftsteller gedenkt eines Mädchens, welches bey einem Anfalle von Mutterbeschwerung acht bis neun Tage lang ohne Bewegung, ohne Empfindung und ohne Speise zu sich zu nehmen, gelebt hatte. Allein folgende Geschichte, die eben so gewiß, als die vorhergehenden sind, erregen wegen der längern Dauer des Fastens ein größeres Erstaunen.

Man schrieb im Jahr 1669. an den D. Wepfer, daß ein Mädchen aus der Grafschaft Derby, Namens Martha Tayler, einen Schlag auf den Rücken bekommen habe, wodurch sie lange Zeit das Bette zu hüten genöthigt worden wäre. Sie be-

fand

fand sich hierauf etwas besser, allein einige Tage nachher empfand sie eine große Beschwerde zu schlucken, und verlor die Eßlust ganz, so, daß sie seit dem Weynachtsfeste Speisen zu sich zu nehmen aufgehört hatte. Die Beschwerde zu schlucken nahm von Tage zu Tage zu, und sie war nicht einmal mehr im Stande, flüßige Sachen hinunterzuschlucken, ausgenommen die Brühe von gebacknen Pflaumen und Rosinen, und Zuckerwasser, welches man ihr bisweilen, allein sehr selten, mit einer Feder einflößte. Schon dreyzehn Monate befand sie sich in diesem Zustande, und während dieser ganzen Zeit hatte sie keine natürliche Ausleerung gehabt. Man fand oft die flache Hand dieses Mädchens feucht, ihre Farbe war sehr gesund, und ihre Stimme stark, allein alle Theile des Unterleibes waren ausserordentlich zusammengeschrumpft. Man hat um allen Betrug zu verhüten, diese Erscheinung mit der genauesten Aufmerksamkeit untersucht, und verschiedne Aerzte und Wundärzte haben die Wahrheit derselben bestätiget.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer

Rathgeber.

Sieben und dreyßigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 10ten September 1796.

Von dem medizinischen Zustand der Inseln des Archipelagus.

Beschluß.

Von dem Nutzen der Chemie in der Arzneykunde können sie sich gar keinen Begriff machen; indeß verfällt doch manchmal jemand auf die Goldmacherkunst. Es giebt unter ihnen etliche arabische Schriftsteller, unter welchen sie den Ebensina am höchsten schätzen, und für untrüglich halten. Es fehlt ihnen auch nicht ganz an Uebersetzungen des Hippocrates, Galenus, Dioscorides und anderer, aber sie sind voller Fehler. Da sie diesemnach, zur Erlernung der Medizin, wenig oder gar keine Gelegenheit haben; so ist ihre Unwissenheit verzeihlich. Auf den meisten griechischen Inseln fehlt es so gar ganz an Aerzten, und da treiben einige Weiber die Kunst, vermittelst einiger geerbten Rezepte von Kräutern und andern Sachen, von denen sie eine gute Kenntniß haben; so wie sie denn z. B. schon längst die

Salapwurzel als ein sehr gutes stärkendes Mittel gebraucht haben. Auch befinden sich die Weiber in diesem Lande, seit den Zeiten einer Agnodice, im Besitz der Entbindungskunst, da solche sonst nur allein von den Männern ausgeübt wurde. Gemeldete Agnodice, ein junges Frauenzimmer aus Athen, fand unwiderstehlichen Trieb bey sich, diese Kunst, welche ihrem Geschlechte verboten war, zu erlernen. Sie zog daher Mannskleider an, und schlich sich zu den Weibern; wurde aber entdeckt, und vor Gericht geführet. Die Richter ließen sie aber frey, und gaben, von dieser Zeit an, den Weibern auch das Recht, den Schwangern beyzustehen. Eben so beobachten auch noch jetzt die Kindbetterinnen einige alte Gebräuche: sie gehen z. B. nicht vor dem 40sten Tage aus dem Hause, noch weniger dürfen sie vor dieser Zeit im Tempel erscheinen. Sie halten nemlich viel auf glückliche und unglückliche Tage, von denen der 40ste ihnen der heiligste ist, und daher Tesserakoston genannt wird, welchen sie feyerlich begehen. Die reichen griechischen Weiber halten noch jetzt bey ihren Kindern Ammen: aber nur wenige haben dazu Vermögen genug. Sie bedienen sich ferner nicht allein der warmen Bäder annoch häufig, sondern sie wenden auch darin noch, wie ehemals, eine fette Erde aus Chios, anstatt der Seife, an. Sie verhüten durch diese Bäder viele Krankheiten des

Alters,

Alters, und leiden äußerst selten an Brustkrankheiten. In Ansehung der Pest machen sie sich von derselben noch die nemlichen Begriffe, welche die alten Griechen davon hatten. Sie stellen sich selbige als ein abscheuliches Gespenst vor, welches in der Nacht mit einem unauslöschlichen Merkmal die Häuser bezeichnet, wohinein sie kommen soll. Einige wollen sich auf dieses Kennzeichen verstehen, und diese kündigen es daher den unglücklichen Bewohnern an. Daher schließet man sich hier ein, und die Handlung wird vor eine Zeitlang abgebrochen, welches in der Türkey nicht geschiehet. Die Mittel, deren sich die Griechen bey der Pest bedienen, sind Wein, Essig, das Räuchern mit wohlriechenden Kräutern, besonders aber der Knoblauch, welcher Scorodon heißt. Von dieser Pflanze hat daher die Pest den Namen Scordula bekommen. Die griechischen Krankenwärterinnen verlangen als Vorbauungsmittel nichts, als Brandewein, woraus man aber nicht mit Mylady Montagy schließen muß, als sey die Pest nicht viel schlimmer, als ein Schnupfenfieber. Man weiß, daß bereits die Krankheit damals im Abnehmen gewesen, als Mylady Montagy jene Nachricht eingezogen hat. Merkwürdig ist es ferner, daß die Armenier, welche vielen Wein trinken, und vielen Knoblauch und Zwiebeln genießen, selten von der Pest heimgesucht werden.

Obgleich bereits eben der Fasten vorläufig bey den Griechen Erwähnung geschehen; so verdienen diese noch eine nähere Beschreibung. Ueberhaupt haben sie vier Fasten, wovon die erste ganzer acht Wochen dauert. In der ersten Woche dürfen sie noch Fische, Milch, Eyer und Käse genießen: aber in den sieben folgenden ist auch dies untersagt. Während dieser ganzen Zeit ernähren sie sich mit Blackfischen, Wassermuscheln, Meerschnecken, Roggen einiger Fische, und Caviar; einige wollen nicht einmal Oel gebrauchen, und viele enthalten sich aller Speise in jeder Woche drey Tage lang. Die drey folgenden Fasten dauern zwar nicht völlig so lange: wenn man aber alle noch übrige Fasttage hinzu rechnet, so bleiben kaum 130 Tage übrig, wo Fleisch zu essen erlaubt ist. Die Griechen beobachten diese Fasten, welche ihnen offenbar eine sehr ungesunde Nahrung auflegt, sehr genau, sie mögen gesund oder krank seyn. Spon sahe einen Menschen an einer Pleuresie zur Zeit der großen Fasten sterben, welcher hätte gerettet werden können, wenn er Suppen und dergl. hätte zu sich nehmen wollen. Noch weniger ist es zu bewundern, daß die meisten über einen schwachen Magen, Verstopfungen und dergl. Uebel klagen, ohne des oben gemeldeten Ausfatz-s hier zu erwähnen, der durch eine solche Nahrung nothwendig hervorgebracht werden muß. Es würde die schädliche Wirkung dieser Nahrungsmittel

noch

noch dadurch verbessert werden können, wenn sie eben so häufig, wie die Türken, Sorbet gebrauchten, welches aber nicht geschiehet. Dieser Sorbet wird von gemeinen Leuten aus Wasser verfertiget, das sie auf gestoßene Trauben gießen; die Reichen machen ihn aber aus Wasser, Zucker, Citronensaft und etwas Muskus.

Noch verdient ein besonders Aderlaß-Instrument, dessen man sich auf vielen Inseln des Archipelagus bedienet, eine kurze Beschreibung. Dieses Werkzeug hat völlig das Ansehen einer Armbrust, wovon der Bogen von Elfenbein ist, welcher bald stark, bald schwach gespannet werden kann. Die gespannte Saite stößt jedesmal beym Losspringen die Spitze einer in der Aushöhlung der Armbrust gelegenen Lanzette auf eine beliebige Tiefe in die Ader. Spon hat von diesem Werkzeug eine Abbildung an andern Orten gegeben.

Da die Inoculation der Blattern, welche jetzt in den meisten Ländern Europens mit so glücklichem Erfolge betrieben wird, ursprünglich aus dem Morgenlande abstammt, indem selbige längst in Constantinopel von einer Aerztinn, aus Tessalus gebürtig, mit gutem Fortgang ausgeübt worden, und da die erste Nachricht davon von einem griechischen Arzte Emanuel Timoni, welcher solche dem Doktor Woodward mittheilte, abstammet; so müssen wir noch sehen, auf welche Art man in die-

sem Lande inoculire. Mylady Montagy giebt davon in ihrem, unterm 1sten April 1717, in Adrianopel geschriebenen Briefe umständliche Nachricht. Sie sagt: es giebt hier gewisse alte Weiber, deren Geschäffte ist, die Operation jeden Herbst, wenn im September die große Hitze nachläßt, zu verrichten. Die Leute schicken zu einander, und lassen fragen, ob jemand in ihrer Familie sey, der Lust zu den Blattern habe; sie schließen Gesellschaften zu diesem Zweck, und wenn ihrer genug, gewöhnlich 15 bis 16 zusammen sind, so kömmt das alte Weib mit einer Nußschaale voll der beßten Blatiermaterie, und fragt, welche Ader sie belieben geöffnet zu haben? Ungesäumt ritzt sie die, welche man ihr darbietet, mit einer großen Nadel auf, und stößt so viele Materie hinein, als auf dem Kopf ihrer Nadel liegen kann; verbindet die kleine Wunde mit einem hohlen Stückchen Schaale, und öffnet auf diese Weise vier bis fünf Adern: die Griechen wählen gemeiniglich die Oerter ins Kreuz, nemlich an den Armen, an der Stirn und auf der Brust.

Folgende Arzneymittel ziehen wir aus Griechenland: den schwarzen und weißen Nieswurz; die Atropa mandragora; den cyprischen Terpentin; den Terpentin aus Chio; den Mastix; das Ladanum aus Candia, das Opoponax und Tragacanth.

Aussere

Ausserordentliche Fasten.

Fortsezzung.

Folgendes Beyspiel ist eben so sonderbar. Der Abt Boisot, hat es in dem Journal de Savans auf das Jahr 1687. aufgezeichnet.

Ein Mädchen von sechs und zwanzig bis dreyßig Jahren wurde von Pferden, die an einem Heuwagen gespannt waren, umgefahren, der Wagen gieng ihr über den Rücken, und sie warf viele Tage hintereinander eine große Menge Blut aus, sie bekam Fieber und andere üble Zufälle. Sie blieb vier Jahre lang in diesem Zustande, und empfand beständig heftige Schmerzen besonders im Magen, im Rücken und an der Scheitel, so, daß sie ohne die Heftigkeit der Schmerzen zu vermehren, sich nicht die geringste Bewegung in der Stube machen konnte. In diesem Zustande befand sich diese unglückliche Person, als der Abt Boisot von dieser sonderbaren Krankheit dem Abt Nicaise Nachricht ertheilte. Sie hatte überdies immer schlaflose Nächte, und die Eßlust dergestalt verloren, daß sie seit vier Jahren nicht über anderthalb Pfund Brod, oder ein anderes Nahrungsmittel mit etwas wenigem Zucker, funfzehn bis zwanzig überzognen Aniskörnern, und einer eingemachten Nuß zu sich genommen hatte. Desgleichen hatte sie während dieser Zeit nur zwey Gläser Wasser getruncken. Allein

Das übersteigt, sagt Boisot, allen Glauben, daß sie seit fünf und dreissig Wochen, nach der Erzählung der Bedienten, an deren Wahrheit nicht zu zweifeln ist, ganz und gar nichts zu sich genommen hat. Einen benachbarten Arzt trieb die Neugierde, diese Krankheit zu untersuchen: er besuchte die Kranke, und fand, daß sie etwas Fieber, einen ungleichen, weichen und schnellen Puls, eine sehr gesunde und natürliche Farbe, eine weder ganz trockne noch ganz feuchte Zunge, und ein ziemlich hartes Fleisch hatte. Da er sich nach verschiednen Umständen erkundigte, erfuhr er auch, daß sie keine Ausleerungen durch den Stuhl hatte, daß sie oft gelind schwitzte, und daß seit dem Anfange ihrer Krankheit ihre monatliche Reinigung, weder durch die Schlaflosigkeit, noch durch das Fasten, noch durch das Fieber unterdrückt worden war. Damals schien dieses Mädchen noch lange Zeit in diesem Zustande leben zu können, und es ist zu bedauren, daß man den Ausgang dieser Krankheit nicht recht erfahren hat.

Hier ist noch ein Beyspiel von einer Person, welche lange Zeit ein sehr strenges Fasten beobachtet hat. Es ist in dem Journal Encyclopédique auf den Heumonat des Jahrs 1774. aufgezeichnet. Es wird daselbst erzählt, daß sich zu Dunningen, zwo Meilen von der Reichsstadt Rotweil in Schwaben, eine Frau mit Namen Monika Mutschlerin von sieben und dreyßig Jahren befand, welche seit

funf-

funfzehn Jahren verheurathet war, und sechs Kinder gebohren hatte, wovon fünfe noch lebten. Diese Frau wurde nach ausgestandnen heftigen Nervenschmerzen so schwach, daß sie sich der Krücken zwey Jahre lang bedienen mußte: sie konnte diese Zeit über keine andere Speise vertragen, als ein bisgen geronnene Milch.

Im Thaumonat des Jahrs 1773. lies man ihr etwas warme Fleischbrühe und ein frisches Eyerdotter nehmen, allein sie bekam davon ein so heftiges Erbrechen, daß man für ihr Leben besorgt war. Seit dieser Zeit hütet sie das Bette, und nimmt keine Arzneyen, keine Nahrungsmittel, keine Getränke, selbst kein Wasser zu sich. Ihre Augen hat sie in drey Jahren nicht zugethan, sie hört und sieht sehr gut, sie kann sehr gut lesen, muß aber doch die Schrift etwas nahe ans Auge halten. Ihr Geruch ist ausserordentlich fein, allein sie hat blos in den Händen, welche sie unter allen Theilen ihres Körpers, seit dem sie bettlägrich geworden war, allein bewegen kann, noch Empfindung. Die Augen waren nach dieser Erzählung hell, ihre Lippen roth, ihre Zunge so frisch, als bey dem gesundesten Menschen, selbst ihr Gesicht hatte kein übles Ansehn. Die Wächter, welche man ihr gegeben hatte, haben eidlich vor einer im Jahre 1774. wo man diese sonderbare Krankheit öffentlich bekannt machte, niedergesetzten Deputation die Wahrheit dieser Sache bestätiget.

Seit

Seit dieser Zeit hat man nichts weiter von ihr gehört, es wäre unterdessen zu wünschen, daß man genau bekannt gemacht hätte, was diese Sache für einen Ausgang genommen, und wie lange dieses Weib ein so strenges Fasten ausgehalten habe.

Zusatz.

Dieser Wunsch des Herrn Verfassers ist nunmehro erfüllt. Allein, man kann aus dieser ganzen Geschichte keinen Beweis für die Möglichkeit eines so ausserordentlich langen Fastens hernehmen, denn dies Weib war nichts anders, als eine Betrügerin, die ihre Rolle sehr gut und sehr lange fortzuspielen wußte, und sich bey der Gutherzigkeit der Leichtgläubigen und Schwachen im Volk ohne Zweifel sehr wohl befand. Daß ihr Vorgeben von einer steten Schlaflosigkeit und Mangel an Eßlust so allgemein geglaubt wurde, ist wohl, nächst dem ziemlich allgemeinen Hange nach ausserordentlichen, und unsere ganze Einbildungskraft in Bewegung setzenden Dingen, auch dem Aberglauben beyzumessen, der so gern Wunder sieht und glaubt; zumal da man vorgab, die Mutschlerin erhalte sich nur durch den öftern Genuß des heiligen Abendmahls. — Welch eine Nahrung für die Religionsschwärmerey, die dieser feyerlichen Handlung soviel abergläubische, ja wohl gar zauberähnliche Kräfte beylegt; und dabey den wahren Entzweck derselben ganz übersieht! Kurz

dies

dies Weib täuschte acht Jahre lang die Welt, und ich selbst habe Reisende gesprochen, die sich durch den Augenschein so fest überzeugt hatten, daß alle meine dagegen gemachten Zweifel nichts vermochten. Selbst ein Arzt war so voreilig und leichtgläubig, daß er dies heilige Wunder in einen fliegenden Blatte bekannt machte, und zur allgemeinen Erbauung austheilen lies. Sprache und Räsonnement waren in demselben so beschaffen, daß es meine Aufmerksamkeit eben nicht auf sich zog, und ich den Namen des Verfassers wieder vergaß. Schon im Herbste des Jahrs 1775. trug die hohe Schule zu Freyburg zween ihrer medicinischen Professoren, dem D. Staravasnig und Gebhard die Untersuchung dieser Sache auf, und diese Herren wurden theils durch das von der Reichsstadt Rotweil geführte Protokoll, theils durch andere Umstände verleitet, die Geschichte für wahr zu halten. Und dies war bey einer ohngefähr erst ein Jahr dauernden Fasten noch allenfalls verzeihlich. Allein Staravasnig gab lange hernach, nämlich im Jahre 1780. eine Schrift unter dem Titel: Abhandlung von dem außerordentlichen Fasten der Maria Monica Mutschlerin heraus, worinnen er beweißt, daß dies Weib keine Betrügerin sey, und zur Erklärung der Möglichkeit solcher Fälle noch einen zweeten und dritten Theil verspricht. Allein am vierzehnten des Christmonats des nämlichen Jahres machte man von

Rot-

Rotweil aus ernstlichere Untersuchungsanstalten: man trug dies Geschäft dem Dr. Glücker, dem Wundarzt Frech, und einigen Gerichtspersonen auf, welche denn nach vielem Widerstande alle Gelegenheiten zum Betrug abschnitten, sichere Wachen stellten, und gar bald fanden, daß die Frau Wasser trank, aß und schlief. — Sie wurde aus ihrem Hause zu sicherer Verwahrung in Hospital gebracht, und auf diese Weise der gange Betrug geendet. — Die ganze Strafe dafür bestand darinnen, daß man sie am vier und zwanzigsten Merz nebst ihren beyden Töchtern, den Unterstützerinnen ihrer List, zu Rotweil, auf öffentlichem Markte zur Schau ausstellete. Der Mutter machte man einen Schein um den Kopf, auf die Art, wie man die Heiligen zu malen pflegt, und denen Töchtern hing man Tafeln an, worauf ihr Verbrechen geschrieben stand. — Umständlicher findet man diesen Vorfall in diesem medicinischen Wochenblatte, im ersten und zweeten Quartal des Jahres 1781, erzählt.

Caspar Bartholin gedenket ebenfalls eines Beyspiels von einem eben so langen Fasten, welche jedoch einen merklichen Einfluß auf die Gesundheit der Fastenden hatte. Ein Mädchen von zwölf Jahren brachte im Krankenhause zu Koppenhagen ohne das geringste zu essen, beynahe ein ganzes Jahr zu. Dieses haben alle Personen, welche sie bewachten, bezeugt. Alles, was sie von ihr durch Bitten und

Drohen

Drohen zu erlangen vermögend waren, bestand darinnen, daß sie etwas weniges, und auch dies sehr selten, trank. Jedoch zeigten sich die Spuren dieser langen Fasten in ihrem äusserlichen Ansehn sehr deutlich, ihr Körper zitterte, war ausserordentlich mager und blaß, sie beklagte sich über heftige Schmerzen im Kopfe und Unterleibe. Es ist auch in diesem Falle zu bedauern, daß dieser berühmte Arzt uns über den Ausgang dieser Krankheit und eines so ausserordentlichen Fastens in Ungewißheit läßt.

Folgendes Beyspiel von einer nur halb so langen Fasten, ist gleichfalls merkwürdig. Maria Belet aus der Pfarrey Laval, nahe bey Binch, in der Provinz Ainaut, lebte vom sechsten des Christmonats 1754. bis zum fünf und zwanzigsten des Brachmonats 1755. ohne irgend ein festes oder flüssiges Nahrungsmittel zu sich zu nehmen.

Dieses Mädchen hatte eine schwächliche und seit etlichen Jahren kränkliche Leibesbeschaffenheit, und befand sich im Sommer 1754 weit kränker. Die Natur suchte eine Ausleerung, welche aber nicht erfolgte, zu bewirken: sie wurde damals bleichsüchtig.

Im Weinmonat eben dieses Jahres, welches für sie sehr gefährlich war, lies man ihr ein Brechmittel nehmen, welches aber keine Wirkung that: sie wurde darauf blos unruhig, der Unterleib schwoll auf, und sie fieng seit dieser Zeit an, Zuckungen zu

be-

bekommen. Ein plözliches Schrecken vermehrte die Beschwerden ihres Körpers, und am sechsten dieses Monats hatte sie Zuckungen, die sich über den ganzen Körper verbreiteten. Von diesem Tage an hörte sie auf, irgend ein Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, die untere Kinnlade schloß sich nach diesem Anfalle so fest an die obere, daß man zu verschiednen malen vergeblich versuchte, die Zusammenziehung der Muskeln mit Hülfe eines sogenannten Mundspiegels *) zu überwinden. Auch konnte ihr nicht die geringste Flüssigkeit eingeflößt werden, weil die Zähne der obern Kinnlade, die untern Zähne bedeckten.

Nach dem sechsten dieses Monats bekam sie Anfälle von Fallsucht, welche nach und nach heftiger und häufiger wurden. Damals befielen die Zukkungen, welche vorher allgemein gewesen waren, nur noch die Aerme, und diese Anfälle endigten sich allezeit in eine Steifigkeit der obern Gliedmaßen. Nach einer kurzen Zeit bemerkte man in diesen leztern Theile weder Zuckungen noch Steifigkeit, allein die untere Kinnlade blieb bis zum Anfange des Heumonats 1755 fest an die obere angeschlossen.

So

*) Dies ist ein aus drey in eine Spitze zusammenlaufenden Aermen bestehendes eisernes Werkzeug, welches zwischen die Zähne gebracht wird, und durch Auseinanderschrauben der Aerme den Mund erweitert.

So lange sich die Zuckungen blos auf die Muskeln, welche die untere Kinnlade empor ziehen, einschränkten, so war der übrige Körper allezeit ruhig.

Seit dem Tage, wo die Kranke keine Speisen mehr zu sich nahm, wurden alle Ausleerungen unterdrückt, auch die Hautausdünstung hörte auf, die Kranke hörte vollkommen gut, und antwortete durch Zeichen. Ohngeachtet eines so langen Fastens war ihr Puls so regelmäßig, ihre Farbe gesund, und ihr Körper weniger mager, als vor der Krankheit.

Dieses Fasten dauerte schon sechs Monate, als man in den ersten Tagen des Heumonats folgende Veränderungen bemerkte. Aus ihrer Haut drang ein klebriger und übelriechender Schweiß, ihr Othemholen wurde sehr schwer, und bisweilen stand ihr eine Erstickung bevor. Seit dieser Veränderung mußte sie gewöhnlich alle zum Othemholen erforderliche Muskeln zu diesem Geschäffte anwenden.

Gegen den zwanzigsten des Brachmonats saugte die Kranke ein wenig Weinmolken, allein das Hinunterschlucken war mit so vieler Schwierigkeit verknüpft, daß sie keinen Löffel voll davon nehmen konnte, ohne die Hälfte zu verschütten, und etwas davon durch die Nasenlöcher wieder von sich zu geben. Seit dem sie von diesem Getränke etwas verschluckt hatte, bekam sie viele aufsteigende Blähungen, und die Hautausdünstung wurde von Tag

zu

zu Tage stärker. Am sieben und zwanzigsten ließ sie etwas weniges von einem milchfarbigen Harn: hierauf bekam sie Nasenbluten nach einem anhaltenden Ekel, den ihr wenige mit vieler Mühe hinunter geschluckte Milch verursachte.

Man gab ihr damals reines Wasser in geringer Menge, aber sehr oft zu trinken, und der Harn gieng ferner ab. Am dritten des Heumonats brach sie eine grüne und zähe Materie von sich, und seit dieser Zeit konnte sie weit leichter schlucken. Am neunten, an welchem Tage die Erzählung dieses Falles aufgesetzt war, bemerkte man, daß die krampfhafte Zusammenziehung des Unterkiefers verschwunden war, und daß bloß im Schlunde noch ein Hinderniß des Hinunterschluckens befindlich war, ob aber dieses Mädchen durch den Ausbruch der monatlichen Reinigung vollkommen genesen sey, weis man nicht. Folgende Beobachtung, welche eben so merkwürdig, als die vorhergehende ist, wird uns in Ansehung dieses Punktes befriedigen, und zugleich überzeugen, daß oft erst durch große Unordnung die Ordnung des Körpers wieder hergestellt werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer

Rathgeber.

Acht und dreyßigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 17ten September 1796.

Frankfurter Verordnung die Viehseuche betreffend.

Nachdem die seit einiger Zeit in allhiesiger Nachbarschaft verspürte Viehseuche, sich auch in denen dahiesigen Dorfschaften und Stadt-Territorio auszubreiten beginnet — so will Ein Hoch-Edler Rath nachfolgendes — theils zur mehreren Kenntniß dieser Seuche selbsten — theils zu Befolgung der dagegen anzuwendenden Kurmitteln — theils aber zu Beobachtung deßfalls dienender Präservativmittel, andurch bekannt machen.

I.

Von den Kennzeichen der gegenwärtigen Hornviehseuche.

1.) Das Thier fängt an traurig und matt zu werden, verliert die Eßlust, und käuet entweder gar nicht oder nur wenig wieder. Man sieht es deutlich, wie es öfters schaudert, über den ganzen Leib zittert und abwechselnden Frost

und Hitze bekömmt. Die Kühe verlieren dabey schon den 2ten, 3ten Tag succesive die Milch.

2.) Steigt die Krankheit, so nehmen die Zufälle No. 1. zu, die Nase wird trocken, die Augen werden trocken und röthlich, die Ohren und Hörner kalt, die Haare sträuben sich, und das Thier ist äußerst empfindlich, so daß, wenn man es über den Rücken — oder sonst über einen Theil des Körpers mit der Hand streicht, oder nur an einem Theile mit den Fingern kneipet, es sich mit dem Theile beugt oder zurück zieht. Bisweilen ist es verstopft, bisweilen bekömmt es einen Durchfall. Es fängt an zu husteln.

3.) Kömmt die Krankheit aufs höchste, so tretten nachfolgende Zeichen hinzu: Das Thier geifert in einem weg aus dem Munde, und sein Maul und Nase sind schmierig und schleimig, und in den Augenwinkeln zeigt sich Eiterähnlicher Schleim, — das Thier hustet nun stärker und öfterer, es schnauft, holt schnell Athem, schlägt mit den Flanken, riecht übel aus dem Halse, und kann jetzo kaum mehr auf den Hinterfüßen stehen. Ist die Krankheit so weit gekommen, so helfen gewöhnlich alle Arzneymittel nicht, und das Thier stirbt, ja oft schon helfen alle Mittel nicht, wenn das Thier nur die ersten Zeichen der Krankheit an sich spüren läßt.

II.

Von den Heilungsmitteln.

1.) Ist dergleichen Vieh verstopft, oder die Stallung desselben hart und trocken — so giebt man ihm des Tags 2mal eine Klistier von warmen Wasser, mit einer Handvoll Kochsalz, einen halben Schoppen Essig, und ein paar Löffel Honig.

2.) Sobald man die Zeichen der Krankheit bemerkt, muß man dem Thier sogleich ein breites Haarseil vorn an der Brust ziehen, welches täglich einigemal auf- und abgezogen, und mit der spanischen Fliegen-Salbe bestrichen werden muß.

3.) Zum Getränke giebt man dem Thier, Wasser mit etwas Mehl oder Sauerteig vermischt, und welches mit Weinessig stark säuerlich gemacht worden.

4.) Alle 3 Stunden kann man dem Thier ein Pulver aus einem Loth Weinstein, einem Quentchen Salmiac und zwey Quentchen gepulverten Tausendguldenkraut, mit einem Schoppen Wasser und 2 Löffel voll Honig und Hollunderemuß einschütten.

5.) Bemerkt man Zeichen von zunehmender Fäulniß an Aashaftriechenden Durchfällen, stinkenden Ausfluß aus der Nase und dergleichen, so

kann man alle vier Stunden dem Thier folgende Pille in ein Krautblatt gewickelt in den Hals stecken: man nimmt nemlich ein Loth gepulverte Chinarinde und ein Quentchen in Weingeist aufgelösten Kampfer, und macht mit so viel Honig als nöthig eine Pille daraus.

6.) Ist die Entkräftung sehr stark, so kann man auch dem Thier täglich ein paarmal einen Schoppen Wein einschütten.

7.) Hierbey muß die Reinhaltung und Ausräucherung des Stalles, besonders mit Essigdampf nicht unterlassen, auch der Mist öfters weggeschafft, aber nicht aufbewahrt, sondern verbrannt, oder in tiefe Löcher verscharret werden.

III.

Von denen Präservativmitteln.

Diese Viehkrankheit ist ihrer Natur nach sehr giftig und ansteckend. Die Ursache deren weiteren Verbreitung aber liegt nicht sowohl in der Luft, als vorzüglich in der mittel- und unmittelbaren Mittheilung des Krankheits Giftes. Da solche nun sehr schwer zu heilen, so ist das Absehen hauptsächlich darauf zu richten, daß deren Ansteckung verhütet, oder wenn die Seuche schon ausgebrochen, selbige gleichsam in der Geburt erstickt werde.

Dieses kann geschehen:

1.) Wenn das Vieh blos in den Ställen gehalten und gefüttert, dann in den eigenen Hof oder auf einen abgelegenen reinen Platz des Tags ein paar Stunden lang herausgelassen, auch nicht an dem gemeinen Viehbrunnen, sondern in dem Stall getränkt wird.

2) Müssen die Ställe sehr rein gehalten, täglich zweymal ausgemistet, die Krippen und Tröge mit warmem Wasser abgewaschen, und während das Vieh auf dem Hof die Luft genieset, die Ställe mit Wachholder- oder Eßigdampf ausgeräuchert werden.

3) Muß das Vieh alle Morgen gestriegelt, mit Strohwischen gerieben, und dessen Nase, Maul und Zunge mit Eßig, worinnen Knoblauch eingeweichet worden, gewaschen werden.

4) Sogenannte Präservativ-Aderlässe, starke Purgir- und andere hitzige Mittel müssen durchaus vermieden werden.

5.) Solches Vieh, woran die ersten Zeichen dieser Seuche verspürt werden, muß sogleich von dem Gesunden abgesondert, und in einen andern, wo möglich abgelegenen lüftigen Stall gebracht, auch das gesunde Vieh von denjenigen Personen, welche das kranke Vieh verpflegen, nicht bedient werden.

6.) Der rathsamste und sicherste Weg aber, der größern Verbreitung dieser gefährlichen Seuche vorzubeugen, ist das Todtschlagen des erkrankten Viehes, sobald sich die ersten Zeichen der Krankheit bey demselben äußern. Die allgemeine Erfahrung, daß durch die bestangewandten Mittel bisher nur sehr wenige, mit der Seuche befallenen Thiere, gerettet worden, die Schwierigkeit solche kranke Thiere mehrere Tage zu behandeln, ohne zu befürchten, daß die Ansteckung auf eine oder andere Art den in der Nähe befindlichen gesunden Stücken, mitgetheilet werde, und das Beyspiel mehrerer Länder, in welchen bey vorigen Seuchen durch die Aufopferung weniger Stücke, viele Tausende gerettet worden, sind die triftigsten Beweiße, daß durch dieses Mittel einzig und allein der weitern Ausbreitung dieser Seuche am besten vorgebauet werden kann.

Frankfurt den 9ten Sept. 1796.

Stadt-Canzley.

Ausserordentliche Fasten.

Fortsezzung.

Im Jahr 1751. am neunten des Wintermonats, bekam Christine Michelot, die Tochter eines Winzers zu Pomard, eine Meile von Beaune, in ihrem neunzehnten Jahre ein Fieber, welches man als den

den Vorläufer von den daselbst epidemisch herrschenden Masern ansahe; man verordnete ihr damals eine leichte Tisane, und in der Folge verschiedne andere Mittel, zu denen man sie aber nicht bereden konnte. Sie wollte nichts weiter als frisches Wasser nehmen; indessen zeigten sich keine Masern, und es blieb von dieser Krankheit kein anderer Zufall übrig, als ein so heftiges Kopfweh, daß sie ihr Bette verlies, und sich auf der Erde herumwarf. Ihr Vater fand sie in diesem Zustande, und hob sie auf eine ungestüme Art auf, sie fiel hierauf in eine so lange und tiefe Ohnmacht, daß man sie für tod hielt. Wie dieser Zufall nachgelassen hatte, so verlor sie wenige Tage nachher den Gebrauch aller ihrer Gliedmaßen, so daß solche nur noch so biegsam blieben, wie bey eben gestorbnen Personen.

Nachdem diese Zufälle aufgehört hatten, so bekam sie die Eßlust und Sprache wieder: allein bald hernach fiel sie in ein, mit jählingen Schrecken begleitetes Irrereden; es stellten sich Zuckungen, Flechsenspringen, Zittern in Aermen und Füßen ein. Diese Bewegungen waren so heftig, daß man sie kaum im Bette zu erhalten im Stande war.

Man versuchte diese fürchterliche Zufälle durch eine Aderlaß am Fuße, und die Anlegung eines Spanischen Fliegenpflasters auf die Waden zu heben, und erreichte seine Absicht nur zu gut. Die Kranke fiel beynahe sogleich in eine Schwäche und Unbeweglich-

keit des ganzen Körpers. Sie verlohr den Gebrauch aller ihrer Glieder, die Eßlust und Sprache: und behielt blos das Gesicht, Gehör, Gefühl, und Athemholen. Die Kranke blieb, ausgenommen beym Irrereden, dessen ich schon erwähnt habe, und welches nur sehr kurze Zeit daurete, völlig im Besitze ihrer Vernunft: sie bediente, sich um ihren Beyfall, oder Mißfallen an einer Sache zu erkennen zu geben, unartikulirter Töne. Im Anfange hatte sie deren nur zween: in der Folge aber vermehrte sie dieselben, und fieng auch an, einige Bewegung mit den Händen dazu zu machen, welche in eben dem Verhältnisse häufiger wurden, in welchem diese Töne eine größere Mannigfaltigkeit bekamen. Sie nahm beständig blosses Wasser, und dieses anfangs in geringer Menge, zu sich. Ihr Unterleib war daher auch so dünne geworden, daß man die Wirbelbeine mitten durch denselben hindurch fühlen zu können glaubte, und gar kein Eingeweide mehr wahrnahm. Es schien, daß derselbe, und die untern Gliedmaßen, welche blos die Empfindung noch hatten, von einer unvollkommenen Lähmung befallen worden wären. Der Körper endlich behielt seine Farbe: die Augen waren lebhaft, die Lippen roth; die Haut hatte eine ziemlich muntre Farbe; der Puls war regelmäßig und sogar etwas stark.

Niemals genos sie etwas anders, als Wasser; doch verschluckte sie dieses leichter und in größerer

Menge:

Menge. Ein Arzt von Beaune, welcher sie in diesem Zustande sahe, konnte nicht begreifen, daß das Wasser ihre einzige Nahrung ausmachte. Er überzeugte sich hiervon nicht eher, als nachdem er eine Dame gebethen hatte, dieses Mädchen zu sich zu nehmen, und einige Zeitlang genau zu beobachten. Er glaubte, die Kranke dadurch zu hintergehen, daß er ihr an statt des bloßen Wassers, eine dünne und sehr helle Brühe von Kalbfleisch reichen lies: er betrog auch wirklich ihre Sinne, allein nicht ihren Magen, welcher sie mit Ekel und heftigen Zuckungen wieder von sich gab. Diese heimliche Betrügerey zog ihr ein Fieber zu.

Wie das Mädchen diese Dame wieder verlies, so führte sie ihr Vater wallfahrten. Bey ihrer Rückkehr war sie so durstig, daß sie durch Anstrengung ihre Sprache wieder erlangte, um Wasser, ihren Durst zu löschen, fordern zu können. Sie behielt das Sprachvermögen, und redete von Zeit zu Zeit immer besser. Sie trank auch mehr, und harnte häufiger. Man wird von selbst einsehen, daß bey der Diät, welche sie seit so langer Zeit beobachtete, die Ausleerung durch den Stuhl zugleich unterdrückt seyn mußte.

Damals erhielt sie nach und nach den Gebrauch ihrer Aerme dergestalt wieder, daß sie stricken, sich anziehen, und sich zwoer Krücken bedienen konnte, mittelst deren sie, weil sie von ihren Füßen noch

keinen

keinen Gebrauch zu machen im Stande war, sich auf den Knieen aufrechts erhielt. Mit Hülfe dieser Krücken begab sich zu dem Wassereimer, welcher alle ihre Nahrungsmittel in sich enthielt, und sogar zu einigen Nachbarn. In diesem Zustande fand sie Lardillon am neunten des Christmonats 1754. und also über drey Jahre, nachdem sie krank geworden war. Er beobachtete, daß sie damals ihr rechtes Knie in die Höhe zu heben anfieng: daß der Schenkel und Mittelfuß eben dieser Seite eben so fleischig als die Aerme und Hände waren: Daß sie eine weiche Haut, ein völliges Gesicht, und eine heitere Miene hatte, und daß man hieraus auf keine üble Beschaffenheit des Körpers schließen konnte. Er wagte es, ihr die völlige Genesung, und zwar weit früher, als man es vermuthete, voraus zu verkündigen. Seine Prophezeyung traf ein. Denn wie sie in die Jahre kam, wo sich die monatliche Reinigung, gewöhnlicherweise einzustellen pflegt, so bekam sie die Eßlust wieder: sie fieng an, nach und nach etwas zu essen, und alle Zufälle ihrer Krankheit verschwanden auf den Gebrauch einiger leichten Arzneymittel, einer nach der andern ganz, so daß sie im Heumonate 1755. wie jede andre Person aß, nachdem sie vier Jahre, ohne ein andres Nahrungsmittel, als frisches Wasser, zu sich zu nehmen, zugebracht hatte, und ohne Krücken zu gehen anfieng.

Lardillon verfolgt diese Krankengeschichte noch

weiter;

weiter; da sie aber weiter nichts wichtiges enthält, als daß die Kranke ihre völlige Gesundheit in der Folge wieder erlangt hat, so werde ich seine hiebeygemachten Bemerkungen mit Stillschweigen übergehn. Man findet dieselben in den Denkschriften der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Paris auf das Jahr 1761.

Im Jahre 1772 lebte in der Dauphine ein Mensch, welcher noch strenger fastete, obngeachtet man nach der Erzählung, welche dazumal ein Mönch von den barmherzigen Brüdern, Calixtus Cautier, davon machte, nichts an den zum Essen erforderlichen Organen entdecken konnte, welches ihn zu dieser Enthaltsamkeit genöthigt hätte. Pajot de Marchepal, Königlicher Kreishauptmann in dieser Provinz, gab diesem Mönche den Auftrag, sich nach dem Dorfe Chateau-Roux, in der Diöces Embrun, zu begeben, und daselbst den Sohn eines dasigen Bauers, Wilhelm Gay, zu untersuchen, welcher dreyzehn Jahre und drey Monate alt war, und der allgemeinen Sage nach seit dritthalb Jahren ohne zu essen und zu trinken lebte. Cautier kam daselbst am zehnten des Erndemonats an; lies sich im Anfange von dem dasigen Wundarzte alles erzählen, was er wußte, und schloß sich hierauf mit diesem Knaben, nachdem er alle mögliche Vorsicht gebraucht hatte, um nicht hintergangen zu werden, in eine Stube ein. Er blieb bis zum funfzehnten dieses

Mo-

Monats eingeschlossen, und versicherte, daß dieses Kind während dieser ganzen Zeit nicht den geringsten Argwohn erregte, als ob es heimlich Nahrung zu sich nähme.

Er verließ den Knaben vollkommen gesund: seine Gemüthsbeschaffenheit war traurig und melancholisch; er hatte eine zu seinem Alter angemessene Größe, eine ausserordentlich trockene und erdfarbne Haut an Händen und Füßen, im Gesichte hingegen war sie glatt und roth; seine Miene einnehmend; sein gewöhnlicher Puls sehr klein, aber regelmäßig. Er hatte im Jahr 1760. eine Bräune, wider welche Krankheit er aber keine Arzney nahm; und seit dieser Zeit hat er ganz und gar aufs Essen und Trinken Verzicht gethan. Im Wonnemonat des nämlichen Jahres wurde er von den zusammenfließenden Pocken befallen, welche er auch ohne irgend ein Arzneymittel gebraucht zu haben, binnen drey Wochen überstand. Während dieser Krankheit giengen ohne irgend etwas von beygemischten Unrath eine Menge todter Würmer durch den Stuhl ab. Gegenwärtig ist er sehr schwach, und kann nur gebückt gehen. Wahrscheinlicherweise wird diese Krankheit keinen glücklichen Ausgang gehabt haben.

Ich werde noch einige neuere, und eben so gewisse Geschichten von ausserordentlichen Fasten beybringen, als die vorhergehenden waren, und welche alle beweisen, daß man in gewissen Krankheiten sehr lange

ge sich aller Speisen enthalten kann, welches einem bey gesunden Tagen unmöglich seyn würde. Unterdessen giebt es auch Fälle, wo der an eine große Enthaltsamkeit gewöhnte Körper auch bey vollkommener Gesundheit das strengste Fasten aushält. Zum Beweise mag folgender Fall dienen.

Die öffentlichen Zeitungen vom Jahre 1772. reden von einer Frauensperson, mit Namen Olivone, welche beynahe neun und vierzig Jahr alt war, und blos von Früchten lebte. Sie fiel in ihrem siebzehnten Jahre in eine Schlafsucht, welche achtzehn Tage anhielt. Diesen Zufall bekam sie seitdem alle Jahre unausgesetzt wieder: sie schläft allezeit im Lenzmonat ein, und wacht erst nach achtzehn Tagen wieder auf. Während dieses Schlafs wird ihr ganzer Körper steif, und es bleibt blos noch eine konvulsivische Bewegung in den Augenliedern zurück. Im Sommer machen fünf bis sechs Kirschen ihre tägliche Nahrung aus; und im Herbste sind zwo Abrikosen, ein Apfel oder eine Birne hierzu hinreichend. Im Winter begnügt sie sich täglich mit zwo getrockneten Früchten. Man giebt ihr niemals Fleischspeisen, weil sie dieselben so wie alle andre Nahrungsmittel sogleich wieder von sich brechen würde.

Gegen das Ende des Jahres 1753. schrieb man aus Schottland, daß ein Knabe von ohngefähr funfzehn Jahren aus Gersegranje, mit Namen Gilbert

bert Jakson, zu Anfange des Jahres 1746. krank geworden sey, und fast einen Monat lang ein Fieber gehabt habe, welches ihm Schwerz im ganzen Körper verursachte. Er bekam seine Gesundheit wieder: allein zween Monate nachher ergriff ihn das Fieber wieder; es war mit einem Zittern des ganzen Körpers verbunden, das in eine Lähmung überzugehen schien. Im Brachmonate hatte er einen ähnlichen Rückfall, während dessen er seiner Sprache, Eßlust und den Gebrauch aller seiner Gliedmaßen verlor. In diesem Zustande blieb er ohne zu essen und zu trinken beynahe ein Jahr, und alle angewendete Arzneyen waren ohne Wirkung. Im Wonnemonat des folgenden Jahres verlies ihn das Fieber: allein am zehnten des Heumonats stellte es sich wieder ein, und er erhielt den Tag darauf seine Sprache wieder. Das Fieber daurete fort, und er blieb bis zum Windmonat ohne das geringste zu essen oder zu trinken, und ohne seine Gliedmaaßen gebrauchen zu können. Alsdenn wurde er gesund; er fieng an, einen Fuß wieder zu bewegen: allein er aß noch nichts. Bisweilen spielte er sich blos den Mund mit Wasser aus, und wenn er seine Hausgenossen bey Tische erblickte, so hatte er eine unangenehme Empfindung. Im Brachmonate 1748. hatte er einen neuen Anfall vom Fieber, wovon er nur im Erndemonate erst wieder befreyet wurde. Man konnte ihn aber weder zum Essen noch zum Trinken bewegen.

Bis

Bis im Brachmonat 1749. blieb er ganz gesund, und seine Gesichtsfarbe war ziemlich munter: alsdenn aber wurde er von einem sehr heftigen Fieber angegriffen. Sein Vater nöthigte ihn endlich einstmalen, etwas in Milch gekochte Hafergrütze zu essen: er nahm einen Löffel davon, welcher ihm aber so lange in dem Schlunde blieb, daß man glaubte, er würde erstickt seyn. Seit dieser Zeit genoß er täglich etwas Speise, allein so wenig, daß ein Dreyling ihm auf zehn Tage hinreichend war. Die ganze Zeit über, welche er ohne Speise zugebracht hatte, waren alle Ausleerungen sowohl durch den Stuhl, als auch durch den Harn unterdrückt, und nur erst funzehn Tage hernach, nachdem er wieder zu essen versucht hatte, stellten sich diese Ausleerungen wieder ein. Der Brief, worinne man diese ausserordentliche Krankheit öffentlich bekannt machte, setzte noch hinzu, daß dieser Knabe seitdem gesund geblieben wäre, und nur noch keinen Gebrauch von seinen Füßen machen könnte.

Folgendes Beyspiel von einem aussetzenden Fasten ist, ohngeachtet es nicht so lange wie die vorhergehenden daurete, doch nicht minder ausserordentlich.

Man brachte ein achtzehnjähriges Mädchen aus der Pfarrey St. Vincent im Jahre 1732. in das Hospital zu Mans. Es hatte nach einem Anfalle von Wahnwitz, den man für eine Wirkung der

Mutter-

Muttertwuth hielt, einen blöden Verstand bekommen. Uebrigens hatte sie eine weiße Haut, ihre gewöhnliche Veränderung, und war fleischig.

Zwey und bisweilen dreymal des Jahrs bald vor, bald nach ihrer monatlichen Veränderung gegen den Frühling und Herbst nahm ihre Verstandesverwirrung in einem so hohen Grade zu, daß sie ohne Aufhören redete, schrie und sang. Wenn sie in diesen Anfällen wüthend wurde, so schlug sie alles Essen und Trinken aus, man mochte machen, was man wollte, um sie dazu zu nöthigen. Dieses Fasten dauerte jedesmal zwanzig bis fünf und zwanzig Tage: alsdenn nahm sie sichtbar ab; ihre Ausleerungen verminderten sich sehr, und sie dünstete sehr wenig aus. Ihre Haut, so schön und weiß sie auch vorher ausgesehen hatte, wurde trocken, gelblich und schagrainartig. Ihr Mund, ihre Lippen, Zunge, Zähne wurden beträchtlich dürr, und ihre Stimme rauh. Wenn diese Zeit vorüber war, so nahm sie wieder Nahrungsmittel zu sich, und wurde nach und nach ruhiger. Die Absonderungen stellten sich wieder ein: sie wurde wieder völlig; ihre Haut erhielt ihre vorige Schönheit wieder, ohne daß deswegen ihr Wahnsinn verändert worden wäre. Sie blieb bis an ihren Tod in diesem Zustande, welcher im Jahre 1746 erfolgte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer

Rathgeber.

Neun und dreyßigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 24ten September 1796.

Frankfurt am Mayn.

Ueber Bleykrankheiten und wie dieselben am besten zu verhüten und zu heilen sind, nebst Beweis daß die Bleyglasur des irdenen Küchengeschirrs keineswegs als die Hauptquelle der Abnahme körperlicher Kräfte der Menschen, besonders der höhern Stände anzusehen sey. Ein Lesebuch für gebildete Leser aus allen Ständen, von D. Johann Valentin Müller, ausübendem Arzte in Frankfurt am Mayn, 207 Seiten, 8°., in der Andreäischen Buchhandlung 1796.

Viele ältere und neuere Aerzte haben in Schriften die Schädlichkeit des innern Genusses des Bleyes und aller Bleykalche oder Auflösungen, die daraus verfertiget werden, oder durch Zufall entstehen,

durch mannichfaltige Versuche außer allen Zweifel gesezt. Allein keiner ist so weit gekommen, als Herr Hofrath Ebell in Hannover, welcher zwar ein Laye in der Kunst, und also im eigentlichen Verstand, nicht als kompetenter Richter anzusehen, dem man aber doch wegen seinem glühenden Eifer für die Menschheit immer vielen Dank schuldig ist. Dieser gelehrte Mann behauptete, die Bleyglasur des irdenen Küchengeschirrs seye als eine unerkannte Hauptquelle vieler unserer Krankheiten und Mitursache der Abnahme körperlicher Kräfte der Menschen besonders der höhern Stände anzusehen, und führet seinen Beweis aus der Geschichte, nämlich die Bleyglasur wurde zuerst im funfzehnten Jahrhunderte eingeführt, und die Abnahme der Kräfte der Nationen, vorzüglich der ersten Klassen derselben, ist nach Ort und Zeit mit der Einführung der Bleyglasur gleichlautend. Diesen Satz zu widerlegen, ist der Hauptgegenstand dieser Schrift. Der Verfasser zeiget daß das Lob der vergangenen Zeiten und der Stärke unserer Vorfahren, blos auf dem Vorurtheile beruhe, die gegenwärtigen Dinge durch ein dumpfes Glas zu sehen, und die vergangenen unrichtig zu verschönern. Bey denen Helden des Homers finden wir schon die nämliche Sprache. Daß unsere Soldaten nicht mehr die schweren Waffen tragen können, ist eine Sache, die lediglich ganz von der Gewohnheit abhängt, wie es bey

unsern Vorfahren war, die alle ja schon von der Kindheit an Waffen trugen. Der alte lahmgeschossene Invaliden-Wachtmeister auf dem Bergschloß Waldeck konnte nach Blumenbachs Zeugniß, in dem schwersten Harnisch der Vorfahren mit Leichtigkeit manövriren. Ueberhaupt zeigt Stärke, noch lange keine Dauerhaftigkeit der Kräfte an, und unsere riesenmäßige deutsche Vorfahren mußten in diesem Stücke andern südlichen Nationen weit nachstehen. Die alten Römer, und die Spanier im funfzehnten Jahrhundert werden als Beweise angeführt. Es waren überhaupt militairische und politische Gründe, welche veranlaßten, daß die schwere Rüstung, besonders die der Cavallerie abkam. Die Vorzüglichsten waren: die Verbesserung der Infanterie. Dazu gaben die Schweizer die Gelegenheit. In dem langen und heftigen Kampfe zur Vertheidigung ihrer Freyheit gegen das Haus Oesterreich, dessen Armee hauptsächlich aus schweren Reitern bestand, fanden sich die Schweizer genöthiget ihr Vertrauen auf das Fußvolk zu setzen, und dasselbe in große Bataillons, und tiefe an einander gedrungene Reihen zu stellen, so daß sie von allen Seiten dem Feinde fürchterlich die Stirne bieten konnten. Hierdurch schlugen sie die Oesterreicher, warfen die Burgundische Gensdarmerie über den Haufen, und gaben hierdurch dem Kriegswesen eine ganz andere Gestalt. Die Erfindung des Schieß-

pulvers. Hierdurch wurde der Harnisch und das Waffenkleid der Ritter zum Widerstand gegen die Kanonkugeln unnütz, und die Gensdarmerie unbrauchbar. Die Spanier machten den Anfang indem sie das Fußvolk mit Musketen bewaffneten. In dem dreyßigjährigen Krieg wurde das Feuern mit Kanonen und kleinem Gewehr noch mehr verbessert, und endlich verwandelte der Fürst von Anhalt bey denen Preußen ein Bataillon so zu reden in eine wandelnde Batterie. Abschaffung des Faustrechts, und Einführung der Soldmiliz mußten den Ruf der Gensdarmerie ebenfalls schwächen. Gesetzt aber man wollte annehmen, daß zur Zeit der Einführung der Bleyglasur, auch eine Schwäche in dem Menschengeschlecht entstanden seye, so setzt man sich dem Vorwurfe der Folgewidrigkeit aus, wenn man behauptet, gewisse große Revolutionen und Veränderungen sowohl in der physischen als moralischen Welt seyen einer Ursache bestimmt zuzuschreiben. Es giebt ganz andere Ursachen die auf die körperliche Disposition der europäischen Nationen haben wirken, und eine Revolution erregen können, ohne die Bleyglasur als Theatermaschine zu gebrauchen. Diese Ursachen sind: verändertes Klima. Nach ausgehauenen Wäldern und ausgetrockneten Morästen, bewirkte die elektrische Kraft der Sonne nunmehro eine trockene, sanfte gemischte Erde, feinere Gewächse, mildere Speisen, dadurch wurde

eine

eine reifere und feinere Organisation des menschlichen Körpers bewirkt und die vorherige kolossalische Gestalt, in eine zärtere und gewandtere umgebildet. Veränderte Diät. Es mußten überhaupt in Deutschland mit der Zeit durch die mehrere Kultur des Bodens und Ausbreitung des Handels, mehrere Produkte hervorgebracht werden, welche die Lebensart veränderten, und auf Körper und Geist mächtig wirkten. Durch den häufigen Genuß des Weins und der Gewürze, mußte das Nervensystem mehr gereizt, die Säfte erhitzt, die milde Natur des Bluts verdorben, und so der Körper geschwächt werden. Luxus. Misgeleitete Kultur. Hieher rechnet der Verf. daß man vom fünfzehnten Jahrhundert an anfieng von Seiten der deutschen Fürsten, die Kultur der französischen Nation, als den Ton der deutschen Bildung anzusehen, und einzuführen. Ausschweifung in der Wollust. Dieses Laster entstand vorzüglich nach denen Kreuzzügen. Vernachläßigung der Bäder. Empfehlung der warmen Bäder. Neue Krankheiten. Dahin gehören: die Pockenseuche. Der Aussatz. Der Scharbock. Die Lustseuche. Bösartige in dem sechszehnten Jahrhundert ausgebrochene Epidemien. Die weitere Ausführung muß man bey dem Verf. selbst nachlesen. Schlechter Zustand der Arzneywissenschaft. Verzärtelung der Kinder. Onanie und Empfindeley. Aus diesem Register von Ursachen schließt der Verf. daß

keineswegs die Einführung der Bleyglasur als die Ursache der körperlichen Schwäche anzusehen." Nun kommt der Verf. auf die Beantwortung der Frage ob Bley und dessen Präparate überhaupt der menschlichen Gesundheit nachtheilig sey? und liefert die Beschreibung der Bleykolik und ihrer Folgen, auf der andern Seite aber zeigt er auch den Nutzen des Bleyes besonders in chirurgischen Krankheiten, und bestimmt die Fälle wo es anzuwenden. Hrn. Hofrath Ebells gerichtliche Protokollar-Aussagen einiger Töpfer über die Schädlichkeit der Bleyglasur werden theils durch das Zeugniß eines Westrumbs, theils durch das Zeugniß eines Frankfurter Häfnermeisters Benkard widerlegt. Herr Benkard um dem unpartheyischen Leser einen Aufschluß zu verschaffen, wie und auf was Weise das Töpferhandwerk denjenigen die es ausüben zum Schaden gereichen könne, entwirft das Bild des arbeitenden Töpfers, woraus erhellet, daß ihre Zufälle mehr der Verkältung als dem Glasiren zuzuschreiben, wie dieses weitläuftig in der Abhandlung ausgeführt ist, wie auch die Bemerkungen welche Hr. Benkard über das Sterben der Hausthiere von Hrn. Ebell mittheilt. Ueberhaupt können Hrn. Ebells Beobachtungen nicht als hindend beweisend angenommen werden, indem er nicht erwägt, daß zwey Dinge mit einander zugegen seyn und in Verbindung zu stehen scheinen, ohne daß darum das eine aus dem andern fließt. Daß

sie

sie eidlich bestärkt worden, erklärt der Verf. für juristischen Pedantismus. Nie kann in der Welt, der Grund einer physikalischen Erscheinung durch einen Eid dargethan werden. Wie viele beschworne gerichtliche Protokollar-Aussagen streiten nicht für die Existenz der Hexen, und ihres Bündnisses mit dem Satan: und doch wer glaubt heutiges Tages mehr daran. Uebrigens passen die Behauptungen des Hrn. Ebells keineswegs auf die hiesige Gegend, wie die Bemerkungen des Hrn. Benkards beweisen, welche er über die Thonarten und ihre Bearbeitung, über die Glasur, und über das trockene Glasiren und Brennen dem Verf. mitgetheilt hat, und wovon einen Auszug zu liefern der Raum hier nicht verstattet. Die Kur der Bleykrankheit und ihre Präservation machen den Beschluß.

Ausserordentliche Fasten.

Fortsetzung und Beschluß.

Die medicinischen Edinburgischen Versuche erwähnen eines wiederholten Fastens, welche das erstemal vier und dreyßig Tage, und das zweyte funfzig dauerte.

Folgender Fasten ist noch sonderbarer, als die vorhergehenden, weil die Gesundheit der fastenden Personen dadurch keinen Schaden litt. Gewährmänner desselben sind Marteau de Granvilliers,

ein Arzt, und Thibaut, Pfarrer dieser Person, welcher der eben zu erzählende Fall angebt.

Eine Wittwe, Anne Harley, aus dem Dorfe Drival in der Diöces Rouen, lebte nach des angeführten Arztes Erzählung seit sechs und zwanzig Jahren in einem sehr ausserordentlichen Zustande. Sie aß weder Brodt, noch Fleisch, noch irgend eine andre feste Speise. Ihre ganze Nahrung besteht in etwas weniger Milch, welche sie täglich trinkt, und fast sogleich nachher wieder von sich bricht. Demohngeachtet lebte sie seit einer so langen Zeit, und ihre Gesundheit schien davon keinen merklichen Schaden zu leiden.

Ohnstreitig liegt das Wunderbare in dieser Beobachtung in der anscheinlichen Erhaltung der Gesundheit, ohngeachtet das Fasten so erstaunend lange anhielt. Man könnte indessen glauben, daß die wenige Milch, welche diese Frau gewöhnlicherweise genoß, ihr hinlängliche Nahrung verschaft habe: allein da sie dieselbe sogleich wieder von sich brach, so scheint sie wahrscheinlicherweise diese Absicht nicht erfüllt zu haben. Uebrigens war dieses zur Gewohnheit gewordene Erbrechen ein sicheres Kennzeichen von einer Krankheit des Magens, und es ist bekannt, daß diese nothwendig eine bald mehr, bald minder merkliche Veränderung in den Gesundheitsumständen verursacht.

Folgende Fälle sind zwar nicht so ausserordentlich,

lich, dem ohngeachtet aber immer noch wichtig. Sie beweisen, daß man eine längere oder kürzere Zeit hindurch ein strenges Fasten beobachten könne. Man findet den ersten in den philosophikal Transactions auf das Jahr 1678. aufgezeichnet.

Zu Herstall, ohngefehr eine halbe Meile von Lüttich, arbeiteten verschiedne Personen in einem Steinkohlenbruche. Einer von ihnen öfnete einen Wassergang, der sich sogleich mit vieler Heftigkeit in die Grube ergoß, und einen von den Arbeitern ersäufte. Einige retten sich durch eine geschwinde Entfernung aus dem Bruche, allein viere mußten zurückbleiben: sie stiegen auf einen kleinen Hügel, welcher in der Grube befindlich war, und retteten sich auf diese Weise vom Ertrinken. Man brauchte vier und zwanzig Tage, ehe das Wasser aus der ersäuften Grube ganz herausgebracht werden konnte, und am fünf und zwanzigsten brachte man diese vier zurückgebliebenen Arbeiter an den Tag: sie hatten die ganze Zeit über nichts zu sich genommen, als Wasser, welches aus einer kleinen Quelle ihres Aufenthalts floß.

Von ähnlicher Art ist folgende Begebenheit. Im Jahre 1760 am siebzehnten des Christmonats, waren neun Arbeiter in einer Steinkohlengrube nahe bey Charleroy beschäftigt, und einer von ihnen durchstach eine Wand, welche das in einer alten ihm unbekannten Grube enthaltene Wasser einschloß.

Dieses

Dieses Wasser drang mit einer solchen Heftigkeit hervor, daß nur zween Arbeiter sich retteten; die sieben andern wurden von dem Strome und dem abgerissenen Schutte fortgeführt. Einer derselben, mit Namen Evrard, ein Mann von sieben und zwanzig Jahren, war so glücklich, sich auf einen kleinen erhabenen Hügel zu retten; allein er wurde durch eine eingestürzte Mauer eingeschlossen. Seine Kleider waren durchwässert, und er überhaupt durch die Gewalt verschiedener Dinge, welche mit ihm zugleich durch das Wasser fortgerissen worden waren, übel zugerichtet. Er schrie lange Zeit umsonst nach Hülfe, und schlief endlich, da er die Anhöhe erreicht hatte, für Ermattung ein. Als er wieder erwachte, fand er seine Kleider trocken. Seine ganze Nahrung bestand in vier Grubenlichtern, allein ohngeachtet des dringenden Bedürfnisses konnte er doch die Abneigung dawider nicht besiegen, und begnügte sich binnen neun Tagen dreymal von dem Wasser zu trinken, das ihm dieses Unglück zugezogen hatte. Dieses so lange anhaltende und strenge Fasten ließ ihm demohngeachtet noch Kräfte genug, herum zu gehen und zu schreyen, und dies war auch seine einzige Beschäftigung, worauf er nach seiner Versicherung sehr viel schlief.

Am fünf und zwanzigsten fieng man an, den Schutt von den eingestürzten Wänden wegzuschaffen, und die todten Körper zu suchen, denn man hielt

sie

sie alle für todt. Evrard hörte den Lerm, und fieng an, ebenfalls zu schreyen. Man hielt ihn für ein Gespenst, und überließ ihn seinem Schicksale. Eine andre Truppe von Arbeitern schlugen bis zu ihm durch, so bald er Licht sahe, so eilte er auf dasselbe hinzu, fassete einen von denselben bey den Kleidern, und ließ ihn nicht eher los, bis er von demselben aus der Grube gezogen war. Man brachte ihn zu dem Pfarrer, wo mehr als hundert Personen versammelt waren, und Santorin ihm die nöthige Hülfe leistete, wodurch er wieder hergestellt wurde. Es gieng mit seiner Genesung sehr langsam, und er brauchte noch längere Zeit, ehe er seine Geschäfte wieder vornehmen konnte.

Beyde Fälle, welche die meisten Menschen als sehr merkwürdig halten werden, haben für denjenigen nichts Auffallendes, welcher die Kräfte der Natur kennt, und weis, daß die Zeit, wie lange ein Mensch fasten kann, noch völlig unbestimmt ist. Diese Dauer des Fastens muß auch deswegen verschieden seyn, weil sie mit der körperlichen Beschaffenheit der fastenden Personen in verhältnißmäßiger Beziehung steht, so daß man, ohngeachtet ich sehr viele ähnliche Beobachtungen sammeln könnte, doch diese Frage nicht bestimmt zu beantworten im Stande wäre.

Belwig erzählt, daß ein Nürnbergisches Mädchen, welche durch den Haß ihrer Aeltern auf das

äußer-

äusserste gebracht worden war, sich in den obersten Theil des Hauses flüchtete, und daselbst achtzehn Tage, ohne Speise zu sich zu nehmen, uno ohne davon beträchtlich zu leiden, blieb. Unterdessen hatte sie am sechszehnten Tage an einer in Wasser getauchten Brodrinde gesauget.

Folgende Begebenheiten sind in Ansehung der Dauer der Fasten noch weit merkwürdiger, und beweisen, daß Thiere eben so gut, als Menschen, lange Zeit alle Nahrungsmittel entbehren können.

Redi erzählt, daß er zween Adler, den einen acht und zwanzig, den andern ein und zwanzig Tage lang ohne irgend einige Nahrung lebendig erhalten habe. Und eben derselbe Schriftsteller versichert, zween kleine Hunde gesehen zu haben, wovon der eine fünf und zwanzig, der andere beynahe sechs und dreyßig Tage, ohne etwas zu sich zu nehmen, lebte. Er folgert hieraus, daß, wenn Hunde, welche man als Thiere von sehr hitziger Natur ansieht, demohngeachtet so lange fasten können, diese Thiere von kälterm Temperamente noch weit mehr zu thun im Stande seyn würden.

Ohne die Theorie der Alten über die hitzigen und kalten Temperamente zu vertheidigen, will ich hier noch einen von Mendoza angeführten Fall erzählen, welcher die Meynung des Redi zu bestätigen scheinet. Er versichert eine Henne gesehen zu haben, welche, ohne irgend etwas zu fressen, neunzig Tage gelebt

hat.

hat. Beccari setzt zu diesen Fällen noch eine Beobachtung, welche er zufälliger Weise machte. Er hatte nämlich aus Unachtsamkeit eine Katze an einem Orte, zu welchem keine Mäuse und Ratten kommen konnten, eingeschlossen. Nach ein und dreyßig Tagen fand er dieses Thier noch lebendig und auf den Füßen.

Aus dem größten Theile dieser angeführten Beobachtungen folgt, so wie aus vielen andern, welche ich zur Vermeidung allzugroßer Weitläuftigkeit hier stillschweigend übergehe, daß, so nöthig auch Nahrungsmittel zum Ersatz des täglichen Verlustes am thierischen Körper scheinen, man demohngeachtet ohne augenscheinlichen Schaden eine bald längere bald kürzere Zeit sich aller Nahrungsmittel enthalten könne, und daß man die Dauer dieses Fastens, besonders bey ausserordentlichen Krankheiten, nicht genau anzugeben vermögend sey.

Von dem medizinischen Zustand von China.

Es muß für Reisende kein geringes Vergnügen seyn, wenn sie nach glücklich überstandenen Beschwerlichkeiten der Reise in der Wüste, mit denen sie lange genug gekämpft hatten, endlich die chinesische Mauer erreichen. Hier nehmen die Sachen auf einmal ein ganz anderes Ansehen. Das Land erscheint

hier

hier überall, nur an wenigen Stellen ausgenommen, herrlich bebaut; die Felder werden sorgfältig gedüngt; Flüsse und Kanäle durchschneiden überall die Aecker; Berge wechseln mit anmuthigen Thälern ab; die Anzahl der Städte ist erstaunlich groß, und die Menschenzahl übersteigt alle Vorstellung. Reichthum, Ueberfluß und Wohlleben siehet man in China an allen Orten, und an keiner der herrlichsten Früchte ist Mangel. Es giebt hier Provinzen, welche mehr das Ansehen eines ausgedehnten Gartens, als eines bewohnten Landes haben; es giebt Berge, die bis zu ihrer Spitze bebaut sind; Länder, auf denen man zweymal in einem Jahre erndten kann; Bäume, die geschmackvolle Früchte tragen, wovon eine einzige hundert Pfund wiegt. Die Anzahl der Ströme und Seen steigt an die 1472, und man zählt an die 2099 Berge, wovon viele Gold, Silber, Edelgesteine und Rhabarber liefern. Ambra, Muskus und Benzoe kommen ebenfalls aus China in Menge. Aus diesem ist schon zu ersehen, daß eine große Verschiedenheit in Ansehung des Bodens, des Clima's, der Luft, des Wassers und der Nahrungsmittel in den verschiedenen Provinzen des weit ausgedehnten chinesischen Reichs, welches sich vom 21sten bis zum 40sten Grad N. B. erstreckt, statt finden müsse. Wie schon bereits gesagt worden, sind einige Provinzen, als z. B. Honan, ganz eben und einem Garten gleich; andere, als z. B. Quang-si

und

und Kiang-si, haben viele Berge; andere, als z. B. Fo-kien, haben viele Waldungen; andere, als Kiang-nan, Huquang und Yun-nan sind niedrig, werden oft unter Wasser gesetzt, und sind zum Reißbau geschickt; nur wenige sind ganz unfruchtbar, als z. B. Koei-tchu und zum Theil Quang-si. In Ansehung der Lage findet auch ein großer Unterschied Platz. Einige, als Yun-nan, Queitsche, Suchuen u. a. erstrecken sich vom 23sten Grad N. B. bis zum 35sten. Diese Länder sind daher sehr heiß, und gehören eigentlich hier nicht hin; einige gränzen ans Meer, als Quantung, Fokien, Nankingang u. a., wo es daselbst feuchter ist; wieder andere, als Chensi, Chansi, Petcheli u. d. g. liegen mehr nördlich und gränzen an die Tartarey. In diesen letztern ist die Kälte, zur Winterszeit, nicht geringe. Gemelli fand die Kälte zu Peking so stark, daß er nicht ausgehen konnte, bis die Sonne Stärke genug bekommen hatte, und Grimaldi versicherte ihm, es sey in Polen, zehn Grad weiter, nach Norden zu, nicht kälter als hier. Durch Vorschub dieser Witterung wird verschiedenes Wildpret, von allerley Art, aus der Tartarey gebracht. Alles ist so gefroren, daß es sich manchmal zwey bis drey Monate hält. Delisle versichert, daß es auf den Gränzen von China oft so kalt sey, als zu Yeniseisk in Siberien. Zu bewundern ist es alsdenn nicht, daß der 69jährige Kaiser Cang-hi im December 1722

auf

auf einer Tigerjagd von einer tödtlichen Kälte ergriffen worden, durch die sein ganzes Blut erstarrete. In der Landschaft Schidscher befindet sich ein Berg, auf welchem die beste Rhabarber wächst, obgleich Winter und Sommer über der Berg mit Schnee bedeckt ist. Des Sommers über fällt die Hitze, selbst in Peking, oft sehr beschwerlich, und der Kaiser thut alsdenn nicht selten Reisen in die Tartarey, um kältere Gegenden, während den Hundstagen, zu besuchen. Diesemnach finden hier zwar Abwechselungen der Witterung statt, aber dieser Uebergang von der einen zur andern geschiehet langsam und stufenweise. Vieler Regen fällt in diesem Lande selten, aber der Thau ist desto reichlicher; da es ferner nicht an Winden fehlt, welche die Gegenden frey durchstreichen können, so kann man, überhaupt genommen, die Luft von China gesund nennen. Da es hier aber viele Reißfelder giebt, und da der gelbe Fluß jährlich aus seinem Ufer tritt und Ueberschwemmung verursachet, und da endlich das Wasser in den Flüssen nicht von der besten Beschaffenheit ist, so entstehen daraus nicht selten Seuchen. Indeß will man doch behaupten, daß die Pest niemals nach China gekommen sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer

Rathgeber

für

Aerzte, Wundärzte, Apotheker

und

denkende Leser aus allen Ständen.

Herausgegeben von

Dr. Johann Valentin M'

und

Dr. Georg Friedri -

Medizinischer

Rathgeber.

Vierzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 1ten October 1796.

Ausserordentliche Fasten.

In den medicinischen Versuchen und Bemerkungen einer Gesellschaft von Aerzten in Edimburg B. 5. Th. 2. kommen einige Fälle von ausserordentlichen Fasten vor, welche hier beygebracht zu werden verdienen. Der erste Fall betrifft ein junges Mädchen von sechszehn Jahren, welches im Hornung 1720 bey dem Tode ihres Vaters ihre monatliche Zeit so stark bekam, daß sich dabey Ohnmachten und Zittern äusserten, welche Zufälle von Mutterbeschwerden herzurühren schienen, und bald wieder vergiengen. Das nächstemal, da sie ihre monatliche Reinigung wieder bekommen sollte, stellten sich die nämlichen Zufälle ein, verschwanden aber auch eben so bald wieder. Bey nochmaliger Rückkehr dieser natürlichen Ausleerung, welche diesesmal ganz ausblieb, kamen die oben erwähnten Anfälle öfterer und heftiger wieder, und waren augenscheinlich krampfartiger Natur. Im Anfange

des Wonnemonats ließ sie zur Ader, und nahm ein Brechmittel, welches man nach einigen Tagen wiederholte. Sie empfand, wie es zu wirken aufgehört hatte, ein Unvermögen zu schlingen, welches sich in einigen Tagen so sehr vermehrte, daß sie gar nichts mehr hinunterschlucken konnte, sondern bey jedem Versuche ein starkes Zittern und wechselseitige Erhebung der Brust und des Unterleibes bekam. Diese Zufälle dauerten oft nur einen Augenblick, öfters eine Viertelstunde, und bisweilen auch eine halbe Stunde, und endigten sich allezeit in einen Todtenkrampf. Sie aß und trank von der Mitte des Wonnemonats an bis zu dem funfzehnten des Brachmonats, wo sie nach Edimburg gebracht, und dem Dr. Eccles in die Kur gegeben wurde, ohne Beschwerde.

Dieser verordnete ihr ein Tränkchen wider die Mutterbeschwerden; allein sie bekam allezeit, so oft sie einen Löffel davon beym Hinunterschlucken an diejenige Stelle des Schlundes brachte, welche sich zween Zolle unter dem Kopfe der Luftröhre befand, den Anfall vom Todtenkrampf. Die um den Hals gelegten Bähungen und Umschläge von krampfwidrigen und nervenstärkenden Mitteln waren ohne Wirkung. Der Arzt fiel dahero darauf, mittelst eines aus Fischbein gemachten Werkzeugs, an dessen Ende ein Stück Schwamm befestiget war, die krampfhafte Zusammenziehung des Schlundes zu heben.

Er

Er fand ansehnlichen Widerstand, wenn er dasselbe in den Schlund hinunterstieß und heraufzog; indessen gab sich der Krampf schon bey dem zweeten Versuche, und die Kranke konnte ohne Beschwerde flüßige und feste Speisen hinunterschlucken.

Diese Erleichterung dauerte drey Wochen. Allein sie brach auch alles, was sie zu sich genommen hatte, ausgenommen die oben angeführte Arzney, Kirschen und Erdbeeren wieder von sich, und oftmals auch zugleich eine grünliche Materie. Sie hatte die ganze Zeit über, wo sie keine Speisen zu sich genommen hatte, keinen offenen Leib gehabt, und dieser Zufall dauerte noch fort, wie sie schon wieder schlucken konnte. Man setzte ihr daher ein Klystier, worauf sie sehr viel Blut durch den Stuhl verlor, welches sich in zween Tagen auf zwey Pfund belief. Man verordnete daher Klystiere aus Wundkräutern und zusammenziehenden Mitteln. Allein bald darauf stellte sich ihr Krampf wieder ein, und wurde so arg, daß sie in der Mitte des Heumonats gar nichts mehr hinterschlingen konnte, und vier und funfzig Tage ohne Essen und Trinken zubringen mußte.

Da sie drey bis vier Wochen gefastet hatte, so verlor sie zuerst ihr Gesicht, weil sich ihre Augäpfel durch die krampfhaften Bewegungen aufwärts gezogen hatten; und bald darauf das Gehör: doch erkennte sie ihre Freunde durch das Gefühl. Nach-

dem sie ohngefähr einen Monat lang in diesem Zustande zugebracht hatte, so bekam sie zuerst ihr Gesichte, und einige Tage darauf ihr Gehör vollkommen wieder.

Den zehnten des Herbstmonats forderte sie Ale, welche sie auch ohne Beschwerde hinunterschluckte, und wie auch bisweilen Molken, beständig forttrank. Aepfel und Birnen konnte sie roh und gekocht, Brod aber und andere harte Speisen gar nicht genießen. Wenn sie Ale oder Molken zuvor getrunken hatte, so fiel sie in eine Raserey, welche aber nach einigen Stunden vergieng; nach dieser Zeit hatte sie ihren völligen Verstand. Dieser Zustand dauerte bis den zwey und zwanzigsten des Wintermonats, und von der Zeit an, bis zu ihrem Tode, welcher gegen das Ende des folgenden Jahres erfolgte, ereignete sich wenig Veränderung. Es ist zu bedauern, daß ihr Körper aus Eigensinn der Mutter nicht geöffnet werden konnte.

Den andern noch merkwürdigern Fall erzählt ein Prediger, Thomas Stein, in dem angeführten Buche. Johanna Young, aus dem Kirchspiele Avandale, war im achtzehnten Jahre ihres Alters im Christmonate, wo sie ihre monatliche Reinigung zum erstenmale gehabt hatte, vom Pferde ins Wasser gefallen. Seitdem hatte sie diese natürliche Blutausleerung zwey und vierzig Jahre lang nicht wieder gehabt, an deren Stelle aber seitdem ein

öfte-

öfteres Blutbrechen und eine beständige Neigung zum Erbrechen empfunden. Seit jenem unglücklichen Falle hatte sie wenig oder gar nichts von Speisen zu sich genommen, sondern im Sommer blos von Molken, und im Winter von Milch, oder von einer Mischung aus Milch und Wasser, oder endlich von bloßem Brunnenwasser gelebt. Hiervon mußte sie sehr viel trinken: sie rauchte auch stark Taback, weil dieses das einzige Mittel war, die Neigung zum Brechen zu vertreiben. Seit der Mitte des Lenzmonats 1728 hatte sie weder Fleisch, Fische, Vögel, Mehl, Brühe, Kräuter, Wurzeln, noch irgend eine andere Speise, bis im Heumonat des Jahres 1734 genossen. Sie hatte wenig oder gar keinen Stuhlgang, und seit sechszehn Jahren des Jahres nur einmal, und zwar allezeit im Lenzmonat. Ihr Stuhl sahe wie ein kleines Stück Rolltaback oder Schaafkoth aus. Sie schwitzte bisweilen, und schlief darauf gemeiniglich wohl.

Nach der Zeit bekam diese Kranke einen Durchfall, verlor ihre Neigung zum Brechen, und aß täglich etwas Habergrütze. Allein auf diese Art lebte sie auch nur sehr kurze Zeit, und starb bald darauf an ihrer Krankheit.

Ein anderes nicht minder merkwürdiges Beyspiel dieser Art sahe Pennant, aus dessen Reisebeschreibung es in die Gazette salutaire Num. 33. vom Erndtemonat 1781 mit einer Vermehrung eingerückt

rückt worden ist. Ich hoffe, daß den Lesern eine kurze Uebersetzung davon nicht unangenehm seyn wird.

Bey einer Reise, die ich nach Barmouth machte, war ich begierig, mich von einer merkwürdigen Nachricht zu überzeugen, welche man mir von einer Frau im Kirchspiele Eglyngen gegeben hatte, welche seit einer ausserordentlich langen Zeit gefastet hatte. Ich miethete ein kleines Fahrzeug, und hatte wegen der Schönheit des Ufers, das mit Wiesen, fruchtbaren Feldern und dazwischen liegenden Holze bedeckt war, eine sehr angenehme Reise. Ich fand den Gegenstand meiner Reise, Marie Thomas in einem Bauergute, Tyddenbach genannt, wo sie sich eingemiethet hatte, sehr wohl gehalten, und mit vieler Gefälligkeit behandelt wurde. Sie war sieben und vierzig Jahr alt, besaß eine einnehmende Miene, ein sehr blasse Farbe, einen schwächtigen, allein nicht so magern Körper, als man nach den Umständen, welche ich eben erzählen werde, hätte erwarten können. Sie hatte matte Augen, und eine schwache Stimme, und konnte sich der Füße nicht bedienen, noch das Bette verlassen; ihr Puls war sehr stark, und ihre Geisteskräfte in gutem Zustande.

Auf meine Fragen erzählte sie mir, daß sie im siebenten Jahre eine mit einem Ausschlag verbundene Krankheit, welche den zusammenfließenden

Masern

Masern ähnlich, und so schmerzhaft gewesen wäre, daß sie nicht die geringste Berührung hätte ertragen können, ausgestanden habe: daß sie durch das Fell eines frisch geschlachteten Schöpses einige Erleichterung bekommen hätte. In der Folge aber habe sie alle Frühlinge und Herbste Geschwulst und Entzündung bekommen, wodurch sie genöthiget worden wäre, im Bette zu bleiben. Indessen habe sie in der Zwischenzeit gehen können, und sey sogar einmal, in der Hoffnung, gesund zu werden, zu Holywell gewesen. Ohngefähr in ihrem sieben und zwanzigsten Jahre sey sie von der nämlichen Krankheit, aber heftiger angefallen worden, achtzehn Monate lang ohne Empfindung, und ohne irgend eine Art von Speise zu sich zu nehmen, geblieben, ohngeachtet ihre Freunde ihr den Mund mit Gewalt durch einen Löffel geöffnet hätten, um ihr einige Nahrung beyzubringen. So bald man den Löffel herausgezogen habe, so hätten sich die Kinnbacken wieder mit Heftigkeit geschlossen. Während dieser ganzen Zeit habe sie viel Blut verloren.

Sie erinnerte sich noch, daß sie in dem Augenblicke, wo sie wieder zu sich selbst kam, alle bey ihr befindliche Personen gekannt, und daß es ihr geschienen habe, als wenn sie nur eine einzige Nacht geschlafen hätte. Sie habe ihre Mutter gefragt, ob sie ihr den Abend zuvor etwas eingegeben hätte, und ihr versichert, daß sie hungere. Man habe ihr

Fleisch

Fleisch gereicht, allein es sey ihr unmöglich gewesen, auch nur einen Löffel voll Molken zu verschlucken. Seit dieser Zeit habe sie sieben und ein halbes Jahr, ohne irgend ein festes oder flüßiges Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, gelebt; man habe ihr blos von Zeit zu Zeit die Lippen befeuchtet. Nach Verlauf dieser Zeit habe es ihr nochmals geschienen, als wenn sie hungere, und habe ein Ey verlangt, wovon sie ohngefähr so viel, als ein Nußkern beträgt, genossen habe. Seit dieser Zeit habe sie nach dem Abendmahle verlangt, welches man ihr auch mittelst einer in Wein getauchten Brodkrume gereicht habe. Seit dem hatte sie zu ihrer Nahrung täglich gewöhnlicher Weise einen Bissen von der Schwere zweener Stüber (penny) und sieben Grane in einem Kelchglase Wasser, und bisweilen einen Löffel voll Wein zu sich genommen, bisweilen aber brachte sie auch ganze Tage, ohne das Geringste zu genießen, zu. Ihr Schlaf war sehr unterbrochen. Die gewöhnlichen Ausleerungen erfolgten selten, und in geringer Menge.

Diese Person besaß, nach der Erzählung ihrer Wärter, einen sanften Carakter, und ein sich immer gleich bleibendes Temperament, welches eine natürliche Folge von dem Zustande ihres Körpers zu seyn schien, der seit so langer Zeit alle grobe Nahrungsmittel entbehrt hatte.

So außerordentlich dieses Beyspiel von der

Wirkung einer Krankheit, man nenne sie nun, wie man wolle, ist, so ist es doch nicht das einzige in seiner Art.

Ich will blos hier noch des Frauenzimmers gedenken, welches sich dem D. Gower in Chelmsford anvertrauete, und sieben Jahre lang das Bette hütete, während welcher Zeit sie eine außerordentlich anhaltende Abneigung vor allen festen Nahrungsmitteln hatte. Sie trank täglich ein Rösel Thee, und aller drey oder vier Tage kauete sie einmal höchstens ein halbes Dutzend Rosinen, oder abgezogene Mandeln, ohne sie jedoch zu verschlucken. Sie aß selten mehr als einmal im Monat, und dieses Essen bestand in einem Stücke Brod von der Größe einer Muskatennuß. Sehr oft enthielt sie sich viele Wochen nach einander aller Nahrungsmittel. Dieses Frauenzimmer wurde mittelst eines sehr strengen Verhaltens so weit wieder hergestellt, daß sie, ohne auszuruhen, oder Erfrischung zu sich zu nehmen, zwo Meilen zu Fuße gehen konnte.

Ich verweise hier noch die Leser auf Pennants Reise nach Schottland im Jahre 1769 wegen des außerordentlichen Falls der aus der Grafschaft Roß gebürtigen Katharine Makliot, und führe nur noch das Beyspiel der Marthe Taylor an, welche nach einem Briefe vom zwey und zwanzigsten des Christmonats 1669 dreyzehn Monate ohne alle Nahrungsmittel, einige Tropfen Syrup, etwas weniges

Zucker-

Zuckerwasser oder Rosinenbrühe ausgenommen, lebte. Sie war sehr mager, ihre flache Hand war feucht, und ihre natürliche Ausleerung sehr gering.

Von dem medizinischen Zustand von China.

Fortsezzung.

Dieser Behauptung widerspricht aber Pauw, welcher zwey Pestseuchen anführt, die China verwüstet haben. Die erste, die schwarze Pest genannt, herrschte im Jahre 1347; sie kam aus den südlichen Provinzen dieses Reichs, durchlief ganz Asien und Europa, und erreichte so gar die Länder am Pol, wo sie von der Kälte selbst nicht bezwungen werden konnte. An dieser Seuche sollen zwey Drittel der Menschen gestorben seyn: die zweyte Pest soll im Jahre 1504 gewüthet haben. Eine andere Ursache, welche in China Landseuchen hervorbringen kann, sind Erdbeben und Hungersnoth. Man will Beyspiele haben, daß es damit so weit gekommen sey, daß Väter ihre Kinder gefressen. Es ist aber dies nicht zu bewundern, wenn man an die große Anzahl der Menschen gedenkt, welche in China wohnen. Da giebt es z. B. ein Dorf, Fusban genannt, worin allein eine Million Menschen wohnen. Und nicht genug, daß fast alles Land bebaut und bewohnt ist, selbst auf dem Wasser bringen viele Tausende ihre

ganze

ganze Lebenszeit zu, indem man hier viele schwimmende Städte antrift. Es mögen daher allerdings 82 Millionen Menschen, obgleich Pauw daran zweifelt, in China vorhanden seyn.

Was die Nahrungsmittel anbetrift, so genieft man hier weniger Fleisch als Gemüße, und unter diesen stehet der Reiß oben an, in dessen Ermangelung man Weitzen anwendet. Aus diesen Körnern macht man selten ordentliches Brod, sondern Nudeln, oder einen unverdaulichen Teig, zu dem Zwiebeln kommen. Man ißt auch gestossene Bohnen, aber besonders viele Kräutersuppen, wozu sie allerhand Gartengewächse, und selbst solche, die nur in Europa in der Apotheque geführet werden, als Eibisch, Sitzmarswurz u. a. wählen. Kräftiges haben diese Sachen eben nichts an sich, und obendrein kommen sie halb roh und kalt auf den Tisch, indem die Chineser gewohnt sind, die Speisen kalt, aber die Getränke sehr heiß zu sich zu nehmen. Häufig setzt man auch zu den Suppen und Speisen ein sehr wohl schmeckendes und gesundes Kraut, welches an den Seeklippen wächst, und von Isbrand Ides Satyrion abortivum genannt wird. Sie haben ferner sehr guten Sallat und Endivien, auch herrliches Obst. Was die Fleischspeisen anbetrift, so stehet das Schweinefleisch bey ihnen oben an; doch genießen sie auch andere Arten von Fleischnahrung, besonders Hundefleisch, welches sie im Sommer

nicht

nicht allein für gesund, sondern auch für kühlend halten. Von Fischen sind sie auch große Freunde.

Ihre Getränke nehmen sie heiß zu sich; Thee wird am meisten getrunken; und anstatt Wein wird aus Reiß ein hitziges Getränke gemacht. Die Chineser behaupten, daß Schweinefleisch und Thee nicht ungesund sey, wenn nur beydes mit einander verbunden werde; jedes für sich aber sey dem Magen beschwerlich. — Da nun ferner die Chineser in den Speisen sehr mäßig sind, so ziehen sie sich dadurch selten Krankheiten zu. Auch bemerkt man eben nicht, daß hier das Volk von dem häufigen Genuß des Thees solche schlimme Folgen leide, als in Europa; ob gleich das Weibsvolk gemeiniglich blaß von Farbe ist. Der heise Reiß ist aber ihren Augen nachtheilig, wenigstens leiten viele die Beschwerden der Augen, woran sie so oft leiden, und welche bald in Augenentzündung, bald in einem Thränen, bald in einer völligen Blindheit bestehen, hievon her. Vielleicht tragen auch die scharfen Ausdünstungen welche aus den Reißfeldern empor steigen; das viele Räuchern, welches überall in den Städten von China geschiehet, und besonders der Gestank vom Menschenkothe, welchen die Leute an vielen Orten, als z. B. zu Nanking, in Tonnen durch die Strassen, zum Düngen ihrer Gärten, tragen, weil es ihnen am Viehmist fehlet, oder welchen sie in Kähnen auf den Flüssen verfahren, zur Erzeigung dieser Uebel

vieles bey. Da man aber gemeiniglich nur das heise Reißessen für die Ursache dieser Krankheiten hält; so ist deshalb von Europäern, welche nach China fahren, für gut gefunden worden, dem Schiffsvolke das heise Reißessen, bey schwerer Strafe, zu verbieten.

Zu den gemeldeten Augenkrankheiten muß man auch den sonst seltenen Fehler, die nächtliche Blindheit, zählen, welche in China gewöhnlicher als in Europa ist; solche Menschen können nur, sagt der Herr von Haller, bey dem grösten Sonnenglanze, und nicht in der Dämmerung sehen. Aber der Pater d'Entrecolle kannte einen Mann, der zwar bey Nachte, beym hellesten Lichte, nichts sehen konnte, der aber bey Tage, an einem sehr finstern Orte recht gut sahe. Die Chineser curiren dieses Uebel welches sie Kimung Yen nennen, folgendermaßen. Man nimmt die Leber eines schwarzen Schaafs, zerschneidet sie, nimmt alle Nerven, Häute und Adern heraus, wickelt sie alsdenn in ein Blatt der Seeblume, das man mit etwas gutem Salpeter bepudert hat. Man läßt dies gelinde kochen, rührt es, während der Zeit um, nachdem man vorher den Kopf mit einem großen Tuche, das bis an die Erde hängt, bedeckt hat, damit der Dampf vom Decoct die Augen berühre. So kräftig hilft es, daß man schon am ersten Abend vom Anfalle befreyet ist.

Die

Die Chineser gebrauchen durchaus kein kaltes Wasser, weder zum Trinken, noch zum Waschen: selbst beym heissesten Wetter nicht, und wundern sich nicht wenig, daß solches die Europäer thun. Sind sie so arm, keinen Thee sich verschaffen zu können, so werden Bohnen oder andere Hülsenfrüchte gekocht, und dieser Trank anstatt Thee genommen. Der berühmte Berger behauptet in seiner Chronologia formular. med. Fr. ad Viadr. 1754. unsere Infusa wären eine Nachahmung des chinesischen Thees. — Nichts gehet ihnen über Thee, dem zu Ehren auch der Kaiser Kienlong ein Gedicht gemacht hat, worin er dessen Tugenden anpreiset, und behauptet, daß er uns von fünffacher Unruhe befreye; noch mehr aber preiset er die Pflanze Orhota, dessen Gebrauch uns unsterblich machen würde, wenn uns dazu die Möglichkeit, es zu seyn, nicht versagt wäre. Gemeine Leute infundiren oder kochen den Thee, und trinken ihn fast den ganzen Tag: Vornehme aber rühren jedesmal den zu Pulver gestoßenen Thee mit etwas Wasser an, und verschlucken beydes. Der frische und nicht hinreichend getrocknete Thee ist sehr schädlich, und verursachet Schwindel und Zufälle an den Augen: vielleicht entstehen jene Augenübel, von denen oben gesprochen worden, auch zum Theil aus dieser Ursache. So sehr auch die Chineser vom Thee eingenommen sind, so verwerfen sie doch dessen Gebrauch, wenn man Arzneyen nimmt, und in der Colik.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer

Rathgeber.

Ein und vierzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 8ten October 1796.

Ungewöhnliche Ausleerungen.

Unter diesem Artickel werde ich von jeder Ausleerung des menschlichen Körpers, sie mag sich zu bestimmter oder unbestimmter Zeit einstellen, und auch von den Blutflüssen reden, denen ich eigentlich einen besondern Abschnitt bestimmen könnte, damit nämlich meine Leser mit einem male dasjenige zu übersehen im Stande sind, was sich bey diesen körperlichen Ausleerungen Ausserordentliches zeigt. Ich will hier mit dem periodischen Blutabgange des Frauenzimmers, bey welchem viel Ueberraschendes vorkommt, den Anfang machen. Es ist derselbe der Natur und den Bedürfnissen des weiblichen Geschlechts angemessen; er hat seine bestimmte Zeit, seinen angewiesenen Ort und seine eigenthümlichen Eigenschaften. Allein oft fallen Fälle vor, die den Regeln und dem Laufe der Natur durchaus zuwider sind. Der menschliche Körper befolgt in seiner Einrichtung keine allgemeine Gesetze, und seine Einrich-

tung scheint sogar diesem Zwange zu widerstehen, unterdessen ist er doch bisweilen denselben aus unerklärlichen Gründen völlig unterworfen; und in dieser Rücksicht will ich meinen Lesern folgende gesammelte Geschichten vorlegen.

Eine Frau von acht bis neun und dreyßig Jahren, und einer sanguinischen Leibesbeschaffenheit, die zum zweytenmal an einen zu Augy wohnenden Winzer, Johann Monury, verheyrathet war, hatte von ihrem ersten Manne keine Kinder, und ihre monatliche Reinigung nie auf die gewöhnliche Art gehabt. Sie erkannte blos an einer Schwulst des ganzen Kopfs und einem beschwerlichen Othemholen die Annäherung ihrer Reinigung. Eine sogleich gemachte Aderlaß ersetzte diesen periodischen Abgang, welchen ihr die Natur versagte, und hob jene Zufälle. Hätte man diese Aderlaß unterlassen, so bahnte sich das Blut, anstatt den gewöhnlichen Weg zu nehmen, einen Ausgang durch den Mund. Sie spie schäumendes Blut weg, und befand sich hierauf wohl, ausgenommen daß sie etwas matter war, als wenn man diesem Zufalle durch eine Aderlaß vorgebeugt hatte. Fünf Jahre lang, welche sie in ihrem ersten Ehestande lebte, kündigte sich diese Ausleerung ziemlich regelmäßig durch die angegebenen Kennzeichen an, ausgenommen wenn der Blutabgang einmal sehr häufig gewesen war, welches sich bisweilen ereignete, wenn sie durch den Stuhlgang

Blut

Blut verlor; alsdenn war sie zween, drey, ja bisweilen vier Monate frey.

In ihrer zwoten Ehe wurde sie nach einiger Zeit schwanger, ohne ihre Veränderung ordentlicher, als zuvor, gehabt zu haben. Sie kam glücklich nieder, und säugte ihr Kind einige Monate lang. Weil ihre Kindbetterreinigung nicht stark gewesen war, so bekam sie eine große Menge Milch, und ihre Brüste schwollen so auf, daß man, aus Furcht vor Entzündung und Schwärung, dieselben aussaugen lassen mußte. Ob sie gleich ihrem monatlicheu Bluterbrechen durch eine Aderloß am Fuße begegnen konnte, so war sie doch meistentheils hierinne so nachläßig, daß sie sich öftere Krankheiten zuzog. Im Brachmonat 1756 wurde dieses Bluterbrechen so stark, daß sie das Blut stromweise von sich gab. Aderlässe und andere angewendete Mittel konnten es blos mäßigen, nicht aber ganz stillen: es dauerte funfzehn Tage lang. Die große daher entstandene Schwäche setzte ihr Leben in Gefahr; sie wurde unterdessen doch wieder hergestellt, bekam gegen das Ende des Heumonats ihre Kräfte wieder, ward aber gewahr, daß ihr Unterleib anschwoll. Es entstand eine Wassersucht, die durch die angemessensten Mittel, und selbst durch neunmal wiederholtes Abzapfen nicht gehoben werden konnte: sie starb den dritten des Wintermonats des folgenden Jahres.

Eine drey und vierzigjährige Frau, mit Namen

Prätor, welche in ihrem Geburtsorte Charonne, nahe bey Paris, lebte, verlor durch ein Schrecken ihre monatliche Reinigung. Zween Monate hernach ward ihre ganze Brust roth, und kurz darauf zeigten sich in dieser Röthe sehr viele Erhabenheiten von gleicher Farbe, und ohngefähr von der Größe einer Erbse. Diese Erhabenheiten öfneten sich, und gaben einige Tage hinter einander eine sehr große Menge Blut von sich. Alles dieses verschwand nach Verlauf der zur monatlichen Reinigung erforderlichen Zeit, kam aber allezeit den folgenden Monat wieder. Sie hatte schon zehn Jahre diesen Zufall ausgestanden, als sie ihn öffentlich bekannt machte. Eben diese Frau hatte einen mitten auf der linken Brust befindlichen Schwären, welcher von eben der Beschaffenheit war, wie jene Erhabenheiten, und auf die nämliche Art blutete.

So besonders als diese Erscheinung vorkommen mag, so kann doch der Zergliederer sehr leicht einen Grund davon angeben, wenn er nämlich ein Hinderniß, das den Gang des Bluts durch die gewöhnlichen Wege aufhält, annimmt. In einem solchen Falle ist es kein Wunder, wenn das Blut durch die Bauchschlagader zurück, und in die Brustschlagader steigt, wo es sich mit Gewalt durch die kleinsten Schlagadern, und aus diesen durch die lymphatischen Gefäße einen Ausgang bahnt. Eben so leicht kann es bis in die Gefäße des Gesichts kommen.

Eben

Eben so läßt sich auch folgender Fall erklären. Im Jahre 1667 bekam eine Frau vom Lande, welche vier und dreyßig Jahre alt war, und mit dem dritten Kinde schwanger gieng, sogleich nach dem ersten Ausbleiben ihrer monatlichen Reinigung eine periodische Blutausleerung in der linken Kniekehle. In den ersten Monaten floß das Blut so stark, daß man alle blutstillende Mittel anwenden mußte. Allein nach dem dritten Monate ihrer Schwangerschaft floß es nur tropfenweise. In den ersten drey Monaten war diese Blutausleerung sehr regelmäßig, und hielt drey Tage und sechs Stunden ununterbrochen an. In der Folge aber dauerte sie nur zween Tage und einige Stunden, endlich einmal nur einen Tag und zehn Stunden. Diese Beobachtung hat Elsner aufgezeichnet.

Ein Norwegisches Mädchen bekam, wenn sich ihre monatliche Reinigung einstellen wollte, gewöhnlicher Weise an ihrem ganzen Körper, besonders aber um ihre Brüste herum, rothe sehr große Flecken. Sie empfand hernach starke Kopfschmerzen, welche gemeiniglich von Zahnschmerzen begleitet waren. Sie brauchte in diesen Umständen einmal ein schweißtreibendes Mittel, wodurch sie einen starken blutigen Schweiß bekam, und auf diese Art von ihren Flecken und Schmerzen befreyet wurde. In der Folge brauchte sie bey ähnlichen Umständen das nämliche Mittel mit dem nämlichen Erfolge. Sie wurde

hierauf verheyrathet, bekam ein Kind, und ihre Veränderung nahm wieder den natürlichen Weg.

Die bisher erzählten Fälle sind zwar auffallend, allein sie gründen sich doch auf die natürliche Einrichtung des weiblichen Körpers, da es bekannt ist, daß dieselbe eine periodische Ausleerung nothwendig macht. Und so wunderbar es anfangs scheint, wenn diese Ausleerung nicht den gewöhnlichen Weg nimmt, so begreift man doch leicht, daß dies bloß von einigen Hindernissen, welche die Ordnung der Natur stören, herrühre. Allein ähnliche Blutausleerungen, und zwar auf eben so ausserordentlichen Wegen, bey Mannspersonen zu beobachten, das gehört zu ganz ungewöhnlichen Begebenheiten, oder wahren Wundern der Natur, wovon man gar keine Ursachen anzugeben weis.

Musgrave hat in den Leipziger Act. Erudit. auf das Jahr 1702 eine sehr sonderbare Beobachtung mitgetheilt.

Ein Bedienter hatte von seiner Kindheit an bis ins vier und zwanzigste Jahr während des Vollmonds am Daum der linken Hand einen periodischen Blutfluß. Alle Monate verlor er an der rechten Seite des Nagels auf viel Unzen Blut. Vor dieser Blutausleerung pflegten niemals, wie man doch vermuthen sollte, Kopfschmerzen, schweres Othemholen, oder andere, eine Vollblütigkeit bezeichnende, Zufälle vorher zu gehen. Bloß eine gewisse

wisse Steifigkeit in dem letzten Gliede des Daums kündigte ihm einige Tage vorher den erfolgenden Blutfluß an. Wie dieser junge Mensch das siebenzehnte Jahr erreicht hatte, so floß aus dem nämlichen Orte beynahe ein halbes Pfund Blut. Dieser beträchtliche Blutverlust schwächte ihn nicht; er war sehr völlig. Nach seinem vier und zwanzigsten Jahre ereignete sich dieser Blutfluß nicht so regelmäßig als gewöhnlich; er war sogar mit vielen Schmerzen verbunden. Da er sich von diesem üblen Zufalle zu befreyen suchte, so legte er ein glühendes Eisen auf diejenige Stelle, wo das Blut herausfloß. Dieses unvorsichtige Verfahren verursachte ihm beträchtliche Zufälle. Drey Monate hernach bekam er Blutspucken und einen heftigen Husten; seine Kräfte verloren sich, und man befürchtete, daß er lungensüchtig werden würde. Verschiedene zur rechten Zeit angewendete Aderlässe beugten diesem Zufalle vor. Wenige Zeit nachher wurde er von heftigen Kolickschmerzen geplagt, welche zwar durch einige abführende Mittel gehoben wurden, allein so oft er sich erkältete, oder zu heftige Bewegungen machte, wieder einstellten; zu gleicher Zeit spie er auch wieder Blut. Mit einem Worte, seit der Unterdrückung dieses periodischen Blutflusses befand er sich allezeit kränklich, schwächlich, bleich, und genoß niemals wieder eine vollkommene Gesundheit.

Folgendes Beyspiel gehört ebenfalls hieher, nur

bahnte sich der Blutfluß einen andern Weg. Ein Einwohner zu Boursault, nahe bey Epernay in Champagne, erzählt seine ausgestandene Krankheit selbst auf folgende Art.

Im Jahre 1760 am dreyzehnten des Lenzmonats gegen vier Uhr Nachmittags empfand ich jählings einen Schlag über dem linken Ohre. Der Schmerz hielt bis zu der nämlichen Stunde des folgenden Tages an, und endigte sich mit einem beträchtlichen Blutflusse aus dem Ohre. Zwölf Stunden hernach empfand ich den nämlichen Schmerz, welcher den nämlichen Blutfluß ankündigte. Diese Umstände kamen fünf Tage hinter einander aller zwölf Stunden wieder. Nachher rieth man mir, zur Ader zu lassen, und kühlende Arzneyen zu nehmen, welchen Rath ich auch befolgte. Ich glaubte nun von diesem Zufall bloß mit der Furcht, welche mir derselbe erregt hatte, loszukommen. Denn er hatte mich sehr erschreckt, weil ich bis in mein vier und dreyßigstes Jahr ohne Verwundung keinen Tropfen Bluts verloren hatte. Allein wie groß war mein Erstaunen, als ich am vierzehnten des Ostermonats durch einen ähnlichen Schmerz über dem linken Ohre aufgeweckt wurde. Die Gleichheit desselben mit dem einen Monat vorher empfundenen ließ mich einen ähnlichen Blutfluß befürchten, welcher auch wie das erstemal fünf Tage lang anhielt. Endlich habe ich auch am dreyzehnten des Wonnemonats

monats und am funfzehnten des Brachmonats in dem nämlichen Zeitraume diese Blutausleerung gehabt. Ich muß anmerken, daß sich dieser Blutfluß am fünften Tage durch ein zweymaliges Nasenbluten endigte, welches sich unmittelbar nach der Empfindung eines sehr heftigen Schlages über dem linken Auge einstellte.

(Die Fortsezung folgt.)

Von dem medizinischen Zustand von China.

Fortsezzung.

Viele Chineser setzen zum Branntewein, den sie aus Reiß verfertigen, die höchst scharfe und fast wie Feuer brennende und daher giftige Holotburie, welche man in dem morgenländischen Meere findet, und dies beweiset, daß es auch unter diesem Volke Schwelger und Säufer giebt. Dies sind aber meist nur Städter: denn der Landmann lebt durchgängig mäßig, und ist arbeitsam. Daher erreichen auch unter ihnen viele ein hohes Alter von 100 Jahren. Selbst in Ansehung der Kleidung sind sie sorgfältig, und schützen sich gegen nasse kalte Witterung mit Mänteln und andern Kleidungsstücken hinreichend; man hört daher in China, wie Haye sagt, selten über Catarrhe klagen, und die Schwindsucht ist hier lange nicht so häufig als in England. Die Adelichen

lichen und Reichen aber sind hier die größten Wollüstlinge, die man nur auf der Erde finden kann. Sie sind unmäßig in aller sinnlichen Wollust, welche sie auf alle Weise durch die bekannten Vogelnester aus Tunkin zu erhöhen und zu stärken suchen; dem Schlafe hängen sie sehr nach, und sie lieben die Wärme gar zu sehr; daher schlafen sie im Winter auf baumwollenen Matratzen und solchen Bettstellen, die auf einem viereckigten Ofen ruhen, an dessen vier Enden vier Säulen stehen, die zur Befestigung der Vorhänge dienen, welche aus warmem Zeuge gemacht sind; der Ofen wird jedesmal mäßig geheizt. Noch andere haben Plätze von hohlen Ziegelsteinen, die wie Betten gestaltet sind. Diese sind bald groß, bald klein, nach der Anzahl der Familie. Dabey ist ein kleiner Ofen von Holzkohlen, dessen Hitze überall durch Röhren vertheilt wird, die in eine Feuermauer geben, welche den Rauch durch das Dach hindurch führen. Leibesbewegung machen sich die reichen Chineser ebenfalls wenig; die Mannsleute unterlassen sie aus Bequemlichkeit, und das Frauenzimmer wegen Verunstaltung ihrer Füße. Denn, wie bekannt, wickelt man ihnen in der Jugend die Füße dergestalt ein, daß nicht allein ihr Wachsthum dadurch verhindert wird, und eine 20jährige Frau keinen größern Fuß hat, als in Europe ein Kind von sechs oder acht Jahren; sondern es liegen auch oft die Zähen unter den Ballen

des

des Fußes selbst versteckt. Durch diese Verunstaltung findet sich demnach das hiesige Frauenzimmer fast immer gezwungen zu sitzen. Diese verzärtelte und träge Lebensart ist nun schuld, daß die Reichen in China selten ein hohes Alter erreichen. Wenn die Mannspersonen 41 Jahre alt sind, so ist das schon viel, und gelangt jemand zum 50sten, so kömmt er zu einem hohen Alter. Die Damen kommen selten über das 30ste Jahr.

Die Chineserinnen sind außerordentlich fruchtbar, und vermehren sich stark, weshalb man dem Thee nicht so unbedingt nachsagen kann, daß er die Unfruchtbarkeit hervorbringe. China würde sogar noch weit mehrere Menschen haben, als es würklich hat, wenn nicht die Anzahl der unverheyratheten Personen und der entmannten Menschen hier so groß wäre. Denn es werden hier nicht allein Kinder in der frühesten Jugend entmannet, sondern es unterwerfen sich dieser Operation auch oft erwachsene Menschen, wenn sie Mangel an Lebensmitteln haben: nach dieser Operation aber brauchen sie für ihren Unterhalt nicht weiter zu sorgen. Bell kannte einen 30jährigen Mann, der sich, seiner dürftigen Umstände halber, verschneiden ließ, welches ohne alle schlimme Folgen geschahe. Nichts kann aber der Bevölkerung von China mehr schaden, als das grausame Ve: n, das man in großen Städten mit neugeboh:..en Kindern vornimmt. Da werden

jähr-

jährlich Tausende junger Kinder von Wehemüttern entweder in einem Becken voll Wasser erstickt, oder auf die Straße geworfen, von woher man sie alle Morgen auf einen Karren ladet, und vors Thor in eine Grube, sie mögen lebendig oder todt seyn, wirft, da sie denn von Schweinen und Hunden zerrissen werden. Doch wir wollen unsern Blick von dieser schaudervollen Scene abwenden, und auf die einheimischen Krankheiten dieses Landes zurück kommen. Unter diesen treffen wir eine Art Colik an, die mit heftigen und hartnäckigen Verstopfungen, und dagegen mit häufigem Erbrechen verbunden ist, welche man auch in andern Gegenden von Indien findet, und die unter dem Namen Mordetchin bekannt ist. Sie rühret theils von Verkältungen, theils von scharfen in den Magen gebrachten Sachen her. Die Chineser wenden dagegen entweder das Brennen oder die Acupunktur an, von denen unten ein mehreres vorkommen wird. Unter den hitzigen Fiebern richten die Blattern die meiste Verwüstung an. Im Jahre 1767 sollen daran 100,000 Kinder gestorben seyn. Sie nehmen 52 verschiedene Arten derselben an, und haben die Inoculation, welche aber hier nie stark getrieben worden, seit undenklichen Zeiten schon gekannt. Den Ausbruch der natürlichen Blattern befördern sie durch den gepülverten Pockenschorf, welchen sie, in Baumwolle gewickelt, in die Nase stopfen,

welches aber keine gute Auswirkung haben soll.

Die epidemischen Krankheiten entstehen am häufigsten zu der Zeit, wenn Hungersnoth vorhanden ist, oder wenn der gelbe Fluß zu große Ueberschwemmung verursacht. Pauw sagt: auch der Aussatz finde sich in China, weil man so viel Fleisch von Schweinen ißt, die mit Fischen gefüttert worden. Das Fleisch der Pferde, Mäuse, Ratzen, das viele Fischessen und der häufige Genuß des Reißweins mögen diese Krankheit ebenfalls wohl zu bewirken im Stande seyn. Außer den bisher genannten Uebeln herrschen hier noch viele andere bey uns gewöhnliche Krankheiten, bey deren Erzählung wir uns aber nicht verweilen wollen, um zu ihrer Arzeneykunde übergehen zu können, von welcher man ehemals einen so hohen Begriff gehabt hat. Aber schon Cleyer zeigte im Jahre 1682 in seinem Specimine medicinae Sinicae, daß ihre ganze Wissenschaft in eitel unnützen Subtilitäten, die kein gesunder Verstand begreifen kann, bestehe. Man kann auch nichts Großes von ihnen erwarten, weil sie nicht die geringste Kenntniß von der Zergliederungskunst und Chemie haben; auch ihre Naturlehre ist schlecht. Dem ungeachtet stehet doch die Medizin, für welche ehemals kaiserliche Schulen waren, in hohem Ansehen. Jetzt haben die Aerzte ihre Wissenschaft von ihren Vätern, und aus Büchern, welche aber alle schlecht sind.

Nichts

Nichts kann lächerlicher seyn, als ihre Lehre von den Verrichtungen der Theile des menschlichen Körpers, und nichts subtiler, als ihre Lehre vom Pulse. Da man aber im Grunde nichts gescheutes daraus lernen kann; so würde es überflüssig seyn, das weitläuftige System aus dem Du Halde hier abzuschreiben. Ich verweise also den Leser auf diesen Verfasser, und auf Herrn Gruners Semiotik. — Viele Menschen sind damit in China beschäfftigt, um aus einem Baume (Rhus vernix) den Firniß zu ziehen. Diese befällt alsdenn eine Geschwulst und Röthe über den ganzen Leib. Sauvages nennt es Erysipelas chinense.

Um einzusehen, warum sich die Chineser so häufig der Brennmittel und der Acupunktur bedienen, muß man wissen, daß sie dieses aus der Voraussetzung thun, weil sie Dünste und Winde für die gewöhnlichste Ursache der Krankheiten halten. Wenn ein Arzt einen Kranken besucht, so erkundigt er sich blos nach seinem Puls, welchen er oft dreyviertel Stunden lang befühlt, und sich daher weder um Zunge noch Urin bekümmert. Er befühlt aber nicht immer dieselbe Pulsader, sondern wählt oft eine andere. Sie bringen es auch wirklich in diesem Stücke sehr weit. Denn alle Nachrichten stimmen darin mit einander überein, daß sie aus dem Pulse so ziemlich genau, so wohl den vorhergegangenen, als zukünftigen Zustand der

Krank-

Krankheit erkennen können. Aber eben diese Verfasser bezeugen uns auch, daß sie deshalb in ihren Curen nicht geschickter, als andere, die ihre Pulslehre nicht kennen, sind. Die Aerzte bringen in einem Kästchen, welches aus vielen Schubladen bestehet, jederzeit einen guten Vorrath von rohen Arzeneymitteln bey ihren Besuchen mit; woraus sie die eine oder die andere wählen, und Getränke, Aufgüsse oder Decocte daraus verfertigen lassen. Doch nicht alle Aerzte sind zugleich Apotheker, sondern man holt auch oft die Arzeneyen von den Materialisten, und aus andern Kramläden. In Peking hat der Kaiser seine Hofapotheke, welche mit Wurzeln und andern Arzneykräutern wohl versehen ist. Sullivan will behaupten daß in jeder Stadt ein Obelisk auf dem Markte stehe, auf welchem man die Namen der vornehmsten Arzneymittel und ihre Preiße eingegraben finde; andere thun aber dieser Sache keine Meldung. Die Verordnungen der Aerzte haben die meiste Zeit Schwitzen, Schröpfen und Brennen zur Absicht; dabey verordnen sie eine sehr strenge Diät, welche meist aus dünn gekochtem Reiß bestehet. Von Purganzen, Clystieren und Aderlassen, welches letztere sie eine barbarische Cur nennen, sind sie abgesagte Feinde. Ein Arzt, wenn er einmal einen Kranken besucht hat, besucht ihn nicht wieder, er sey denn von neuem gerufen worden. Der Patient hat also immer in

An-

Ansehung des Arztes neue Wahl. Viele Aerzte sind Großprahler und Quacksalber, welche auf zahmen Tigern, die mit Bändern geziert sind, langsam durch die Stadt reiten, und ihre Balsame und Pillen als untrügliche Mittel gegen allerhand Krankheiten anpreißen. Andere, zu denen sich viele Mönche aus dem Orden des Laokiums gesellen, preißen einen gewissen Trank der Unsterblichkeit, mit einer gravitätischen Miene an. Dieser Trank soll einigen Kaisern in der Blüthe ihres Lebens den Tod verursacht haben.

Ihre vernünftigsten Mittel sind erstlich die Bäder, worin sie sich auch reiben lassen, bey welcher Operation aber manchesmal jemand unterliegen muß. Zweytens wenden sie das Brennen gegen Podagra und Hüftweh mit großem Nutzen an, und gebrauchen dabey die bekannte Moxa. Endlich wird auch das Schröpfen und die Acupunktur, obgleich nicht so oft, wie von den Japanern, gebraucht.

In China findet man viele einheimische sehr nützliche Arzneymittel, welche uns noch unbekannt sind. Von allen führe ich nur das weiße Baumwachs an, welches von Insekten auf einen gewissen Baum zusammengetragen wird. Dieses wird geschmolzen äußerlich als ein herrliches Wundmittel angewendet, aber man gebraucht es auch innerlich als ein gutes herzstärkendes Mittel. Besonders pflegen diejenigen, welche vor einem Mandarin eine lange Rede halten wollen, wohl ein paar Loth davon zu sich zu nehmen. Daß sie aber auch Giftmischer seyn sollen, und daß sie ein solches Gift, welches mit der Aqua Toffana übereinkömmt, zuzubereiten verstünden, wird ebenfalls versichert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer

Rathgeber.

Zwey und vierzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 15ten October 1796.

Ungewöhnliche Ausleerungen.

Fortsezzung.

Verschiedene Schriftsteller haben ähnliche Beyspiele von periodischen Blutausleerungen angeführt, welche in Ansehung des Theiles, aus welchem dieselben ausbrachen, mit dem eben angeführten vollkommen übereinstimmen. Ich werde nur noch folgende anführen, welches Erscheinungen dieser Art kenntlich zu machen hinreichend seyn wird.

Am vier und zwanzigsten des Brachmonats im Jahre 1756. wurde le Beuf, Wundarzt zu Laroche-Chalais, nahe bey Coutras, zu dem Schäfer eines Meierhofes gerufen, welcher auf den schwerdförmigen Brustknorpel gefallen war; er glaubte, ihm eine Ader öffnen zu müssen. Allein die Frau vom Hause versicherte ihn, daß dieser Aderlaß dem Kranken in dem Zustande, worinnen er sich jezt befände (denn er hätte jezt seine gewöhnliche Reinigung), nachtheilig seyn könnte. Le Beuf erstaunte über

diese Nachricht, und bildete sich anfangs ein, daß dieser Schäfer eine verkleidete Weibsperson wäre. Sein Verdacht wurde noch mehr bestätiget, als er seine linke Brust betrachtete, und sie größer fand, als sie bey Mannspersonen gewöhnlich zu seyn pflegt. Die Grundfläche derselben hatte eine vollkommene Rundung, und bildete eine gerade in die Höhe stehende Pyramide. Die Warze war ebenfalls hervorstehend, der solche umgebende Kreis von der gewöhnlichen Größe und braun, mit einem Worte, alles glich der Brust eines zwanzigjährigen Mädchens. Ich that, sagt le Beuf, verschiedene Fragen an ihn, welche ihm eine Röthe abnöthigten, und brachte ihn zu dem Geständnisse, daß er seit zwey Jahren dieser monatlichen Reinigung, welche eben so regelmäßig als der Mondenwechsel sich einstellte, unterworfen sey. Diese Ausleerung, welche durch die Harnröhre abgieng, dauerte zween Tage, und ich schätzte sie nach der Erzählung des Kranken auf vier Unzen Blut. Er versicherte mir, daß er bey Annäherung dieser Erscheinung keinen Schmerz in den Nieren noch in den Zeugungstheilen empfände, und daß ihn der sich im Schlafe einstellende Blutabgang allezeit überraschte. Das Blut war, wie ich bey genauerer Untersuchung seiner Geburtstheile fand, roth. Allein, was mich noch mehr befremdete, war dieses, daß der Kranke noch funfzehn Brüder und eine Schwester hatte,

welche

welche ebenfalls dieser monatlichen Blutausleerung unterworfen waren, und daß der Vater derselben in den nämlichen Umständen war.

Folgende Beobachtung wird zwar weniger auffallen, weil man gewohnt ist, Blutflüsse aus der Nase zu sehen; allein die periodische Regelmäßigkeit, womit sich diese Ausleerung einstellte, macht diesen Fall merkwürdig, und verdient daher hier einen Platz.

Der jüngere Cästryck, Wundarzt an dem Feldhospitale zu Diedenhofen, wurde im Jahre 1765 auf ein nahe bey dieser Stadt gelegenes Dorf zu einem Kranken gerufen, dem er die nöthige Hülfe leistete. Da er aber in ein anderes Zimmer gieng, so fand er einen Mann, Namens Georg Schleith, von einer mittelmäßigen Natur und guter Gesundheit, welcher damals einen beträchtlichen Blutfluß aus der Nase litt. Der Wundarzt wollte diesen Blutfluß stillen, allein verschiedene gegenwärtige Personen versicherten ihm, daß er an diese Ausleerung seit vielen Jahren gewöhnt wäre. Das Blut stand einige Zeit hernach, und dieser damals acht und dreyßigjährige Mann erzählte dem Wundarzte, daß er seit seinem sechzehnten Jahre alle Monate eine ähnliche Blutausleerung hätte; daß er zwey Tage vorher eine sehr beschwerliche Unpäßlichkeit, heftige Betäubung, Müdigkeit, und unerträgliches Einschlafen der Glieder empfände, bis die Ruhe in

seinem Körper durch diese Ausleerung wieder hergestellt worden wäre. Er erzählte ihm ferner, daß seine Mutter, welche ein sanguinisches Temperament gehabt habe, nicht allein ihrer gewöhnlichen monatlichen Reinigung, sondern auch seit ihrem fünf und zwanzigsten Jahre, wo sie das erstemal gebahr, bis in ihr fünf und vierzigstes, einem ähnlichen Nasenbluten unterworfen gewesen wäre: denn um diese Zeit verlor sich diese letztere Ausleerung.

Folgende Ausleerung hielt zwar auch ihre gewissen Perioden, war aber für die derselben unterworfene Person tödtlich. Jacob Poter, aus Boulogne für Mer, ein Mann von sehr starker und dem Anscheine nach gesunder Leibesbeschaffenheit, wurde im fünf und achtzigsten Jahre am neun und zwanzigsten des Lenzmonats im Jahre 1764 von einem sehr heftigen Kopfschmerz befallen. Den Tag darauf bekam er Fieber, am zweyten des Ostermonats einen ausserordentlich häufigen Speichelfluß: am zehnten wurde der Wundarzt Dunon gerufen, und fand den Kranken in einem gefährlichen Zustande. Sein Zapfen war ausserordentlich erschlafft, die Halsdrüsen waren brandig, und überdies befand sich an der Wurzel der Zunge ein krebshaftes Geschwür. Vermittelst einiger gelinden und schicklichen Mittel befand sich der Kranke einige Tage nachher um vieles besser, allein die nämlichen Zufälle kamen am funfzehnten und sechzehnten des Wonnemonats wie-

wieder, und wurden nur durch folgenden Umstand gestillet.

Dieser Mensch empfand in der großen Zehe des rechten Fußes einen ausserordentlich heftigen Schmerz, er bemerkte gleich darauf einen kleinen rothen linsenförmigen Fleck, aus welchem eine sehr große Menge Blut herausfloß, daß es zum nicht geringen Erstaunen des Kranken durch die Schuhe drang. Dannon wurde gerufen, den Blutfluß zu stillen, und bewerkstelligte dieses mittelst einer darauf gelegten festen Binde, welche zween Tage lang liegen blieb. Dieser ableitende Blutfluß stellte sich zwanzig Monate nach einander zur bestimmten Zeit ein, und es giengen die oben erzählten Zufälle vor demselben voraus; endlich unterlag der Kranke diesem Unfalle und starb.

In der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Dublin wurde ein Brief des Herrn Ash vorgelesen, dessen Inhalt ich hier kürzlich mittheilen will.

Walther Wallsh, ein Gastwirth zu Trim, ein mäßiger Mann von sanguinischem Temperament und muntern Gemüthe, wurde im Jahre 1658 in seinem drey und vierzigsten Jahre gegen Ostern von einem sehr heftigen Schmerze in dem ganzen rechten Arme befallen, wozu sich Hitze und Röthe in der rechten Hand, und ein Stechen in der Spitze des rechten Zeigefingers gesellete. Man bemerkte daselbst

einen Fleck gleichsam als von einem hineingestochenen Splitter. In der That vermuthete auch dieser Mann einen Splitter, und stach in diese Stelle; sogleich drang das Blut in einem unterbrochenen Strome mit Heftigkeit heraus, welches aber in der Folge so abnahm, daß es nur noch tropfenweise abgieng. Hierauf strömte es von neuem heftig, und diese Abwechselung dauerte vier und zwanzig Stunden. Nach Verlauf dieser Zeit fiel der Kranke in Ohnmacht, der Blutfluß hörte nun von selbst auf, und die Schmerzen kamen sein ganzes Leben über, welches noch zwölf Jahre dauerte, nicht wieder. Nach diesem Zufalle war dieser Mensch einer öftern Rückkehr dieses Blutflusses unterworfen; er war selten zween Monate davon frey, und der Blutfluß kam niemals unter drey Wochen wieder. Er verlor niemals weniger als zwey Nösel Blut auf einmal. Ueberhaupt war der Blutfluß um so beträchtlicher, je länger er ausgesetzt hatte. Wenn man das Blut stillen wollte, so empfand dieser Mann heftige Schmerzen im Arme. Keines von den gewöhnlichen Hülfsmitteln gegen Blutflüsse leistete hier einigen Nutzen: übrigens empfand er keine weitern Beschwerden, weder bey den Veränderungen der Jahreszeiten, noch der Witterung. Der erste Blutfluß war von keinem äußern Zufalle verursacht worden. Wenn der Patient mehr als gewöhnlich trank, so verlor er auch mehr Blut.

Seit

Seit dem ersten Anfalle dieser Ausleerung hatte er keine Kinder gezeugt; die öftere Rückkehr derselben schwächte seine Gesundheit sehr, und am Ende seines Lebens gab er nur sehr wenig Blut von sich, welches wie ein leicht gefärbtes Wasser aussahe.

Ob folgende Ausleerungen und Blutflüsse gleich keine periodische Rückkehr beobachteten, so sind sie doch eben so wunderbar und merkwürdig.

Braun wurde zu einer Frau gerufen, welche vor kurzem entbunden worden war, und an der linken Brust eine Geschwulst bekam. Er glaubte nahe bey der Warze einen Einschnitt machen zu müssen, um dem daselbst angehäuften Eiter einen Ausgang zu verschaffen. Wie er einstmalen diese Wunde verbinden wollte, und kaum den Verband, das Pflaster und den Quellmeisel weggenommen hatte, so sahe er beynahe eben so viel Bier aus derselben herausdringen, als die Frau vorher getrunken hatte, und welches beynahe an seiner Beschaffenheit und Geruch keine Veränderung erlitten hatte, blos war seine Farbe etwas weiß geworden.

Es ist kein Theil des menschlichen Körpers, aus dem nicht eine ausserordentliche Ausleerung erfolgen könnte. Um nur hier von ausserordentlichen Blutflüssen zu reden, so liest man in den Ephemeriden der Naturforscher, daß im Jahre 1774 ein Kind aus Littleshall, in der Provinz Shrop, um Lichtmeß herum von einem Blutfluß aus der Nase,

den Ohren und dem hintern Theile des Kopfs befallen wurde, ohne an diesen Orten einige Schmerzen zu empfinden; er hielt drey Tage lang an, hernach hörte das Blut aus der Nase und den Ohren zu fliesen auf, allein aus dem Hinterhaupte drang es wie ein häufiger Schweiß immer noch hervor. Drey Tage vor dem Tode dieses Kindes, welches nur sechs Tage in diesem Zustande lebte, floß das Blut aus dem Kopfe so häufig, daß es einen springenden Strom bildete. Man sahe es damals auch aus den Schultern und aus dem mittlern Theile des Körpers in so großer Menge hervordringen, daß man die Wäsche, worein es gewickelt war, davon ausringen konnte. In den drey letztern Tagen seines Lebens quell das Blut auch aus den Zehen, den Ellenbogen, aus den Gelenken und Fingerspitzen hervor: besonders aus letztern floß es so häufig, daß die Mutter des Kindes ihre hohle Hand binnen einer Viertelstunde damit anfüllen konnte. So lange als der Blutfluß dauerte, schrie das Kind nicht sehr: man hörte es blos klagen und seufzen; aber drey Wochen vorher hatte es so sehr geschrieen, daß die Mutter versicherte, nie dergleichen gehört zu haben. Nach dem Tode dieses Kindes bemerkte man an allen Stellen, woraus Blut geflossen war, kleine, Nadelstichen ähnliche, Löcher.

Es sey mir erlaubt, noch ein Beyspiel von einem zwar sehr ausserordentlichen, jedoch nicht tödtlichen

Blut-

Blutflusse herzusetzen. Ein Jesuit in Bamberg, Fuhrmann, pflegte alle Jahre zur Ader zu lassen; er glaubte dies im Jahre 1681 unterlassen zu können, weil er schon neun und funfzig Jahr alt war. Allein er bekam gegen das Ende dieses Jahres einen so heftigen Blutfluß, daß er binnen vier Tagen durch das linke Nasenloch eine unglaubliche Menge Bluts veelor. Dr. Sartorius schätzte dieselbe beynahe gegen vierzig Pfund. Die besten blutstillenden Mittel reizten und vermehrten den Ausfluß nur noch mehr. Eine bey solchen Fällen sonst so nützliche Aderlaß, welche man aber anfänglich wegen der Schwäche und Ohnmachten des Kranken nicht unternehmen wollte, war am Ende ohne Nutzen. Eben so unwirksam war das wegen seiner zusammenziehenden Kräfte sehr gerühmte sympathetische Pulver.

Man beschloß, auf die Gegend der Leber einen großen trocknen Schröpfkopf zu setzen; der Blutfluß ließ hierauf etwas nach, allein es stellten sich sogleich beschwerliches Othemholen, heftiger Husten, Nierenschmerzen, Zufälle der güldnen Ader und ein Aufschwellen des Unterleibes dagegen ein. Man zweifelte nun an dem Aufkommen des Patienten; doch fiel der Arzt noch darauf, ihm sein gepulverte Raute und weisse Nessein in die Nase zu blasen, und dieses Mittel leistete den erwünschten Erfolg, das Blut stand, doch mußte die Raute, wegen des daher entstehenden Niesens, weggelassen werden, und

so wurde der Kranke in kurtzem wieder hergestellt. — Der Arzt machte diese Heilung eines so ausserordentlichen Blutflusses in einer kleinen Schrift unter dem Titel: *De admiranda narium hæmorrhagia nuper obser-uata et percurata etc. a Ioh. Georg. Sartorio, M. et P. D.* Altf. 1682. 4to. bekannt.

Von dem medizinischen Zustand von China, Corea und Japan.

Fortsezzung.

Unten wird von dem südlichen und westlichen Theile von China noch mehreres vorkommen, daher wir nur noch anführen, daß die Apotheken aus diesem Lande mit Salep, Rhabarber, Campher, Gummi Gutt, Ginseng und Aspholt, der aus den Landseen kömmt, versehen werden.

Jezt wenden wir uns zur Halbinsel Corea, welche zwischen dem 34sten und 43sten Grad N. B. liegt. In dem nördlichen Theile derselben ist die Luft sehr rauh. Es fällt daselbst manchmal ein so entsezlicher Schnee, daß man darunter weggraben muß, um von einem Hause zum andern zu kommen. Reiß kann hier nicht wachsen, und der Unterhalt ist nur schlecht. Desto fruchtbarer sind die nach Süden gelegenen Länder, in welchen Reiß, Hirse, Baumwolle und Seide gewonnen wird. Die Einwohner sind von vortheilhafter Leibesgestalt,

aber

aber weichlich, weibisch und den Wollüsten bis zur Ausschweifung ergeben. Blut können sie nicht sehen, und der Anblick kranker Personen erschreckt sie so sehr, daß sie sogleich die Flucht nehmen. Bey einer ansteckenden Seuche bringen sie die Kranken aus den Städten und Dörfern heraus, und legen sie mitten auf dem Felde in Strohhütten, wo ihre nächsten Verwandten sie in Acht nehmen, und alle Vorübergehende warnen müssen, sich diesem Orte zu nahen. Oft liegen diese Elende von aller Welt verlassen, und man läßt sie ohne die geringste Hülfe sterben. Bey Pestilenten versperret man die Wege mit einer Dornenhecke, und legt einen Dornbusch auf das Dach des Hauses, worin diese Krankheit ist, damit man sie erkenne. — Dies ist alles, was ich von Corea zu sagen weiß.

Wenden wir uns nach Japan, so ist daselbst das Clima nichts weniger als gemäßigt; der Winter ist da sehr hart, und im Sommer, besonders in den Hundstagen, ist die Hitze unerträglich. Regen fällt zu allen Jahrszeiten sehr häufig, hauptsächlich aber im Junius und Julius, welche man deswegen die Wassermonate nennt. Selbst in dem nördlichen Theile von Japan, in welchem sonst die Luft gemäßiget ist, fällt mehr Regen als Schnee, und der Sommer ist seiner Hitze wegen beschwerlicher, als der Winter. Auf der ganzen Insel sind Donnerwetter, Stürme und Erdbeben gemein.

Ost-

Oftmals sind die Stöße so gewaltig, daß sie ganze Städte umstürzen, und Millionen Menschen begraben. Dergleichen war das Erdbeben 1586. Die Stöße hörten erst 40 Tage nachher auf, und verschiedene Städte wurden dadurch zerstört. Es giebt ferner in Japan viele Berge, von denen viele Feuer speyen; es giebt viele fischreiche Flüsse, und Wälder voller Fichten, Cedern, Pappeln, Birken, Eichen und Obst.

Auf den Bergen entspringen viele kalte und warme Quellen, unter denen verschiedene heilsam sind, und deshalb von den Einwohnern häufig besucht werden. Der Boden ist in Japan an vielen Orten gut beschaffen, und man kann Weitzen, Hafer, Gerste, Erbsen, Hirse und Wein erbauen; an manchen Orten ist er auch niedrig; sumpfig und zum Reißbau geschickt. Durchgängig ist er steinigt, trocken und unfruchtbar, und nur durch anhaltenden Fleiß gewinnen ihm die Japaneser den Unterhalt ab. Da ist kaum ein so steiler Berg zu finden, auf den sie nicht den Pflug schleppen sollten. Das süße Wasser mangelt in verschiedenen Gegenden so sehr, daß man genöthiget ist, das Wasser von heißen Quellen zu trinken. Uebrigens giebt es hier nicht allein viele Ströme, sondern es sind auch viele derselben höchst reißend, so daß man keine Brücken über sie schlagen kann. Das Meer, welches Japan umschließt, ist höchst stürmisch, und

daher

daher giebts hier viele Winde, und die Luft wird dadurch feucht. Oben gemeldete Früchte, als Reiß, Weitzen, Hafer, Gerste, Erbsen, Hirse und mehrere andere Gemüse, wie auch Obst und Fische machen der Japaner vornehmste Nahrung aus. Fleisch genießen die wenigsten, auch selten wird Milch, Butter und Thierfett gebraucht; selbst der Eyer enthält sich das weibliche Geschlecht. Brod hat man hier an den wenigsten Orten, und dessen Stelle vertreten Hirsenbrey, Mehl und Grützbrey. In einigen Gegenden, als z. B. zu Nambu ist Meerkohl die Hauptspeise, auch Melonen, Kürbisse und Weintrauben sind ihnen angenehm. Ihr Getränke ist, wie bey den Chinesen, Thee, Reißbier, Wein, Branntewein von Reiß und Zucker gemacht. Bey dieser Lebensart erreichen viele ein hohes Alter, und 80jährige Greise sind nicht selten.

Ausserordentlich fruchtbar sind sie auch, und Kämpfer erzählt, daß er auf einer Reise von Nangasaki nach Jedo ein Dorf gesehen habe, in welchem alle Einwohner Söhne, Enkel und Großenkel von einem einzigen Manne waren, der damals noch lebte. Ueberhaupt lebt man hier gesund, und auch selbst die Anzahl der Krankheiten ist geringe. Die Krankheiten, so man hier hat, sind Folgen ihrer lüderlichen Lebensart; Folgen ihres übermäßigen Genusses des Reißbranntweins und der Fische. Da an keinem Orte in der Welt die

Lüder-

Lüderlichkeit weiter gehen kann, als hier, so ziehen sie sich dadurch die Venusseuche oft über den Hals, und leiden viel an bösen Hälsen. Sie meynen sich durch ihre warmen Bäder davon befreyen zu können, und besuchen daher dieselben in dieser Absicht fleißig, aber nach Kämpfers Versicherung, wird das Uebel dadurch nicht gründlich geheilet. Seit dem ihnen Thunberg das Queckfilber anzuwenden gelehret, wenden sie dieses Mittel mit mehrerem Nachdruck an. Der übermäßige Genuß des Reißbieres, welches Sakki heißt, zumal wenn es kalt getrunken wird, erzeugt bey ihnen die zweyte sehr gewöhnliche Krankheit, die so häufig ist, daß immer von zehnen einer damit geplagt wird. Diese Krankheit, welche man Senki nennt, bestehet in einer widernatürlichen krampfhaften Zusammenziehung aller Muskeln des Unterleibes, und vielleicht der Eingeweide selbst. Da bey diesem Krampfe die im Unterleibe gelegenen Theile mit der größten Heftigkeit gegen die falschen Ribben und gegen die Spitze des Brustbeins heraufgezogen werden, so ist diese Colik nicht allein höchst schmerzhaft, sondern die Patienten befinden sich oft auch in der Gefahr der Erstickung. Hält die Krankheit lange an, so endiget sie sich, bey Mannspersonen, gemeiniglich in eine Geschwulst der Geilen, woraus nachher Fisteln entstehen; beym weiblichen Geschlechte aber läßt dieses Uebel Verhärtungen und Geschwüre in der

Scheide

Scheide und im Mastdarm nach. Die Japaner, welche der Meynung sind, daß Dünste und Luft, welche sich zwischen den Eingeweiden befinden sollen, daran schuld wären, bedienen sich gegen diese Krankheit der so berufenen und vom Kämpfer in seinen Amoenitatibus exoticis weitläuftig beschriebenen Acupunktur, welche darin besteht, daß sie mit goldenen Nadeln in dem Obertheil des Unterleibes neun Stiche hinein machen, um dadurch den Dünsten den Ausgang zu verschaffen. Ihre Meynung mag wahr oder falsch seyn; die Erfahrung legt dieser Operation, wegen des glücklichen Erfolgs, einen hohen Werth bey. Auch brennen sie oft in diesem Falle, auf beyden Seiten des Nabels, mit Moxa, welches ein wolligtes Wesen einer gewissen Beyfußpflanze ist.

Ferner giebt es in Japan, wie in China, viele Zufälle der Augen, woran der häufige Genuß der hitzigen Getränke und Fische; der viele Wind; das Zurückprallen der Lichtstrahlen, und der viele Staub auf den Straßen, die ohne Pflaster sind, offenbaren Antheil haben. Die Augenzufälle endigen sich oft in Blindheit. Andere wollen auch behaupten, daß Gicht, fallende Sucht, Podagra, Rothlauf und der Aussatz hier gemeine Krankheiten wären: aber Kämpfer meldet hiervon nichts. Indeß erwähnt er doch eines aussätzigen Zufalls der Beine, welcher Hypersarcosis genannt, und in der Pro-

vinz

vinz Omera gefunden wird, wo das Wasser sehr schlecht ist. Da aber diese Krankheit unter den Malabaren noch öfterer, als in Japan, vorkömmt, so versparen wir dessen Beschreibung bis zu seiner Zeit. Die Blattern richten in diesem Lande große Verwüstungen an. Kensler leitet dies von ihrer Weichlichkeit her. In wie weit dies gegründet ist, lasse ich unentschieden. Die Japanesen fürchten sich so sehr für die Pocken, wie für die Pest, und sie haben nicht unrecht daran; denn diese bringen hier eben so viele Menschen um, als nur immer die Pest in andern Ländern thun kann. Sie fliehen daher nicht allein die Blatterpatienten, sondern viele verlassen auch alsdenn ihre nächsten Verwandten, aus Furcht, auch angesteckt zu werden. *W.* ten *Rhyne* sagt: wenn man einen Japanesen nach der Anzahl seiner Kinder fragt: so zählt er nur die auf, die bereits geblattert haben.

Die Japanischen Aerzte unterscheiden drey Arten derselben, doch scheinen sie die Masern und die falschen Pocken mit den ächten zu verwechseln. Die rothe Farbe halten sie in dieser Krankheit für nützlich; und wird ein Prinz damit befallen, so erscheint alles roth gekleidet, und das ganze Zimmer wird mit rothem Tuche behangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer

Rathgeber.

Drey und vierzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 22ten October 1795.

Ungewöhnliche Ausleerungen.

Beschluß.

Ein gewisser Mensch bekam bey einer Schlägerey eine Wunde am Ellenbogen: sie war ihm durch den Degen mit vieler Gewalt beygebracht worden. Es vergieng daher eine ziemliche Zeit, ehe sie heilte; doch wurde er endlich vollkommen wieder hergestellt. Allein als er einsmals am Fenster stand, und denjenigen, welcher ihn verwundet hatte, durch die Gasse gehen sah, so that dieser Anblick eine so heftige Wirkung auf ihn, daß sich die Wunde auf einmal wieder öffnete, und das Blut mit solcher Heftigkeit herausdrang, daß man es unmöglich stillen konnte. Er mußte daher seinen Geist in kurzer Zeit aufgeben.

Den bildlichen Ausdruck, blutige Thränen, braucht man zwar gemeiniglich zur Bezeichnung eines heftigen Schmerzens, allein sie kommen demohngeachtet bisweilen in der Natur wirklich vor.

Im Journal d'Allemagne findet sich die Geschichte eines funfzehn bis sechszehn Monate alten Kindes von einem Privatmanne aus Preßburg, welches von einer starken und vollblütigen Leibesbeschaffenheit, und zuvor nie krank gewesen war. Es schrie einige Zeit lang, und blutete drey oder viermal aus dem Auge. Es ist wahrscheinlich, daß durch das heftige Schreyen dieses Kindes einige Blutgefäße in diesen Theilen zerrissen worden sind. Seger erzählt diese Beobachtung, und fügt noch eine ähnliche hinzu, wo er blutige Thränen aus den großen Augenwinkeln eines neugebohrnen Kindes hatte fliesen sehen. Er hob das obere Augenlied, welches sich noch nicht geöfnet hatte, empor, und fand keinen Fehler an den Augen dieses Kindes. Er verordnete ein Augenwasser aus Rosen- und Augentrostwasser und präparirter Tutie: man ließ etliche Tropfen davon in den Winkel des Auges fallen, und das Uebel wurde gehoben.

Hochstetter erzählt von einem kleinen Mädchen, das eilf Monate alt war, und beym Weinen blutige Thränen vergoß. Doch dieser Zufall dauerte nur vier Tage.

Dodonnei führt einen ähnlichen Fall an. Ein Mädchen von einem sanguinischen Temperamente, dessen monatliche Reinigung unterdrückt war, verlor an deren statt das Blut durch den großen Augenwinkel. Foreſt gedenkt einer bejahrten gelbsüchtigen

tigen Frau, bey welcher viele Wochen hinter einander das Blut in Gestalt der Thränen aus den Augen drang. Dieses rührte ohne Zweifel von einer Bewegung und Schärfe der Galle her, wodurch das Blut flüßig gemacht, und nach den obern Theilen zugeführt wurde. Allein bey Kindern verursacht das heftige Schreyen diesen Zufall, wie Aetius richtig geurtheilt hat. Eben dies kann bisweilen durch andere Anstrengung, als z. B. durch einen anhaltenden Husten, bewirkt werden. Dies war der Fall bey einem kleinen Mädchen, dessen Mager in den Ephemeriden der Naturforscher gedenkt; die heftige Bewegung des ganzen Körpers, und besonders der Lunge, sagt er, verursachte einen Blutfluß aus den Augen, der Nase und dem Munde, der von Zeit zu Zeit wieder kam, und dem Kinde das Leben raubte.

Heftige Gemüthsbewegungen bewirken das nämliche. In den Philosophical Transactions auf das Jahr 1694 wird die Geschichte einer gelbsüchtigen Frau erzählt, welche sich durch eine ganz ausserordentliche Traurigkeit diesen Zufall zugezogen hatte. Nach drey Monaten, wo ihr Kummer aufs höchste gestiegen war, bekam sie einen Blutfluß aus der Thränendrüse, sie verlor binnen dreyßig Stunden zwey reichliche Pfund. Das Blut ward zwar gestillt, brach aber nach acht Tagen so heftig wieder hervor, daß die Frau dadurch ihr Leben einbüßte.

Lanzoni erzählt eine ähnliche Geschichte, wo ein

lebhafter Schmerz und ein nagender Kummer eine solche Blutausleerung verursacht hatte. Ein Mann von zwey und sechzig Jahren wurde nämlich ins Gefängniß gesetzt, welches ihn so schmerzte, daß er blutige Thränen weinte. In der Folge wurde er von einem bösartigen Fieber befallen, welches ihm das Leben raubte.

Sollte man nun auch gleich die Ursachen, welche das Blut nach den Augen leiten, und aus den Gefäßen dieser Theile ausleeren, nicht allezeit begreifen können, so verdienen doch solche ausserordentliche Erscheinungen bekannt gemacht zu werden.

In Goulards Sammlung merkwürdiger Fälle aus der Naturgeschichte, Anatomie u. s. w. Frankfurt und Leipzig 1781 wird ein Beyspiel von einem jungen Menschen erzählt, welcher alle Monate einen so starken Schwindel bekam, daß sich alles vor seinen Augen herumdrehte, worauf er plötzlich sinnlos niederfiel, die Augen verschloß, und nichts als stammlende Worte hervorbringen konnte. Dieser Anfall dauerte einige Zeit lang, und hörte nicht eher auf, als bis er blutige Thränen vergoß; er weinte, und gab vier bis fünf Unzen Blut aus den Augen von sich, ohne den geringsten Schmerz davon zu empfinden, und wenn dieses geschehen war, so hörte der Schwindel und die Betäubung auf, und der junge Mensch wurde wieder gesund. Es war beynahe kein Mittel in der Welt, das er nicht gebrauchte,

brauchte, um dieses Uebel zu vertreiben, aber die Natur widersetzte sich der Wirkung aller Hülfsmittel.

In dem eben angeführten Buche findet man eine von Bourdon, Doctor der Arzneykunst zu Cambrai, erzählte Geschichte von einem zwanzigjährigen Mädchen, welche aus kleinen Blattern, die sie an dem obern Theile des linken Schenkels an dem Hüftbeine bekam, eine so große Menge Milch von sich gab, als eine Säugamme aus den Brüsten geben kann. Diese Milch gab einen Rahm, Molken und Käse, gleich der Kuhmilch, und war von anderer Milch in nichts unterschieden, als durch eine beißende Schärfe, welche man auf der Zunge wahrnahm. Der Schenkel, aus welchem diese Milch floß, war von einer dicken wäßrigen Geschwulst, die aber keinen Schmerz verursachte, aufgetrieben, wurde aber, nachdem viele Milch abgieng, ganz weich, und setzte sich zusammen; bisweilen floß diese Milch so stark, daß man feste Kompressen über die Blattern legen mußte, um den Ausfluß zu hemmen, denn der allzu häufige Abfluß entkräftete das Mädchen sehr. So bald sich diese Milch zeigete, so floß die monatliche Reinigung nicht mehr, und das Mädchen befand sich übrigens, die Schwäche ausgenommen, ganz wohl.

Eine Dame, die nach Spaa in das Bad reiste, um sich von der Gelbsucht zu heilen, verlor daselbst

aus dem kleinen Finger ihrer rechten Hand mehr als zwölf Pfund Blut, ohne daß man nach diesem so wunderbaren Abgange eine Wunde an dem Finger sehen konnte; man war nicht vermögend, durch irgend ein zusammenziehendes Mittel das Blut zu stillen. Diese Dame hatte schon zu Brüssel einigemal diesen ausserordentlichen Blutfluß gehabt; sie mußte das Bad verlassen, ohne von ihrer Gelbsucht befreyet zu werden, und starb einige Zeit hernach an der Wassersucht. Siehe das eben angeführte Buch.

Hieher sind auch die ausserordentlich starken Ergiessungen des Wassers bey Wassersüchtigen zu zählen, wovon unter andern Mead einen merkwürdigen Fall anführt. Eine ein und funfzigjährige Wittwe verfiel in eine Bauchwassersucht. Man nahm seine Zuflucht zum Abzapfen, da sich aber das Wasser gar bald wieder anhäufte, so nahm man diese Operation öfters vor, und zapfte ihr in Zeit von einem Jahre alle Monate wohl vierzig Maaß Wasser ab. In dem folgenden Jahre fand sich das Wasser eben so häufig, so daß man alle Wochen zwölf Pfund desselben erhielt. Im dritten Jahre verminderte es sich, und es giengen monatlich nur vier und zwanzig Pfund ab. In dem vierten und fünften Jahre, und in den sieben ersten Monaten des sechsten Jahres nahm es noch mehr ab, und man erhielt bey dreyßig Operationen, die man diese ganze

Zeit

Zeit über mit ihr vorgenommen hatte, niemals mehr als sechzehn Pfund; die Kranke wurde endlich immer matter und matter, und starb. Sie war, ohngeachtet dieser entsezlichen Ausleerung, die sich auf neunzehn hundert und zwanzig Pfund belief, doch immer lustig und aufgeräumt.

Von dem medizinischen Zustand von China, Corea und Japan.

Fortsezung und Beschluß.

Die Arzeneywissenschaft wird hier auf chinesische Art erlernt und getrieben. Von Anatomie haben sie keine Kenntniß, aber in der Botanik sind sie nicht unerfahren, und oft legen sich große Herren auf diese Wissenschaft, worin sie auch gute Bücher besizen. Die Lehre vom Pulse ist bey ihnen auch im höchsten Ansehen. Von vielen Arzeneyen, vom Aderlassen, welches sie nur höchstens bey einer Entzündung zulassen, und von Clystieren sind sie keine Freunde. Sie erlauben zwar ihrem Patienten, wozu er Lust hat, jedoch verbieten sie ihm Fleischsuppen, welche sie in den Fiebern für höchst gefährlich halten. Gemeiniglich läßt sich der Arzt ein Kästchen nachtragen, worin zwölf Schubladen, und in jeder 140 Beutel, mit Kräutern angefüllt, befindlich sind; mithin sind die Japanischen Aerzte auch zugleich Apotheker.

Die Japanesen bedienen sich auch der Bäder und des Brennens als Präservativmittel. Dies geht so weit, daß sie so menschlich gegen ihre Gefangenen denken, daß sie selbigen erlauben, jährlich sechsmal zu baden, und zweymal sich mit Moxa brennen zu lassen.

Vom Einwickeln und Schnüren der Füße beym weiblichen Geschlechte denken sie eben so, wie die Chinesen: aber sie gehen noch weiter, indem sich die Weiber, während der Schwangerschaft, den Leib tüchtig einschnüren, um dadurch eine leichte Niederkunft zu befördern. — Rühmlich ist die Vorsorge der Japaneser, zu verhindern, daß keiner, der etwa heimlich ermordet oder vergiftet worden, ohne Besichtigung begraben werde. Jeder Hauswirth ist beym Todesfall eines Hausgenossen verpflichtet, einige Vorsteher herbeyzurufen, um zu zeigen, daß er eines natürlichen Todes gestorben sey. Finden diese nun keine Zeichen einer Gewaltthätigkeit an ihm, so schreiben sie ein Atteſt, und drücken das Siegel darauf.

Auch in Ansehung der Kirchhöfe sollte man der Chinesen und Japanesen Beyspiel folgen. Sie bringen nemlich die Kranken nach den benachbarten Bergen, wo sie sie begraben. In deren Ermangelung bepflanzen sie viereckigte Plätze mit Cypressen und andern Bäumen, in deren Mitte sie die Gräber setzen.

Wenn in China und Japan eine von den Damen des Serails krank wird, so bindet man, wie Herr von Pauw a. a. O. S. 76. versichert, einen seidenen Faden um die Hand der Patientinn. Indem nun der Arzt das andere Ende desselben fasset, so urtheilet er aus den Schwingungen des Fadens von der Beschaffenheit des Pulses und der Krankheit selbst. — Die Japaneser, aus dem Orden des Budsdo, legen sich die grausamsten Strafen auf. Da giebt es welche, die sich mitten im Winter 100 Krüge halbgefrornes Wasser auf den nackten Leib giessen lassen. Andere machen mit blossen Füßen, in der Mitte des Winters, eine Procession von 80 Meilen, durch die rauheste Gegend des Landes, und legen jeden Tag nur eine Meile zurück, und jeder isset nur eine Hand voll Reiß täglich.

An Arzeneywaaren giebt Japan den Campher, das Anisum stellatum und dergl. mehrere.

Weil es im Kaiserthum Japan recht viele brennende Berge giebt, welche theils noch brennen, theils ehedem gebrannt haben, theils abwechselnd aufhören und brennen, so hat auch dies Land sehr viele warme Bäder, z. B. in Arima, Jamotto, in der Landschaft Fisen, und bey Tskakaki, in Simabara und bey Obamma, in Figo und bey Jamago, und am Fuß des Berges Usen. Das Bad zu Urisino ist von Kämpfer beschrieben, und auch Thunberg

sahe

sahe es, fand aber, ausser der Hitze, nichts Mineralisches darin.

Von Egypten, und zwar meist von Nieder-Egypten.

Der Boden von Egypten ist schlecht; salzigt; voller Natrum; daher an und vor sich unfruchtbar; es ist ein flaches Land, und kann leicht unter Wasser gesetzt werden; es wird auch jährlich vom Nil, zu einer bestimmten Zeit, überschwemmet; wodurch es fruchtbar und zum Reißbau geschickt gemacht wird. Die am mittelländischen Meere gelegenen Oerter haben Moräste und stehende Wasser, haben auch eine feuchte Luft: auch das alte Pelusium, am Meere Sirbon, lag an einem feuchten, morastigen Orte. Es giebt hier aber auch viele und große sandige Wüsten, wie bey Thebais und Gircei wo nur Beduinen-Araber sich aufhalten: andere ehemals bebauete Länder liegen jetzt, wegen Abnahme der Menschen, öde: es rührt dies auch daher, weil sie nicht so gut als ehemals vom Nil bewässert werden. Denn ehemals konnte man so gar durch Canäle, die aus dem Nil geführt worden, und die jetzt in Verfall gerathen sind, die Wüsten Libyens mit Wasser versorgen. Die Ufer dieses Flusses sind daher die fruchtbarsten, und am meisten bewohnt. Es wohnen hier nicht allein viele

tausend

tausend Araber beständig unter Zelten; sondern es begeben sich auch hierhin, aus den entferntesten Ländern, als aus der Barbarey, viele Caravanen von Arabern, die am Ufer des Nilflusses für ihr Vieh die fetteste Weide finden, und nachdem solche verzehrt worden, wieder wegziehen. Da man auch ferner in Egypten fast kein anderes als Nilwasser hat; so hat man auch die meisten Städte an diesem Fluß angelegt. Selbst die Hauptstadt von ganz Egypten, Cairo, liegt hart an ihm an. Die Einwohner dieses Landes haben zur Düngung ihrer Aecker und zur Löschung ihres Durstes nur allein das Wasser des Nils. Das erste leistet es dadurch, weil es, bey seiner Ueberschwemmung einen fetten, die Fruchtbarkeit befördernden Satz, fallen läßt. Der ganze Reichthum Egyptens bestehet daher in diesem wohlthätigen Flusse und in dessen periodischem Austreten. Dadurch wird fast das ganze Egypten, das Land Gosen ausgenommen, weil es höher gelegen ist, unter Wasser gesetzt. Bliebe dieses einmal aus, so würde der Boden nicht gedüngt werden, und eine Hungersnoth wäre unausbleiblich. Wäre jener Vorschlag eines Portugiesen: den Nil aus Aethiopien sogleich durch einen Canal ins rothe Meer zu leiten, ausgeführet worden; so könnte Egypten kein bewohnbares Land mehr seyn. Nichts ist daher den Egyptiern heiliger, als dieses Wasser, dem sie fast göttliche Ehre bezeigen. So

bald

bald von seinem Austreten Spuren vorhanden sind, macht man allerley Ceremonien, und jede Mutter eilet mit ihrem Kinde dahin, um es darin zu baden. Der Anfang dieser Ueberschwemmung wird gemeiniglich den 17ten July bemerkt; sie dauert bis zum August fort, und erst im October verliert sich das Wasser allmählig, und nun fängt man erst an, die Saat zu bestellen, welche entweder Weitzen oder Reiß ist. Andere Befeuchtung, als diese, hat das Land nicht. Denn nirgends ist der Regen seltener als hier. Maillet sahe in den Jahren 1692 bis 1694, vom November bis April, nur viermal des Abends eine Viertelstunde lang Regen fallen. Weiter im Lande hinein giebt es Gegenden, wo Regen für eine außerordentliche Naturerscheinung gehalten wird. In Oberegypten regnet es demnach fast gar nicht. Nebel und Thau sind aber, besonders in den Gegenden, die am mittelländischen Meere liegen, und wenn dann der Nordwind wehet, gewöhnlich. Weiter im Lande hat man sie vor Johanni nicht. In der Johannisnacht fällt aber der erste Thau, und wenn etwa dann die Pest vorhanden ist; so hört sie auch, wie Bruce versichert, auf. Der Himmel ist fast immer klar, und Wolken sind selten. — In Alexandrien siehet man zwar oft dicke Dünste und Wolken, welche aber doch durch die Winde zurückgehalten werden. Die Luft muß demnach in Egypten, außer zur Zeit

der

der Ueberschwemmung, wenig oder gar keine Dünste in sich enthalten, und sie ist auch, die meiste Zeit des Jahres über, sehr trocken: dabey ist sie denn auch zugleich rein, ausgenommen zu der Zeit, wenn das Wasser abgelaufen ist. Denn es kann nicht fehlen, daß dann nicht viele faul gewordene mephitische Partikeln die Luft anfüllen sollten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß bereits vor der Periode des Austretens die Luft feucht zu werden anfange, weil um diese Zeit eine abgewogene Portion Erde sehr schleunig am Gewicht zunimmt, welches vorher nicht geschiehet, und in Cairo, wie Alpinus meldet, beurtheilet man die Höhe der bevorstehenden Ueberschwemmung nach dem größern oder geringern Zuwachs des Gewichts in einer abgewogenen Portion Erde. Die Hitze ist in diesem Lande ganzer neun Monate lang nicht gering. Im Februar nimmt sie bereits ihren Anfang, und endiget sich erst mit dem October; doch sind der Julius und August die heißesten Monate, und es pflegt zu dieser Zeit das Reaumürsche Thermometer, selbst im kühlsten Zimmer, zwischen 24 und 25 Grad über o zu stehen. Der Himmel scheint gleichsam alsdenn zu glühen, und um neun Uhr Morgens kann es kein Europäer mehr in der freyen Sonne aushalten man zerfließt überdem fast für Schweiß. Selbst die Egyptier leiden davon, und um sich abzukühlen, bleiben sie die ganze Nacht in Kähnen, worin sie

auch schlafen. Die in der Luft um diese Zeit vorhandenen Dünste verursachen oft ein schleuniges Sinken des Thermometers, und man hat Beyspiele, daß es in kurzer Zeit 8 Grade gefallen ist. Dies verursacht aber ein allgemeines Zittern, und ein jeder greift sodann zu seinem Pelz. In der kühlen Jahreszeit begnügen sich aber die Europäer nicht mit einem, sondern sie haben wohl zwey bis drey Fuchspelze über einander an. Selbst im Sommer legt man sie nicht alle ab, weil man jene Abwechselung und die Kälte im Schatten befürchtet. — Nichts übertrifft aber die Hitze des Südsüdwestwindes, welcher aus Aethiopien kömmt, und unter dem Namen Smum, Chamyele, Samiel oder auch Kampsis bekannt ist. Er regieret eigentlich in den heißesten Monaten im März, April und May, und pflegt 50 Tage anzuhalten, wird aber doch oft durch kalte Westwinde unterbrochen. Gemeiniglich dauert auch dieser Wind jedesmal nur eine kurze Zeit, etwa nur einige Minuten lang. Wenn der Kampsis wehet, ist der Himmel trübe; die Sonne hat eine violette Farbe; es schwebt ein feiner Staub in der Luft, der aber nicht fällt. Die Luft ist voll Hitze; es kömmt einem vor, als wenn sie aus einem glühenden Backofen käme; sie ist ganz verdünnt und zum Athemholen ungeschickt. Daher ist das Athemholen schwer, kurz, und die Lunge wird gepreßt. Die Haut wird trocken, und man

fühlt

fühlt ein innerliches Brennen; Mund und Hals sind trocken, und kein Wasser, das zum Gurgeln gebraucht wird, kann der Dürre abhelfen. Alle Körper sind alsdenn, selbst bey Abwesenheit der Sonne, sehr heiß anzufühlen, als Eisen und Marmor. Die Gefahr, die mit diesem Winde verbunden ist, bestehet nur eigentlich in den Windstößen. Wenn diese einen Menschen oder ein Thier treffen, so ersticken sie fast gleich auf der Stelle, besonders wenn es ein vollblütiger Mensch ist. Es entsteht ein Blutfluß aus der Nase, und der Leichnam bleibt noch nachher lange, dem Gefühle nach, warm; er schwillt auf, wird blau, und die Fäulung folgt bald. Die seine Gefahr kennen, bücken sich gleich zur Erde, welches auch die Kameele thun, die den Mund in den Sand stecken. Es ist dieser Wind so austrocknend, daß in die Luft gesprengtes Wasser sogleich unsichtbar wird. Den Namen Kampsis, wie Alpinus anmerkt, soll er von der gänzlichen Niederlage, welche der Heerführer Kampsis mit seiner ganzen Armee durch ihn gelitten hat, haben. Es ist ein wahres Glück für dieses Land, daß diese Windstöße eben nicht oft kommen. In den übrigen Monaten regiert der Nordwind, welcher Erfrischung bringt. Mitten in den egyptischen Wüsten trocknet das Fleisch, ohne in Fäulung zu gehen, in 24 Stunden zu einem harten Körper ein: ein todtes Kameel wird in

kurzer

kurzer Zeit so leicht, daß man es mit einer Hand heben kann. Dies verursachen ebenfalls starke Winde; die aber nicht von so böser Eigenschaft als der Kampsis sind: durch den häufigen Sand aber, den sie in Bewegung setzen, und durch den sie hier Höhlen, dort Berge formiren, richten sie großen Schaden an. — Kömmt im December oder Jänner dieser Wind aus Süden; so ists alsdenn hier kalt, weil die in Aethiopien befindlichen Sandwüsten jetzt von der Sonne nicht erhitzt werden.

Ob gleich Egypten, noch zu unserer Zeit, gesund genannt werden kann; so verdiente es doch in den ältern Zeiten diesen Namen noch mehr. Es gab ehemals viele unterirdische Kanäle, Dämme und Todengruften, welche zur Ableitung der stehenden Wasser und zur Reinigung der Luft dienten, die aber jetzt verfallen sind. Man wendet diese in Sümpfe verwandelten Oerter vielmehr zu unsern Zeiten zum Reißbau an, und füllet dadurch die Luft mit vielen giftigen Partikeln an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer Rathgeber.

Vier und vierzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 29ten October 1796.

Außerordentliche Krankheiten.

Ich mache mich nicht anheischig, hier von allen merkwürdigen Krankheiten, denen der menschliche Körper ausgesetzt seyn kann, nach einer gehörigen Ordnung zu handeln. Dieser Gegenstand kan nur von einem Arzte gut bearbeitet werden, und erfordert eine weitläuftige Auseinandersetzung, welche im gegenwärtigen Werke nicht statt finden kann. Allein unter der Menge derjenigen, welche man als ganz ungewöhnliche Krankheiten ansehen kann, finden sich einige, welche im höchsten Grade sind, und so selten vorkommen, daß sie aufbehalten zu werden verdienen. Hieher gehören folgende:

Johanna Molisson, die Wittwe eines gewissen Duballet aus der Stadt Richelieu aus Nieder-Poitou, fiel auf einmal am sechsten des Herbstmonats 1743 in eine Schwäche, worinne sie siebenzehn Jahre lang blieb. Sie lag in diesem Zustande stets im Bette, und wollte niemanden sehen. Wenn man

ihr Bette machte, so nahm man sie wie ein Kind heraus, legte sie auf die Erde, ohne sie jedoch ansehen zu dürfen. Bey dem Tode ihres Mannes, der im Jahre 1750 erfolgte, gab sie kein Zeichen eines Schmerzens von sich, sie sahe seine ganze Hinterlassenschaft theilen, und ließ sich in das Haus ihres Vaters tragen, ohne ein einziges Wort zu sagen. Ihr Bruder war darnach gestorben, und sie bezeugte ebenfalls keine Betrübniß darüber; endlich wurde sie am sechsten des Herbstmonats 1759, folglich an dem nämlichen Tage, wo sie im Jahre 1743 krank geworden war, von dieser traurigen Krankheit befreyet. Sie gieng früh Morgens aus ihrer Stube, umarmte ihre Schwägerin und Vettern, gieng hierauf in die Messe, und nahm, wie sie aus der Kirche zurückgekommen war, ihre ehemaligen Geschäfte wieder vor, ohne das geringste von dem, was sie ehemals gewußt hatte, und nicht einmal ihre Gebete, welche sie doch nach ihrem Geständnisse seit siebenzehn Jahren nicht hatte hersagen können, vergessen zu haben. Im Jahre 1759, wo man diese Geschichte öffentlich bekannt machte, aß, trank und arbeitete sie, als wenn sie nicht krank gewesen wäre; sie war damals fünf und funfzig Jahre alt.

Folgende Krankheit war zwar eben so ausserordentlich, konnte aber durch die gewöhnlichen Hülfsmittel gehoben werden. Man hat diese Beobachtung dem Dr. Daniel Ludwig, erstem Leibarzt

des

des Herzogs von Sachsen-Gotha, zu danken. Er erzählt, daß ein junger Mensch von achtzehn Jahren, welcher mager war, und einen schwachen Magen hatte, an einem Morgen beym Erwachen fand, daß er die Sprache verlohren hatte, ob er gleich den Tag vorher nichts unternommen hatte, was zu diesem Zufalle hätte Anlaß geben können. Er hatte auch im Kopfe weder Schmerzen, noch die Empfindung einer Schwere zuvor bemerkt. Um zu erfahren, ob nicht auch andere Theile gelähmt worden wären, berührte, stach und kniep man ihn, jedoch ohne daß er das geringste davon empfand. Man hielt es daher für schicklich, ihm die wider den Schlagfluß gewöhnlichen Mittel nehmen zu lassen.

Da er indessen ohne Mühe gehen, essen, trinken und schlafen konnte, und ausser dem Gefühl, den Gebrauch aller seiner Sinne besaß, so muthmaßeten verschiedene Personen, daß diese Krankheit eine Verstellung sey. Ludwig war neugierig, diesen so sonderbaren Kranken zu sehen; er ließ ihn aufstehen, und stach ihn von hinten, ohne daß er es vermuthen und wahrnehmen konnte, in den Kopf, den Nacken, die Schultern und den Rücken mit einer Nadel, welche er bis auf die Hälfte in verschiedene fleischige Theile stieß, ohne daß der Kranke das geringste davon empfand. Er stach ihn hierauf auf die nämliche Weise in den Unterleib, in die Brust und in den Arm, allein der Kranke

lachte, anstatt sich zu beklagen. Als seine Sprache sich wieder einzustellen anfieng, so ließ ihm Ludwig die Blutadern unter der Zunge öfnen, und das wenige daraus fließende Blut verschaffte ihm nicht nur seine Sprache vollkommen, sondern auch seine ganze Gesundheit wieder, und es blieb ihm blos einige Trägheit und Unbiegsamkeit in den Gliedern zurück, welches jedoch durch ein halbes Quentchen natürlichen Abends genommenen Zinnober und ein am folgenden Morgen gegebenes schweißtreibendes Mittel gehoben wurde. Dieser junge Mensch befand sich in der Folge völlig wohl.

Eben so merkwürdig in seiner Art war folgendes örtliches Fieber, welches uns Andreas Knoffel, Sekretair und Hofarzt des Königs in Pohlen, der diesen Kranken besorgte und wieder herstellete, auf folgende Art beschreibt.

Martin Genger hatte ein sich sehr auszeichnendes und ausserordentliches Fieber, welches nur den rechten Arm einnahm. Dieser Arm wurde täglich früh gegen sieben Uhr durchgängig so kalt, daß man es durchs Gefühl sehr deutlich wahrnehmen konnte, indessen daß der übrige Körper seine gewöhnliche Wärme behielt. Um acht Uhr nahm die Kälte zu, und es fand sich alsdann ein Schauer dabey ein, den man besonders an der Hand und an den Fingern wahrnahm. Drey Stunden hernach fand sich die Hitze ein, und der Arm wurde brennend heiß.

Jeder

Jeder Fieberanfall, welcher gewöhnlicher Weise zwölf Stunden lang dauerte, stellte sich mit Erbrechen ein. In den Zwischenzeiten empfand der Kranke sehr heftige Schmerzen in den Weichen und auf der rechten Seite der Brust. Knoffel hob dieses örtliche Fieber durch Auflegung des Santelpflasters, und durch die in allen Fiebern gebräuchliche Heilmethode.

Folgendes Uebel verdient noch mehrere Aufmerksamkeit, allein sein Verlauf ist, so sehr er es auch verdiente, nicht bekannt geworden. Bernhard Schrader, einer der berühmtesten holländischen Wundärzte, hat diese Beobachtung aufgezeichnet. Er reisete im Jahre 1629 mit seinem Bruder, einem Lehrling der Wundarzneykunst, und kam in einen Gasthof zu Geest, wo der Wirth, Johann Brandes, ihnen seine drey und zwanzig Jahre alte Tochter zeigte, welche an folgender Krankheit litt.

Sie empfand jeden Monat heftige Schmerzen an den äußern Gelenken der Finger und Fußzehen, an der Nase und an den Ohren. Mit diesem Schmerze stellte sich eine wässerige Geschwulst an den Füßen und Händen ein, worauf die äußern Enden dieser Theile brandig wurden und absta ben, sie wurden anfangs bleich, trocken, unempfindlich, ohne daß jedoch ein übler Geruch und eine herausgebende Feuchtigkeit zu bemerken war. Diese brandigen Theile sonderten sich in der Folge in klei-

nen Stückchen von dem darunter liegenden gesunden Fleische ab. Schrader erkundigte sich bey dem Vater des Mädchens genauer nach dieser Krankheit, und bekam einen Kasten zu sehen, worinnen über hundert kleine Stückchen von abgestorbenen Fleische befindlich waren, welche sich in einer Zeit von drey Jahren losgetrennt hatten.

Wer sich mit Lesung der verschiedenen Beobachtungen, welche man aus der Arzneykunde und Wundarzneykunst weiß, beschäftigte, der würde aus den merkwürdigsten ein sehr schreckliches Gemälde von den ausserordentlichen Krankheiten, denen der Mensch unterworfen ist, entwerfen können. Die wenigen Beobachtungen, welche ich in diesem Artikel gesammlet habe, können uns hinreichend überzeugen, daß ausser der gewöhnlichen Anzahl von Krankheiten, denen wir gewöhnlich und allgemein unterworfen sind, uns noch sehr viele ganz unbekannt, und um so schrecklicher sind, je weniger die Kunst, weil es an öfterer Gelegenheit, sie zu beobachten fehlte, Hülfsmittel darwider besitzt. Unterdessen will ich doch noch eine Beobachtung dieser Art beybringen, deren Folgen mehr vortheilhaft, als schädlich für den Kranken waren.

Schönemann studirte unter Anführung eines Lehrers, der seine Schüler zur Verfertigung deutscher Verse zwang. Er besaß hierzu kein Talent, mußte daher oft den Spott seiner Mitschüler und

die

die Verweise seines Lehrers ausstehen, der ihn oft aus Anspielung auf Carminifex (Versmacher) Carnifex (Schinder) nannte. Diese Verweise kränkten ihn so sehr, daß er bey einem Anfalle von einem hitzigen Fieber mit Wahnsinn über alle Gegenstände, die sich seiner Einbildungskraft darstelleten, deutsche Verse machte; er wurde von diesem Fieber geheilt, behielt aber die Fertigkeit über verschiedene ihm aufgegebene Gegenstände, aus dem Stegreif Verse zu machen. Er declamirte sie sehr geschwind, und sein Gesicht war; während daß er redete, aufgeschwollen. Er schlug den Takt mit dem Fuße, und sahe gewöhnlich mit unverwandten Augen auf einen Ort. Man gab ihm funfzehn bis zwanzig Gegenstände hinter einander an, und er machte über alle auf eine befriedigende Art Verse. Sie waren alle schön poetisch, und von moralischem Inhalte, wie dieses sehr viele Personen vom ersten Range bezeugt haben. Der König von Preußen wollte ihn hören, und gab ihm seinen Beyfall. Sonderbar ist es, daß dieser Schönemann nach seiner eigenen Versicherung sich derjenigen Verse, welche er aus dem Stegreif gemacht hatte, nicht wieder erinnern konnte, und man mußte sie so, wie er sie hersagte, nachschreiben, wenn man sie aufbehalten wollte. Er versicherte auch, daß er sehr viel Zeit und Mühe brauchte, wenn er mit Ueberlegung und nach der Gewohnheit anderer Dichter Verse machen wollte.

Ich

Ich kann nirgends schicklicher als nach diesen Beobachtungen solche Fälle beybringen, wo die Heilung verschiedener Krankheiten auf eine ganz verschiedene Art und durch ganz verschiedene Mittel bewirkt worden ist, als die Heilungskunst gemeiniglich dagegen anzuwenden pflegt. Ich werde nur eine kleine Anzahl von solchen Beyspielen anführen, welche man leicht aus den zu verschiedenen Zeiten gemachten Sammlungen von medicinischen Beobachtungen wird vermehren können.

In den Schriften der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris auf das Jahr 1707 befindet sich folgende Beobachtung des Herrn Dodard; Ein berühmter Tonkünstler wurde von einem Fieber befallen, welches täglich stärcker wurde, und in ein anhaltendes übergieng. Am siebenten Tage fiel der Kranke in einen heftigen, fast beständig anhaltenden Wahnsinn, wobey er schrie, weinte, beständig erschrack, und nicht schlafen konnte. Am dritten Tage dieses Wahnsinnes bat er aus einem gewissen natürlichen Antriebe um ein kleines Concert auf seiner Stube. Sein Arzt willigte nur mit vieler Mühe in sein Begehren; man sang ihm die Cantaten des Bernier. Nach den ersten Takten wurde sein Gesicht heiter, seine Augen ruhig, und die Zuckungen ließen ganz nach. Er weinte für Freuden, und empfand nachher an der Musik einen so großen Geschmack, als er weder vorher gehabt hatte, noch

nach seiner Heilung beybehielt. Er blieb während des ganzen Concerts ohne Fieber, und nachdem dasselbe geendiget war, fiel er in seinen vorigen Zustand zurück. Man unterließ nicht, dieses Mittel fortzusetzen, welches so unverhofft einen glücklichen Erfolg gehabt hatte. Das Fieber und der Wahnsinn hörte während der Musik allezeit auf, welche für den Kranken so nothwendig geworden war, daß sogar des Nachts eine Unverwandte, welche bisweilen bey ihm wachte, ihrer Traurigkeit ohngeachtet, singen, und sogar tanzen mußte. Unter andern mußte er sich einmal, da er des Nachts eine Wächterin um sich hatte, die blos ein Gassenlied auswendig wußte, damit begnügen lassen, und demohngeachtet empfand er einige Wirkung davon. Kurz er wurde nach zehn Tagen durch die Musik, ohne irgend ein anderes Hülfsmittel, außer einer Aderlaß am Fuße, welches die zwote war, die man ihm gemacht hatte, und worauf sich ein starker Durchfall einstellete, vollkommen wieder hergestellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von Egypten, und zwar meist von Nieder-Egypten. (Fortsetzung.)

Wenn daher der berühmte Tott behauptet, daß Egypten das einzige Land in der Welt sey, wo diejenige Art von Landbau, welche stehende Wasser nöthig macht,

macht, keine Ungesundheit mit sich führe; so kann man dies, ohne alle Einschränkung, so nicht annehmen, und es scheint nur zu gewiß zu seyn, daß manche Krankheit, wie gleich nachher gezeigt werden wird, daher ihren Ursprung nehme, von denen die Alten nichts müssen gewußt haben: wenigstens versichert Herodot, daß die Egyptier unter allen Nationen, wenn man die Libyer ausnehme, die gesundesten seyn, und da er von der Pest keine Erwähnung thut; so ist es wahrscheinlich, daß man sie zu Herodots Zeiten noch nicht in Egypten gekannt habe. Man braucht sich daher nicht zu verwundern, daß das jetzige Egypten lange nicht so blühend, auch nicht so fruchtbar, als das alte sey, in welchem man 20000 Städte, 20 Millionen Einwohner und 300000 Soldaten zählte. Unendlich viele Städte sind verschüttet, und von vielen herrlichen Tempeln weis man kaum die Stelle zu zeigen. Rechnet man aber auch die Pest ab; so giebt es dennoch hier manche andere Krankheit, besonders in Cairo. Die Egyptier sind aber doch auch, dies kann nicht geläugnet werden, von vielen Uebeln frey, wozu der fast beständig heitere Himmel, der Genuß einer reinen Landluft, und die vielen kühlenden Gewächse das meiste beytragen. Zur Zeit, wenn die Pomeranzen in Blühen stehen, wovon man hier ganze Wälder hat, empfindet man mit jedem Athemzug eine unbeschreibliche

Wol-

Wollust. Die Luft, sagt Savary, die man in Egypten athmet, ist den Lungen besonders dienlich; denn, setzt er hinzu, sie ist feucht und mildert die Hitze: man muß aber bemerken, daß dies eigentlich von Alexandrien und der benachbarten Gegend nur gelte. Da nun eine solche Luft den Lungensüchtigen sehr zuträglich ist, so schickte auch Galenus, der in Alexandrien studirt hatte, seine lungensüchtigen Patienten hierhin, damit sie durch die egyptische Luft geheilet würden. Auch Plinius der Jüngere schickte seinen freygelassenen Josimus, der Blutspeyen hatte, nach Egypten, und er kam gesund wieder zurück.

Wirklich muß man vieles Gutes von der egyptischen Luft vermuthen: denn sowohl Brustkrankheiten von hitziger Art, als Lungensuchten, sind hier unbekannt. Selbst Europäer, Asiaten, und die, so aus der westlichen Küste von Afrika nach Egypten kommen, bleiben von der Lungensucht frey; nur die Numidier und Abyssinier nicht immer, weil sie aus einem noch weit heißern Clima kommen. Damit man aber den Ursprung der übrigen Krankheiten, womit Egypten heimgesucht wird, näher einsehen könne, wird es dienlich seyn, von ihren Getränken, Speisen und sonstiger Lebensart vorher mit wenigem zu handeln.

Nilwasser ist, wie bereits bemerkt worden, das vornehmste Getränke, welches in diesem Lande getrunken

trunken wird; doch trinken auch die Reichen Sorbet, welches eine Art Limonade aus Limonienſaft iſt, zu dem ſie einige Specereyen, als z. B. Ambra, ſetzen. Nichts geht über die Lobſprüche, welche die Egyptier dem Nilwaſſer ertheilen, indem ſie dafür halten, daß es ſich in Blut verwandele; daß es die Fruchtbarkeit vermehre; daß es mit der Hälfte Feuer, welches andere Waſſer erfordern, zum Kochen könne gebracht werden, und dergleichen mehr. Strabo verſichert aus dem Ariſtoteles das nämliche: die Weiber, welche Nilwaſſer trinken, ſagt Ariſtoteles, ſollen oft vier Kinder zur Welt bringen; eine Frau ſoll ſogar deren ſieben gehabt haben. Das erſte, was geſchiehet, wenn man in ein egyptiſches Haus tritt, iſt, daß der Wirth, wie Volney ſagt, einen Becher mit Nilwaſſer ſeinem Gaſte anbietet. Dieſer Verfaſſer ſcheint aber nicht viel Weſens daraus zu machen, und er ziehet es dem Seinewaſſer in Frankreich nicht vor. — Maillet hergegen, wie wir unten hören werden, wenn die Rede von Oberegypten ſeyn wird, iſt ganz verſchwenderiſch in Lobſprüchen dieſes Waſſers; er ſagt: das Nilwaſſer iſt unter den Waſſern das was unter den Weinen der Champagner iſt. Nach dem Alpinus erregt es bey Ungewohnten einen leichten Durchfall; bey andern aber befördert es den Abgang des Urins, des Grieſes und des Schweiſes. Er ſelbſt litte einmal heftig an Steinſchmerzen;

gen; nachdem er aber einige Pfunde vom Nilwasse, getrunkein hatte, überfiel ihn ein Schlaf und beym Erwachen gieng mit dem Urin ein Stein ab. Es durchlauft, sagt er, die Wege, die nach der Blase führen, schnell, und bleibt nicht lange im Magen. Jedes Nilwasser ist Anfangs trübe und moderigt, besonders dann, wenn der Nil zu steigen anfängt. Man läßt es daher entweder einige Tage in Cisternen stehen, damit sich die erdigten Theile setzen mögen, oder man reibt den Rand des Gefäses, worin das Wasser enthalten ist, mit Mandeln ab, wo denn auch in kurzer Zeit eine Scheidung erfolgt: endlich so bedient man sich auch oft zur Reinigung des Wassers ganz lockerer Gefäße, durch welche nur das Wasser allein, nicht aber die Erde dringen kann. Alle Menschen trinken nicht allein heut zu Tage dies Wasser, sondern so war es auch in vorigen Zeiten. Nur die Priester tranken es in den alten Zeiten nicht; desto mehr aber genossen sie Bier, welches aus Gerste und Lupinen gemacht und mit dem Namen Zythum belegt wurde. — Wein wird nicht getrunken, — an dessen Stelle werden aber wohl gewisse abgezogene Wasser und Opium, wie bey allen Muselmännern, genommen. — Was die Nahrungsmittel anbetrift; so bestehen sie meist aus Reiß, Erbsen, Linsen und Angurien; sie essen viele Fische, von denen manche schon in Fäulung übergegangen sind. Knoblauch brauchen sie eben so,

wie

wie die Alten, viel, und von ihnen lernten die Israeliten dessen Gebrauch, und bauten ihn häufig zu Askalon in Palästina, wovon denn die Schallotten Ascalonia heisen; ferner genießen sie vielen Käse; rohes Gemüse; saure Milch; Honig und Most. Unter der ärmern Classe der Menschen sind die Nahrungsmittel äusserst schlecht; daher kann man nirgends, nach Volneys Aussage, ungestaltetere Kinder, als zu Kairo sehen; bey diesen sind die Augen hohl; das Gesicht ist geschwollen; die äussern Theile sind abgezehrt; die Haut gelb, und sie sehen einem Todtengerippe ganz ähnlich. — Gleichwohl hält man alles dieses für Folgen der Hexerey, und anstatt Medizin zu gebrauchen, behängt man die Kinder mit einem Talisman, welcher entweder aus einem Stücke rothen Zeug, oder aus einer Schnur von Corallen, oder grünem Glase gemacht ist, und das übers Gesicht herhängt, damit man den Blick des Neiders, wie sie sagen, damit bezwingen könne. — Ihre Kleidungen sind keinesweges dem Clima angemessen; sie tragen Rauchwerk, und mancher begnügt sich nicht einmal mit einem Pelze. — Auch den Kopf halten sie nicht warm; sondern heiß. — Zwey Stücke machen ihnen diese Decken, unter welchen ein anderer ersticken würde, erträglich: — der Müßiggang nemlich, und die Einrichtung ihrer Häuser. — Sie scheuen nemlich die Arbeit, und bringen einen großen Theil ihrer Zeit in

Un-

Unthätigkeit zu. — Da zweytens ihre Häuser, nach Alpinus Beschreibung, mit grossen Röhren versehen sind; so wird dadurch die Luft nicht allein in den Wohnungen gereiniget, sondern auch abgekühlet. — Ihre Trägheit und die Hitze des Clima's führen sie sehr zu allerhand Ausschweifungen und Lüderlichkeiten. — Um ihren Gelüsten noch mehr Sporn zu geben, vermischen sie den Ambra mit ihrem Sorbet. — Ihre Bäder sind aber so beschaffen, daß sie beydes, so wohl Faulheit als Lüderlichkeit befördern. — Diese vermehren auch sehr die Schlaffheit ihrer Fasern, welches nicht allein bey dem weiblichen, sondern auch männlichen Geschlechte bemerkt wird: — es erfolgt hierauf eine Neigung zum Fettwerden, worin aber auch die egyptischen Weiber die Schönheit fast allein setzen. Eine Badepartie gilt ihnen das, was uns eine Tanz- oder Spielgesellschaft ist — Da siehet man sie täglich, nicht einzeln, sondern in ganzen Gesellschaften, Stundenlang im Bade verweilen, die Zeit mit Essen, Trinken, und oft lüderlichen Gesprächen zubringen. — Haben sie zugleich die Absicht, welches gemeiniglich der Fall ist, fett zu werden; so essen sie zugleich im Bade sehr fette und kräftige Hünerbrühen: — ein Weib isset wohl die Suppe eines ganzen Huhns, und frisset das Fleisch obendrein auf. — Mandeln, Pistacien und Sesamöl werden auch deshalb genossen. Will es dennoch mit

der

der Fettigkeit nicht recht fort; so trinkt man ein Decoct aus Chinawurzel, und man läßt sich im Bade wohl zwey bis drey Clystiere, zu denen Bärenfett gesetzt wird, beybringen. Ihr Bemühen ist auch selten fruchtlos, und viele verschaffen sich dadurch eine ausserordentliche Corpulenz. Man sahe schon zu Juvenals Zeiten Weiber, deren Busen dicker als ein Kind war: in Meroe, sagt er, quis miratur, crasso majorem infante mamillam? In Egypten hat man so gar Weiber, die darin Unterricht geben, und zu denen sich die wenden, denen diese Schönheit noch fehlt. — Auch setzen die Egyptier das Bad als Reinigungs- Vorbauungs- und stärkendes Mittel an, besonders nach einer vollbrachten Reise, die in diesem Lande nicht ohne viele Beschwerde, und nicht ohne vielen Staub, womit die Haut verunreiniget wird, geschehen kann, begeben sie sich ins Bad und lassen sich darnach den Körper stark reiben. Die Art zu reiben ist dreyfach; das gelinde; das stärkere; das stärkste. Das letztere geschiehet mit einem aus Ziegenhaar bereiteten Tuch; der Körper wird dabey stark gezogen, gezerrt und geknätet. Zuletzt seift man ihn ein und wäscht ihn ab. — Alle Reisende, bis auf Volney, der davon ein Zittern in den Beinen bekam, rühmen einstimmig die durch ein Bad, und durch jene Behandlung, erhaltene Stärkung, nach einer Reise. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinisches

Rathgeber.

Fünf und vierzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 5ten November 1796.

Frankfurt am Mayn.

Entwurf einer einfachern Arzneykunst oder Erläuterung u. Bestätigung der Brownischen Arzneylehre von Melchior Adam Weikard. Zweyte vermehrte und verbesserte Ausgabe. 389 S. gr. 8°. in der Andreäischen Buchhandlung 1797.

Bey der ersten Ausgabe dieses Entwurfs theilte der Herr Verf. mit aufrichtigem Herzen die Ursachen mit, welche ihn bewogen hatten, diesen Umriß der Brownischen Lehre herauszugeben. Das lateinische Werk von Brown war zu schwer zu verstehen: man versprach es zu übersetzen, und übersetzte es nicht. Er wollte also eine Uebersicht der neuen Lehre geben, wodurch man noch zur Zeit das Original entbehren konnte. Endlich übernahm er noch selber die verdrießliche Arbeit der Uebersetzung, und da nun die englische Uebersetzung er-

schienen, wo der lateinische Text deutlicher wurde, so wird Herr Weikard in Zukunft noch alles anführen, was dazu dient seine Uebersetzung richtiger und an einigen Stellen deutlicher zu machen, damit jeder Besitzer sichern Gebrauch von seinem Exemplar machen kann.

Was die zweyte Auflage von vorliegendem Werke betrift, so will Rez. blos die eigenen Worte des Hrn. Verf. aus der Vorrede ausheben. Er sagt: „Ich war so freymüthig gewesen, in meiner Vorrede von der Unvollkommenheit der medizinischen Kunst, von ihrem langsamen Fortgange, von dem wenigen Beytrage durch Universitäten, und überhaupt vom Nachtheile der scholastischen Pedanterie offenherzig und mit etwas starker Stimme zu sprechen. Ich gieng gar nicht darauf aus, Fakultäten oder Fakultätsmänner persönlich zu beleidigen. Ich war vielmehr überzeugt daß Fakultätsmänner von Einsicht, eben solche Gesinnungen hegen würden. Allein in welches Wespennest hatte ich hier meine Hand gelegt! Lange ist es nicht geschehen, daß aus allen schmutzigen Winkeln so heftig gegen einen ehrlichen Mann ist geschrieen und geschimpfet worden, als dermal gegen mich. — Vielleicht werde ich die wohlgezogenen Kunstrichter noch einmal in Harnisch bringen, wenn ich hier auf Ehre das aufrichtigste Geständniß ablege, daß ihre violente Tadelsucht, ihr plumpes und ungeschliffenes

Schreyen

Schreyen anfängt mich nun erst wirklich stolz zu machen. Mein Grund hierzu scheint mir der natürlichste. Die Brownische Lehre wird die Oberhand behalten, und muß sie erhalten, weil sie einfacher, richtiger, und der Menschheit nützlicher ist, als alle vorherigen. Das Publikum welches die augenscheinlichen Vortheile einsiehet, wird ihr selber in die Höhe helfen. Wenn nun Brownische Lehre siegt, so wird ja auch das Publikum jenen ehren und segnen, welcher sie zuerst und am nachdrücklichsten auf deutschen Boden zu verpflanzen suchte. Das vernünftigere Publikum wird also den einfachen und ganz richtigen Schluß machen, daß jene gewaltige Animalien seyn müssen, welche so dummdreist gegen diesen Beförderer einer bessern Lehre geschrieen haben. Und solche Schlüsse muß es machen, weil ein vernünftiges Publikum einsehend und gerecht seyn muß. Auf solche Art wird endlich auch das Publikum sich völlig überzeugen, wie leicht es manchmal ist, daß ein Schwachkopf sich als litterarischen Magnaten aufstellt, und wie wenig es am Ende die Probe hält, wenn es um Gründlichkeit, Brauchbarkeit und Nutzbarkeit zu thun ist."

„Meine Angelegenheit war bisher blos, die einfache Brownische Lehre, ohne Einmischung aller Nebenhypothesen und fremder Systeme hinreichend bekannt zu machen, sie faßlich und gründlich vor-

zustellen, und ihren Nutzen auf das Heil der Menschen darzulegen. Ist einmal dieser Grund gelegt, so werden wir uns bemühen auszuwählen, was sich noch weiter aus den Entdeckungen der neuern Chemie, aus gereinigten physiologischen Erforschungen, aus Kantischer Philosophie u. s. w. wird als zuverläßig ausheben, mit der Brownischen Lehre verbinden, und in dieser Verbindung zur Vollkommenheit eines medizinischen wissenschaftlichen Gebäudes anwenden lassen. Vielleicht fängt alsdann die Epoche an, wo feinere Köpfe die heilsame Kunst zu einem glänzenden wissenschaftlichen Systeme ausarbeiten können."

Heilbronn am Neckar und Rotenburg ob der Tauber.

Magazin der verbesserten theoretischen und praktischen Arzneykunst; für Freunde und Feinde der neuen Lehre; herausgegeben von M. A. Weikard. Ersten Bandes erstes Stück, 200 S. gr. 8°. bey Joh. Daniel Claß 1796.

Da manche hier und dort noch im Verborgenen nachforschende einsichtige Anhänger des Brownschen Systems bey Herrn Weikard den Wunsch äußerten,

daß sie einen gewissen Vereinigunkt, wo jeder nach der neuen Lehrart heilender Arzt seine Beobachtungen mittheilen, und auch von jenen anderer Brownianer Theil nehmen könnte, erhalten möchten, und in dieser Absicht von einigen eine gemeinsame periodische Schrift in Vorschlag gebracht wurde, welche den Zweck hätte, theoretische Erörterungen und Zweifel über manche Punkte der neuen Lehre, angestellte und von Ungefähr vorgekommene Versuche und gründliche Beobachtungen, litterarische Nachrichten über die neue Lehre u. s. w. vorzutragen, und andern wißbegierigen Anhängern der Lehre zum Nutzen und zur Prüfung mitzutheilen; — so ist dieses Magazin auf eine ungeschminkte Art zu Stande gekommen.

Jeder Band wird aus vier Stücken bestehen, deren jedes ungefähr zwölf Bogen enthalten wird, Herr Weikard hofft, daß auf diesem Wege die Brownische Lehre am besten könne geprüfet, und in ihr ganzes Licht gesetzt werden. Uebrigens wird man es sich noch angelegen seyn lassen, Aerzte welche keine Anhänger des Brownischen Systems sind, auch durch gründliche und unpartheyliche Beobachtungen und Abhandlungen, so viel es sich ohne Heucheley wird thun lassen, zu befriedigen.

In diesem Stück kommen folgende Abhandlungen vor. Uebersicht der ältern Methode zu heilen. Von D. Johann Brown. Der Verf.

zieht das Resultat: daß die medizinische Praktik bis auf diese Stunde nichts als nachahmend war, daß man sie als auf Thatsachen gebauet, angegeben, ohne zu wissen warum? Hieraus rühret es, daß die Ausübung der heilsamen Kunst bey systematischen Aerzten, gar nicht in bessern Händen ist, als in Empirischen. Vielmehr kann der unternehmende Geist des Empirismus manchmal sich besser zu einer glücklichen Heilart passen, als jene, welche von der systematischen Praktik angegeben wird: und zwar dieses um desto leichter, in so ferne die empirische Unwissenheit sich nicht weiter in der Lehre ihrer Nebenbuhlerinn der Dogmatik verieren kann. Denn gleichwie die Praktik der verschiedenen dogmatischen Sekten, genau könnte mit der in allen Punkten der Circumferenz gleichen Entfernung vom Mittelpunkt verglichen werden: so ergiebt sich auch, daß, wenn wir kaum die gewöhnliche Heilart der Pocken, der Brustentzündung und noch von zwey oder drey andern Krankheiten wegnehmen, die Empiriker in allem Uebrigen es treffen können, ihre Sache besser zu machen als die Systematiker. Wenn die Profession der Arzneykunst ein erziebiges Gewerb für die Empiriker war, so ist sie es nicht weniger, wiewohl auf eine mehr gedeckte und geziemende Weise, für jene, welche die Kunst systematisch üben. Gelehrtheit und Aufrichtigkeit sind nur die Gaben eines geringen Theils dieser Aerzte gewesen, ohne

daß

daß sie mit allem diesem zur Vervollkommnung der Kunst beygetragen hätten. Alle andern übrigen begnügten sich mit einem gewissen Schatten von Gelehrsamkeit, und verloren sich größtentheils in einer Gattung oder einem Zweige des medizinischen Studiums, welcher für ihre Profession wenig Nutzen brachte; sie setzten die feinste Kunst ins Werk, um sich den Ruf der Gelehrtheit zu erwerben, und widersetzten sich immer allem Emporkommen der Wissenschaft, da sie nützliche Entdeckungen verfolgeten, und also unter der Maske einer falschen Großmüthigkeit eine äußerste Kleingeistigkeit bezeigten — sie machen nur Lärm von jenen Zweigen der Wissenschaft, in welchen sie behaupten am geübtesten zu seyn; und verachten jede andere Kenntnisse, deren sie sich beraubet fühlen.

(Es ist wirklich zu bedauern, daß wir bey Einführung des Brownischen Systems wiederum auf den unseeligen Streitpunkt und Sektenhaß zwischen Empiriker und Dogmatiker zurückgeführt werden, wodurch in alten Zeiten viel Unheil gestiftet worden, und vor jetzo der Kunst gewiß kein Vortheil verschafft werden wird. Durch diese Zänkerey werden Vernunft und Erfahrung, die beiden Grundstützen der Medizin von einander getrennet, da man doch einsehen sollte, daß sowohl wahre Theorieen, als wahre Erfahrungen, nie in Irrthum stürzen; und daß wir sowohl solchen Männern un-

endlichen Dank schuldig sind; welche uns wahre Lehrgebäude, Entdeckungen in der Anatomie des menschlichen Körpers, durch Leichenöffnungen Schlüsse auf die Ursachen der Krankheit u. s. w. liefern, als solche die praktische Erfahrungen anführen.— Man hätte einsehen sollen, daß falsche Beobachtungen und Erfahrungen, besonders wenn sie aus Vorliebe zu einer noch unreiferen Theorie aufgestellt werden, weit schädlicher für die Arzneykunst sind, als falsche Theorien. So lange die Systematiker ihre Vernunftschlüsse über die Krankheiten auf die Natur, und nicht wie die ältern Dogmatiker auf willkührliche Sätze bauen, so lange begehen sie keinen Fehler. Uebrigens ist Empirie keineswegs die einzige Grundstütze der Medizin. Unser Leben ist zu kurz, der Umfang der Arzneykunst ist zu groß, alles zu sehen und zu erfahren ist unmöglich, und also müssen wir uns nothwendig mit den Methoden anderer in Beobachten und in Erfahren bekannt, und uns selbst diese Methoden durch eine geschickte Nachahmung eigen machen, überzeuget daß man niemals ein Origi al wird, wenn man es zu geschwind seyn will.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Auszug

Außerordentliche Krankheiten.

Fortsezzung.

Der Bürgermeister zu Alais in Languedoc, mit Namen Mandajor, berichtete einen ähnlichen Fall an die königliche Akademie der Wissenschaften. Ein Tanzmeister in dieser Stadt fiel 1708 zu Anfange der Fasten, da er beym Carneval zu viel getanzt hatte, in ein heftiges Fieber, und am vierten oder fünften Tage in eine Schlafsucht, woraus er erst nach langer Zeit wieder zu sich kam. Er verfiel hierauf in eine stille Wuth, während welcher er beständig aus dem Bette zu springen versuchte, und denjenigen, welche ihn daran verhinderten, nebst allen andern gegegenwärtigen Personen, mit dem Kopfe und mit Minen drohete. Er weigerte sich, ohne jedoch zu reden, hartnäckig alle dargebothene Arzneyen zu nehmen. Mandajor sahe ihn in diesem Zustande, und kam auf den Gedanken, ob vielleicht die Musik im Stande wäre, die zerrüttete Einbildungskraft dieses Mannes in etwas wieder herzustellen; er schlug dies dem Arzte vor, welcher zwar diesen Gedanken nicht verwarf, doch aber fürchtete, man würde die Ausübung lächerlich finden, und zwar um so mehr, wenn der Kranke bey Anwendung eines solchen Mittels sterben sollte. Ein Freund des Kranken, welcher weniger Bedenklichkeiten dabey hatte, und die Violine spielen konnte,

spielte

spielte ihm die bekanntesten Melodien vor. Man erklärte ihn deswegen für höchst thörig, und machte ihm Vorwürfe, als der Kranke, wie ein angenehm überraschter Mensch, sich in die Höhe richtete. Seine Aerme suchten die Bewegungen der Musik auszudrücken, weil man sie ihm aber mit Gewalt hielt, so konnte er blos mit dem Kopfe das Vergnügen, welches er empfand, bezeichnen, und diejenigen, welche seine Aerme hielten, empfanden nach und nach die Wirkungen der Musik, und ließen ihn, so wie sie sahen, daß seine Raserey nachgelassen hatte, frey. Nach einer Stunde fiel der Kranke in einen Schlaf, und während desselben entschied sich die Krankheit aufs beste.

Diese Beyspiele sind nicht die einzigen, welche den Einfluß der Musik auf das Nervensistem der Menschen, und die guten Wirkungen, welche man davon bey sehr vielen Umständen haben kann, bestätigen. Man hat diese sonderbare Kraft der Musik von jeher anerkannt.

Am acht und zwanzigsten des Weinmonats 1779 schrieb man von Siena, daß ein Frauenzimmer an schrecklichen Zuckungen litte, welche keinem Arzneymittel weichen wollten. Der letzte Anfall, welchen sie davon hatte, war fürchterlich, sie stellten sich des Morgens viermal und des Abends dreymal ein; und auf ein erschreckliches Geheul folgte ein unmäßiges Lachen; bisweilen fiel sie in eine solche Wuth,

daß

daß man für ihre Gesundheit besorgt war. Andere male konnte sie kaum Othem holen und reden; der Schall der Glocken machte sie wüthend. Alle gebrauchte Arzneymittel waren vergeblich, bis endlich ihr Arzt darauf fiel, bey ihr die Wirkungen der Musik zu versuchen. Er hatte das Glück, durch die sanften melodischen Töne auf einmal ihre Sinne wieder zu beruhigen. Einige Concerte stellten die Kranke vollkommen wieder her. Besonders wunderte sie sich darüber, daß, ohngeachtet ihrer Unwissenheit in der Musik, doch der geringste Mißlaut sie ausserordentlich angriff.

Man findet im dritten Buche der Vorlesungen des Ludwig Guyon folgende Erzählung von einer sehr kränklichen Frau, welche wider ihre Krankheiten niemals ein anderes Mittel brauchen wollte, als den Schall einer Trommel und Flöte; sie war einmal mit dem Podagra behaftet, und hatte einen Menschen, welcher sich auf beyde Instrumente verstand, daß er sich vor ihr hören lassen möchte. Er that dieses mit einer solchen Anstrengung, daß die Kranke ohne Empfindung und othemlos zur Erde fiel. Als sie sich aus ihrer Ohnmacht wieder erhohlt, hatte, so beklagte sie sich über heftige Schmerzen. Der Musikus, welcher wieder neue Kräfte gesammlet hatte, fieng wieder an zu spielen, und bewirkte dadurch so viel, daß die Kranke kurz darauf von ihren Schmerzen befreyet, und vollkommen wieder hergestellt wurde.

Wenn

Wenn die Musik oft Krankheiten geschwächt und völlig gehoben hat, so hat sie doch auch oft ganz entgegengesetzte Wirkungen gethan. Managetta, der Leibarzt von drey Kaisern, versichert, daß ein ihm sehr wohl bekannter Mann von Ansehen eine solche Abneigung vor der Musik hatte, daß ihm, so oft er den Ton einer Leyer, welches Instrument unter seinen Landsleuten sehr gewöhnlich war, hörte, der Harn wider Willen abfloß.

Scaliger erzählt einen ähnlichen Fall von einem Edelmann aus Gascogne, der, so bald er eine Laute hörte, den Harn nicht halten konnte.

Heinrich Heer redet in seinen Beobachtungen von einem Mädchen aus Namur, welches ohnmächtig werden wollte, so oft es lauten hörte.

Wenn die Musik auf eine so sonderbare und verschiedene Weise auf den menschlichen Körper wirkt, so äussert sie die nämlichen Wirkungen auch auf die Seele. Man findet in der Geschichte, daß Terpander durch dieselbe einen Aufruhr in Sparta stillte; daß David durch die Töne seiner Harfe den wüthenden Saul beruhigte, und daß der Flötenspieler Timotheus den Alexander wüthend, und nachher wieder ruhig machte. Cranz versichert, einen Tonkünstler gekannt zu haben, der sich seines Instruments mit einer solchen Kunst bediente, daß er in seinen Zuhörern nach der Freude Traurigkeit, und nach der Traurigkeit Unwillen, nach dem Unwillen heftigen Zorn nach und nach erweckte.

erweckte. Es ist allgemein bekannt, daß sie sogar Streitenden und Thieren Muth einflößt. Ich könnte verschiedene Beyspiele anführen, wodurch ich diese Behauptung zu bestätigen im Stande wäre; allein ich will mich nicht länger von meinem Hauptgegenstande entfernen. Ich komme daher wieder auf die ausserordentlichen Mittel zurück, welche man bisweilen mit einem glücklichen Erfolge wider Krankheiten gebraucht, welche den gewöhnlichen Heilmitteln nicht weichen wollten.

Folgende sonderbare Geschichte wurde im Jahre 1760 öffentlich bekannt gemacht. Ein Schuster von acht und zwanzig Jahren, und einem melancholischen Temperamente, wurde von der üblen Aufführung seiner Schwester und einigen seinem Vater zugestossenen Unglücksfällen dergestalt betrübt, daß er in eine ausserordentliche Schwermuth fiel. Er wurde unaufhörlich durch seine traurigen Gedanken gequält, verlor alle Lust zur Arbeit, und beobachtete oft ein hartnäckiges Stillschweigen. Man hielt ihn für wahnsinnig, und übergab ihn einigen Charlatanen, welche ihn zu heilen versprachen. Die von denselben angewendeten Mitteln schafften keine Erleichterung, die Krankheit nahm von Tage zu Tage zu, und der Körper ward ausserordentlich mager; seine Freunde ließen ihn in das Krankenhaus zu Berlin bringen. Hier befand er sich in einem sehr sonderbaren Zustande, er redete nicht, schlug die

Augen

Augen nieder, und blieb in seinem Bette, ohne einige Bewegung zu machen, sein Puls war langsam und schwach, er hungerte und durstete nicht, unterdessen nahm er Nahrungsmittel zu sich, wenn man sie ihm anboth, allein zween oder drey Tage würden vergangen seyn, ohne daß er das geringste verlangt hätte. Man drobete ihm, man schlug und stach ihn, aber man verursachte ihm dadurch kaum eine geringe schmerzhafte Empfindung; er widerstand mit einer völligen Unempfindlichkeit allen Mitteln, welche man gewöhnlicher Weise anwendet, um die Empfindung rege zu machen. Zwey Jahre lang befand er sich in diesem Zustande; während dieser Zeit wendete der Arzt des Krankenhauses, Herr Muzel, vergeblich alle Arten Mitteln an. Auf fünf und zwanzig Gran von dem Brechweinsteine brach er sich nur ein einziges mal. Alle äusserlich angewendeten reizenden Mittel und die Blasenpflaster waren ohne Wirkung; wenn man ihn in eiskaltes Wasser tauchte, und darinnen so lange hielt, bis er ersticken wollte, so zeigte er alsdenn einige Empfindlichkeit. Wenn man ihm kaltes Wasser auf den Kopf tröpfeln ließ, oder denselben mit Eis bedeckte, so hatte er nur eine sehr geringe Empfindung davon, er seufzete blos einigemal, und fiel, so bald man damit aufhörte, wieder in seine Empfindungslosigkeit zurück. Muzel glaubte, daß man sich eines Mittels bedienen müsse, wodurch

eine

eine heftige Bewegung in den festen und flüßigen Theilen des Körpers zu gleicher Zeit erregt werden könnte. Dieses Mittel schien er in der Krätze zu finden. Er machte daher in die Aerme und Schenkel Einschnitte, und legte krätzige Materie hinein; er bedeckte diese Wunde mit einem schicklichen Verbande. Bey der Operation zeigte der Kranke nicht die geringste Empfindung. Zween Tage nachher ward der Puls etwas stärker, am dritten fand sich Fieber ein, welches die drey folgenden Tage sehr heftig wurde. Der Kranke wurde nunmehr unruhig, seufzete oft, das Othemholen wurde am siebenten und achten Tage beschwerlich, die Hitze ließ nach, und über den ganzen Körper zeigte sich ein schwacher Schweiß; es kamen rothe Blattern auf der Haut zum Vorschein. Am neunten Tage wurde der Kranke seiner Sprache und Vernunft wieder mächtig, er antwortete auf die vorgelegten Fragen passend, versicherte, daß er von dem, was ihm seit seinem Aufenthalte im Krankenhause begegnet wäre, nichts wisse, und daß er sein Gedächtniß nicht eher, als mit seiner Sprache wieder bekommen habe. Einige Tage nachher wurde das Fieber schwächer, und die Blattern trockneten nach und nach ab. Man suchte nun die Kräfte des Kranken dadurch, daß man ihm nach und nach mehrere Nahrungsmittel gab, wieder herzustellen. Er verließ endlich drey Wochen nach der Einimpfung das Krankenhaus.

Wenn

Wenn die Einimpfung der Krätze bey dem Wahnsinne ein sehr ausserordentliches Heilmittel zu seyn scheint, so wird man dies mit noch mehrerm Rechte von einem Degenstiche glauben, wodurch eine hartnäckige Ruhr glücklich geheilt worden ist. Doch ist dies wohl mehr für eine sonderbare Wirkung des Zufalls zu halten, worauf die Kunst nichts rechnen kann; und es würde gewiß dem größten praktischen Aerzte nicht eingefallen seyn, ein solches Mittel wider diese Krankheit zu brauchen. Der Fall ist folgender.

Ein Portugiese und Einwohner in Macao, Johann Favacho, war in einem Alter von fünf und dreyßig Jahren schon drey Jahre lang mit einem ruhrartigen Durchfalle beschwert, wodurch er täglich mehr als fünf und zwanzig mal zu Stuhle zu gehen genöthiget wurde. Kein Mittel war im Stande, denselben zu stillen. Er schlug sich, und wurde in die rechte Weiche zween Querfinger über dem Nabel mit einem Degen verwundet. Der Stich drang in den Unterleib, es stellte sich sogleich ein heftiges Fieber ein, er bekam Schlucken, Erbrechen, Durst, beschwerliches Athemholen, und alle andere bey gefährlichen Verwundungen gewöhnliche Zufälle. Man behandelte ihn kunstmäßig, hob die Zufälle, und heilte die Wunde binnen drey ßig Tagen. Seit dieser Zeit hörte der Durchfall ohne ein anderes dagegen gebrauchtes Mittel von selbst auf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer

Rathgeber.

Sechs und vierzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 12ten November 1796.

Heilbronn am Neckar und Rotenburg ob der Tauber.

Magazin der verbesserten theoretischen und praktischen Arzneykunst; für Freunde und Feinde der neuen Lehre; herausgegeben von M. A. Weikard. Ersten Bandes erstes Stück, 200 S. gr. 8°. bey Joh. Daniel Claß 1796.

Fortsezzung.

Etwas aus John Franks Beobachtungen über das thierische Leben und den Scheintod in Bezug auf Brownische Lehre. Ich hebe folgendes aus: „Die medizinische Lehre von Brown ist leicht zu fassen, aber ihre praktische Anwendung beruhet auf solcher Theorie, welche die größte Aufmerksamkeit erfordert. Sie lehret uns, wie wir von einem vernünftigen Grundsatz geleitet die Krankheiten kuriren sollen, und macht uns vorsichtig nicht Arz-

neyen über die Gebühr anzuwenden, damit unsere Absichten nicht vereitelt werden. Wenn wir uns am Bette des Patienten befinden, und Aufmerksamkeit auf jeden Umstand gewendet haben, welcher Bezug auf die Krankheit hat, so bleiben uns noch drey Dinge übrig, worüber wir uns selber befragen müssen, nämlich: Ist die Krankheit örtlich oder allgemein? Ist sie sthenisch oder asthenisch? Auf welcher Stufe stehet sie? Um diese Punkte zu bestimmen, wird in vielen Fällen die größte Feinheit der Beurtheilung, auch bey den geschicktesten Männern erfordert. (Eben aus diesem Grunde glaubt Rez. daß das Brownische System in den Händen der gemeinen Praktiker vieles Unglück anrichten würde und daß es keineswegs dazu geeignet seye, die Ausübung der Medizin auf eine leichte Art darzustellen. Freylich auf gut empirisch bald sthenische, bald asthenische Mittel anwenden, das ist sehr leicht, aber auch erbärmlich. Hingegen im wahren Sinne Brownianer seyn, und den ganzen Zusammenhang dieses metaphysischen Systems einsehen, und diese abstrakten Grundsätze auf Krankheiten an wenden wollen ist äußerst schwer.)

Doktor Brown hat uns gelehret, wie man sich nach Verhältniß der Umstände bey der Ueberfahrt zwischen Scylla und Charybedis leiten soll: wenn wir nun das unserer Obsorge anvertraute Schiff in Gefahr setzen, so ist es die Schuld des Doktors

nicht

nicht. Soll sie also immer auf unserer Seite seyn? Ich werde ein oder das andere Beispiel vorbringen, welche dazu dienen sollen, uns zu beweisen, daß es bisweilen unsere Schuld ist. Wir wollen setzen, daß wir im Falle eines Typhus (Nervenfieber) gerufen werden. Wir wissen daß wir Reizmittel reichen müssen, und zwar nach Verhältniß, wie es nothwendig ist, um sich der Schwäche zu widersetzen. Soll aber die Heilart hier keine Aufmerksamkeit erfordern! Dürfen wir dreymal mehr Weine und Opium geben als nöthig ist? Wenn wir dieses thun, so würden wir eben so klug handeln, als ein Müller, welcher, da er zur Zeit des Sturmes Segel zusetzet, die äußere Kraft, welche seiner Mühle die Bewegung giebt, nöthigen würde, die Mühle selber zu Grunde zu richten." (Der praktische Arzt von Kopf weis schon, daß Reizmittel allein nichts bey jedem Nervenfieber die Kur ausrichten, er weis, daß man sich nach den vorhandenen Anzeigen richten, und den ganzen Zustand des Kranken erwägen müsse, daß man dadurch auf die passendste Heilmethode geleitet werde, die sich nicht immer auf die gleichen Regeln gründet, und nach Verschiedenheit der Umstände, verschiedene Veränderungen bedarf. Ueberhaupt ist zu merken, daß sich hier gar keine bestimmte Regel festsetzen läßt, so daß selbst unter einerley Umständen nicht immer einerley Mittel bekommen, und daß oft die

passendsten Mittel die widersprechendsten Wirkungen haben, und daher wenige oder keine Mittel nicht selten die beßten sind. Der nicht nach einer regellosen Empirie, sondern nach Gründen handelnde Arzt, befolget die auf reiche Erfahrung gegründete Regel, welche Stoll gegeben hat Aphoris. 715. „Igitur cito et efficaciter medendum: remediorum princeps est ipsius febris curatio apta. Ceterum prosunt virosa, blanda narcortica, exhilarantia, tonica, castoreum, moschus, camphora, cortex peruvianus, valeriana silvestris, opium prudenter exhibitum, *si ea simul poscat aut admittat natura febris.* Gab doch Herr Weikard selbst in der Epidemie von 1778 die er in dem zweyten Stück seiner mediz. Schrift so schön beschreibt, mit Nutzen Brechmittel?)

„Lasset uns weiter setzen, daß wir im Falle einer Enteritis (Darmentzündung) gerufen werden. Wir finden keine Nothwendigkeit Blut abzuzapfen, da sich im Patienten keine Erregung findet, welche eine Verminderung bedarf; vielmehr haben wir aus dem Stande der Arterien und des Herzens, wie es uns der Puls beweißet, Anzeigen der Schwäche. Unterdessen da uns die hinreichende Einsicht in der Lehre fehlet, so richten wir unsere Hülfsmittel nach Anschein der Zufälle, und reichen vor der Zeit die heftigsten Reizmittel in Absicht die Schwäche zu benehmen und den Schmerz zu entfernen,

fernen, und wir vergessen, daß die Entzündung örtlich ist, und von gewissen schädlichen Kräften abhanget, welche örtlich die Krankheit verursachen, und daß sublata Causa tollitur effectus." (Nach der alten Lehre wird dieses dem angehenden Praktiker viel deutlicher und anschauender auseinander gesetzt, und weit mehr Kautelen angegeben, wodurch man die einen Schiffbruch drohenden Klippen vermeiden kann. Wo ein umschweifender oder aber auch festsitzender heftiger Schmerz in dem Unterleib vorhanden, und der Unterleib bey der geringsten Berührung sehr empfindlich ist, da schließen wir auf eine wahre Darmentzündung, und da ist Aderlassen das Hauptmittel: „*Verum* dein atque idio pathicam *Enteritidem*, licet pulsus, ob doloris, spasmique univers alie rationes, contracti, parvi, ac debiles — licet virium prostratio non parva subesse appareant — donec arteriae insurgant repetita verae sectione percurari oportet" sagt der erste Arzt unserer Zeit der berühmte Frank. Oftmals aber bemerkt man keine Hitze, kein Brechen, zuweilen keinen Schmerz wenn der Leib in Ruhe ist. Aber bey starkem Anfühlen, bey etwas lebhaftern Erschütterungen des Körpers, durch Husten, Lachen, Niesen u. s. w. giebt der Kranke doch einen gewissen Schmerz an einer oder mehrern Stellen im Leibe allermeistens zu erkennen. Selbst Verwirrte äußern durch eine

zuckung im Gesicht ein schmerzhaftes Gefühl, bey etwas starken Betastungen des Unterleibs. Hier muß man eine ganz andere Behandlung einschlagen, und keineswegs auf den örtlichen Zufall Rücksicht nehmen, sondern den ganzen Kranken ins Auge fassen. Je schlaffer, gelähmter und abgespannter der ganze Zustand ist, je weniger wahre Kraft, Reizbarkeit ung Spannung der Puls, der dunkle, taube Schmerz, die individuelle Konstitution des Kranken verursacht, desto sicherer wird man zu allen denen Mitteln greifen, wodurch man unter möglichster Wegräumung der gröbern oder feinern Ursachen, die Energie der festen Theile beleben, Erschlaffung heben, und den Säften mehr Consistenz geben kann — besonders muß man nie die Art und Natur des widernatürlichen Reizes aus den Augen verlieren.)

Schreiben von Doktor Nacini an Herrn Doktor Buccio in Bezug auf das medizinische System von Brown. Der Verf. führet ein Beyspiel eines Kranken an, der mit heftigem Hüftweh geplagt war, und bey welchem die gewöhnliche Mittel, als Aderlassen, Purgiren, schweistreibende Mittel, und eine strenge Diät vergeblich waren angewandt worden. Der Verf. schlug nunmehr die stärkende Heilart ein, verordnete, daß beständig zweymal im Tage die leidenden Theile sollten mit Kampferspiritus gewaschen werden. Nachher sollten

die

die nemlichen Theile mit einer flüchtigen Salbe aus Leinöl und Alcalifluor gerieben, und mit gewärmtem Flanell bedeckt werden. Er verschrieb dreymal im Tage einen halben Gran Kermes mineralis, und eben so viel Opium, worauf ein Quentchen Antimonialwein in einem starken Absud von Wachholderholz oder China verdünnet genommen wurde. Das gewöhnliche Getränke sollte Wasser mit Weingeist, oder Rosolio, oder Cyperwein, oder purer guter Landwein seyn. Die Speise sollte kräftig seyn, und aus gutem Fleische bestehen, aus Vögeln, Tauben, nahrhaften Suppen, welche immer durch etwas Gewürz verstärket sind, alles was schwächen könnte sollte vermieden werden. Der Patient befolgte nicht allein dieses, sondern da er nun von allem dem vortheilhaft überzeugt war, was ihn wärmen konnte, so nahm er bald seinen Kaffee mit Brandewein, bald nahm er puren Brandewein in beträchtlichen Gaben. In fünf und vierzig Tagen verzehrete er fünfzig Pfund Cyperwein, und eben so viel Brandewein, wovon die Hälfte äußerlich verwendet wurde, außer dem puren Wein, den er viel mehr verachtete. Gleichwohl kam er durch Mißbrauch dieser starken Getränke, und des puren Weins, wovon er beynahe die Menge von zehen Pfunden bey Tische gebrauchte, nicht so weit in dem Laufe seiner Krankheit, daß er betrunken würde. Die Schmerzen fiengen schon seit der

ersten Woche an, sich zu lindern, und waren in einer Zeitfrist von 45 Tagen ganz gewichen. Er minderte daher nach und nach die Menge der Reizmittel, und kam endlich so weit, daß er sie ganz aufgab, und sich bloß an eine ordentliche und nahrhafte Lebensart hielt. (Außer dem Wein und Brandewein sind alle gebrauchte Mittel, schon längstens von berühmten Aerzten empfohlen worden, und ist also nichts neues in dieser Methode abzusehen. Rez. gebrauchte schon in ähnlichen Fällen längstens vor Erscheinung des Brownischen Systems, das Downsche Pulver, Huxhams Antimonialwein, mit Sydenhams flüssigem Laudanum versetzt, und äußerlich eine Salbe von Oel, flüssigem Salmiakgeist und Laudanum.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Von Egypten, und zwar meist von Nieder-Egypten. (Fortsetzung.)

Ich habe schon oben gesagt, daß nicht alle Bäder als ein Gegenstand des Luxus anzusehen sind; sondern daß sie auch als Vorbauungsmittel gebraucht würden. Alpinus sagt: wer eine Krankheit befürchtet und gern schwitzen will, begiebt sich in ein Bad: — monatlich pflegen auch die Egyptier im Bade ein Vomitiv, welches aus vielem warmen Wasser bestehet,

stehet, in dem sie Süßholz und Fenchelsaamen gethan haben, zu nehmen, und sie versichern, daß auf diese Weise das Brechen sehr leicht von Statten gehe, welches auch zu glauben ist, da durch die Wärme des Badewassers alle Theile in Schlaffheit erhalten werden. Der berühmte Biernstiel setzte einmal einen mit einem eingeklemmten Bruche behafteten Patienten in ein warmes Bad und ließ ihm die Ader öffnen, worauf der Bruch glücklich zurück trat. Irgendwo habe ich gelesen, daß eine schwere Geburt dadurch glücklich und geschwind beendiget worden, daß man die Kreissende in ein warmes Bad gesetzt, und ihr englisches Salz zum Laxiren eingegeben. — Endlich so finden die Bäder in Egypten auch als Hülfsmittel, in verschiedenen Krankheiten, ihre Stelle, wie unten vorkommen wird.

Man sollte, wenn man diese Beschreibung der Bäder lieset, dafür halten, daß die Egyptier große Freunde der Reinlichkeit wären. Allein dieß stehet man, wenigstens in Cairo, nicht. Dieser Ort ist vielmehr sehr widrig, ob er gleich in einer angenehmen Gegend liegt, und es verbreitet sich durch alle Straßen, die dazu nicht gepflastert sind, der stinkendste Geruch, der von den Schindangern, verfaulten Aesern und Gräbern kömmt, die sich in der Nähe der Stadt befinden. Dazu kömmt das Gedränge von Menschen, von Eseln, von Hunden und Kameelen; die unzählbaren Geyer, die über allen

Häu-

Häusern schweben, und mit ihrem Klagegeschrey die Ohren betäuben, so wie die ersten die Luft mit feinem Sand und Staub anfüllen. —

Von allen Geschöpfen stehen sich Hunde und Geyer in Cairo am besten. Denn ausser daß sie an dem umgefallenen oder hingeworfenen Luder vor der Stadt volles Futter haben; so bezeugt man in Cairo dadurch Andacht und Mitleiden, daß man diesen Creaturen Vermächtnisse aussetzt, und sie auf Kosten des Erblassers füttern läßt. — Besser wäre es freylich, daß man ihnen Wasser zum Trinken gäbe, weil es daran oft sehr gebricht. Dies geschiehet aber nicht, und dennoch hört man hier nichts vom Tollwerden der Hunde. Hierbey muß aber doch bemerkt werden, daß Cairo nicht eine so trockne Luft, als viele andere Oerter Egyptens habe: denn hier rostet das Eisen in kurzer Zeit. —

Kommen wir auf die Leibesbeschaffenheit der Egyptier, so scheinet das phlegmatisch-melancholische Temperament die Oberhand bey ihnen zu haben. — Das erste wird durch ihre Lebensart, durch Müßiggang, durch vieles Baden und dergleichen bewürkt, und giebt sich durch ihre Trägheit und Fertigkeit zu erkennen. Man findet, sagt Alpinus, zu Cairo fette Mannspersonen, deren Brüste so dick und groß, als einer säugenden Frau sind. Was das zweyte anbetrift; so beschreibt Ammianus Marcellinus solches mit folgenden

Wor-

Worten: Homines aegyptii plerique ſubfuſculi ſunt et atrati, magisque moeſtiores gracilenti et aridi, ad ſingulos motus excandeſcentes.

Auch beſchreibt Alpinus die egyptiſchen Melancholikos folgendermaſſen: ſie ſehen, ſagt er, ſchwarz und unflätig aus, und ihr Körper iſt gleich einer Mumie trocken. Ihr Gehirn iſt theils durch die übermäßige Sonnenhitze, theils durch ihre wenige Nahrung, theils durch ihr häufiges Wachen gleichſam ausgebrannt. — Dies ſind die Santons oder Mahomedaniſchen Prieſter, das geilſte Geſindel, die in Egypten das ſind, was man von den Fakirs in Aſien erzählt. — Alſo Müßiggang, heiſes Clima, vieles Tabackrauchen, Nachtwachen und dergleichen, bringen dieſe Leute zu allem Unſinn. — Dieſe Leute wohnen aber ſelten in der Nähe des Nils, ſondern halten ſich in den Wüſten auf, wo ſie wegen Waſſermangel am Körper nicht allein austrocknen, ſondern auch gemeiniglich ein angebranntes Gehirn haben. —

Nachdem wir uns bisher mit Egyptens Clima, mit der Lebensart und dem Temperament der Einwohner bekannt gemacht haben: ſo wenden wir uns nunmehr zu den Krankheiten dieſes Landes, nachdem wir nur noch kürzlich den Schädel einer egyptiſchen Mumie, wie ihn uns der berühmte Blumenbach beſchrieben hat, betrachtet haben. Dieſer iſt ſchmal, wie von beyden Seiten zuſammen gedrückt,

drückt, am meisten gegen den Scheidel zu. Die Stirn ist klein und gewölbt; das übrige Gesicht von der Glabella bis zum Kinne ist lang gezogen. Die Arcus supraciliares ragen sehr hervor. Die Augenhöhlen sind weit, und weil das Siebbein schmal ist, nicht weit von einander entfernt. Die Fossa molaris neben dem Foramine infraorbitali ist tief; die untere Kinnbacke ist groß und stark. Die Zähne sind sehr groß, und die Kronen der Schneidezähne sind dick. Das Hinterhaupt ragt weit hinten heraus. Der Gang der Suturae saggittalis ist auffen gefurcht. Die Wurzeln der Zähne, vorzüglich der obern Hundszähne, sind sehr lang. —

Von allen Krankheiten Egyptens ist keine so gar den Alten so bekannt gewesen, als der Aussatz, von welchem Lucrez so gar behauptet, daß er nirgends anders, als in diesem Lande, zu Hause sey. Denn er sagt:

Est Elephas morbus, qui propter flumina Nili
Gignitur Aegypto, in media, neque praterea
vsquam.

Ob sich Lucrez im letzten Umstand geirret habe oder nicht, lasse ich unentschieden; übrigens findet man dennoch seine Aussage heutiges Tages annoch in der Hauptsache bestätiget. Denn nach dem Alpinus findet man hier sowohl die Lepra Arabum, als die Phlegmatia elephantina, ja endlich ist hier die Lepra Graecorum auch nicht selten, und sowohl er,

als

als andere, leiten diese Uebel von dem häufigen Genusse der faulen Fische; vom schlechten nicht gereinigten Nilwasser; von den Erbsen, Linsen, Angurien und überhaupt von der schlechten Nahrung her. Daher ist die Classe der Armen häufiger damit geplagt, als reiche Leute. Um dieser Krankheit vorzubeugen, mußten ehemals die egyptischen Priester eine strenge Lebensordnung führen, und sich aller derjenigen Sachen enthalten, auf die man einigen Verdacht, dieser Krankheit wegen, hatte. Sie tranken kein Nilwasser, sondern Zythum; auch keinen Wein; Fische assen sie so wenig, als gemeines Salz, an dessen Stelle sie Sal gemmae nahmen: Schweinefleisch war ihnen verhaßt, und das gemeine Volk bekam nur zweymal des Jahres dieses Fleisch zu essen; auch verwarfen sie die Pelikans, weil dieser Vogel sich von Fischen nähret: endlich so entsagten sie gänzlich dem Knoblauch und den Bohnen. Selbst das erlaubte Fleisch wurde sorgfältig beschauet, ob es auch irgend einigen Schaden habe. Am liebsten assen sie Gänse- und Taubenfleisch. — Sie führten ferner, wie noch jetzt die Kopten thun, ein 40tägiges Fasten alle Jahre, während dem sie von blossen frischen Kräutern lebten, und sich ihrer Weiber enthielten. Weil aber das gemeine Volk diese Regeln nicht so genau beobachtete; so mußte jeder monatlich ein Laxativ einnehmen; jeder mußte an der Vorhaut beschnitten seyn, und sich des

Schwein-

Schweinfleisches fast gänzlich enthalten; auch assen sie nur selten aussäzige Fische, als Lachsforellen und dergleichen.

Die alten Griechen und Römer achteten alle diese Vorsichtsregeln nicht. — Daher brachten die erstern den Aussaz aus Egypten, nach der Schlacht bey Aktium, nach Griechenland, und da sie glaubten, daß man in dem Vaterlande dieses Uebels auch die besten Heilsmittel dagegen kennen müsse; so liesen sie alexandrinische Judenärzte kommen: diese fiengen aber die Cur mit Brennen an: es ist aber wahrscheinlich, sagt der Herr von Pauw, daß die Priester bessere Mittel müssen gekannt haben, und dies mag wohl das Vipernfleisch gewesen seyn. Denn nach Maillet gebrauchten die alten Priester die Vipern häufig, und nach dem Shaw leben noch heutiges Tages in der Nähe von Cairo an die 40000 Araber von gewissen Schlangen, und diese Araber werden von keinem giftigen Thiere verlezt. — Ueberhaupt erzeigt man den Schlangen nicht allein viele Ehre, sondern es giebt noch jezt daselbst Menschen, die die Schlangen gleichsam bezaubern oder doch unschädlich machen können. Dies laugnet selbst der berühmte Hasselquist nicht, indem er sagt; es giebt noch egyptische Psylli, welche, ohne Furcht, giftige Schlangen und Vipern angreifen; sie wollen aber das Geheimniß, das gewiß über 2000 Jahre alt ist, nicht entdecken. — Doch ich kehre zu meinem

nem Vorsatz wieder zurück, um den Nachtheil der schädlichen Fische zu zeigen. Tournefort merkte auf seiner Reise nach der Levante an, daß die Griechen, die viel Fische assen, häufiger mit dem Aussatze geplagt würden, als die Türken, die mehr Gemüse als Fleisch genießen. Eine zweyte mit dem Aussatze ziemlich nahe verwandte Krankheit, die in Egypten nicht selten ist, ist die weisse Räude (vitiligines.)

Von allen Krankheiten sind aber Augenschäden und so gar Blindheit die gemeinsten Uebel. Volney sagt: unter hundert Personen, die einem in Cairo auf den Straßen begegnen, giebt es gewiß 20 Blinde, 10 Einäugigte, und noch 20 andere, bey denen die Augen entzündet oder in Eiterung sind. Fast ein jeder trägt daher eine Augenbinde Der berühmte Tott setzt die Anzahl der blinden in Cairo an die 4000. Er enträthselt aber auch diesen Umstand am besten, indem er sagt: man müsse sich nicht einbilden, als wären alle diese Blinden zu Cairo zu Hause: man hat hier für Blinde eine eigne Stiftung, und man schickt daher aus dem ganzen Lande Blinde hierhin. — Dennoch bleibt die Anzahl noch groß, und man möchte wohl nach der Ursache neugierig seyn. Folgende Umstände kommen hier zu erwägen vor. — Viele Menschen, wie Tott und Volney versichern, schlafen entweder aus Armuth oder aus andern Ursachen oft des Nachts in freyer

Luft:

Luft: man findet sie des Nachts auf den Straßen; auf Kähnen; auf Terrassen und Altänen nicht selten schlafen. Am häufigsten findet man zweytens die Augenübel an Orten, die der See am nächsten sind; daher die Bauern am Deltafluß am meisten damit geplagt werden. Die mit scharfen Theilen angefüllte Nachtluft und der Thau tragen also gewiß vieles dazu bey. Denn die Beduinen-Araber, die im Lande herum irren, und die Mammelucken leiden selten daran. Da ferner das Uebel häufiger in den Städten, als auf den Dörfern; häufiger unter Armen, als unter Reichen gefunden wird, so bringen auch noch andere Umstände dazu ihren Antheil. In den Städten ist die Luft beständig mit einem feinen Staube angefüllt, welches in dem trocknen Cairo, wo es so selten regnet, und wo die Straßen ungepflastert sind, so stark als irgendwo seyn muß. — Nun rechne man die oben beschriebenen schlechten Nahrungsmittel, und daß man den Kopf beständig mit einer Pelzmütze bedecket, hinzu, so kann der Ursprung des Uebels nicht mehr dunkel seyn. Ohne Zweifel kommen auch noch mehrere Stücke, als z. B. der häufige Genuß des Reisses, wovon unten ein mehreres vorkommen wird; die scharfen Ausdünstungen der Cloaken, der Aeser und die heissen Winde und dergl. in Anschlag. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer

Rathgeber.

Sieben und vierzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 19ten November 1796.

Heilbronn am Neckar und Rotenburg ob der Tauber.

Fortsezzung.

Anzeige des von Doktor Moscati herausgegebenen Werks, über die vieharzneyliche Kenntnisse aus dem Nuovo giornale della piu recente letteratura Medico — chirurgica d'Europa, Vol. X. In Milano 1796. aus dem Italienischen übersetzt von Hrn. Weikard. Moscati bemerkt daß die Nervenfieber einen Ochsen in vier, sechs oder einigen Tagen drüber tödten. Vielleicht geschiehet es, weil die Lebensenergie dieser ungeheuern lebenden Masse das Uebel länger verborgen trägt, da es schon weit vorwärts gekommen ist, bevor es sich durch äußere Zeichen, und durch das Fieber welches bey Ochsen viel schwerer zu erwecken ist, zu erkennen giebt. Die Absonderung der Milch wird während dem Fieber der Seuche nicht unterdrückt, sondern sie dauert mehrmal fort bis zu den letzten Perioden

des Lebens. Die Milch nimmt fast bis auf die letzte keine schädliche Eigenschaft an, welche sie von gesunder Milch unterscheidet. Wenn die Kuh dem Tode ganz nahe ist, wird sie gelblicht, flüssiger, und eines ekelhaften etwas laugenhaften Geschmackes. Bey allem dem ist es gewiß, daß man bey den schrecklichsten Viehseuchen welche mehrmal in diesem Jahrhunderte Italien verwüstet haben, nicht lies, daß Milch oder Käß jemal einigen Schaden angerichtet hätten, welches bey dem zu solchen Zeiten häufig davon gemachten Gebrauche nicht hätte verborgen bleiben können. Ist das Fieber gastrisch, so muß man es mehr als eine örtliche Krankheit betrachten, und die ersten medizinischen Anzeigen sollten dahin gehen, das kranke Eingeweidesystem wieder herzustellen. Es läßt sich dieses im Anfange, bevor viel krankhafter Unrath zur Masse des Kreislaufes abgegangen ist, am füglichsten, nach Brownischen Systeme, durch Reizmittel erfüllen, nemlich durch Gewürze, geistige Getränke, welche die Fortschaffung dieser verdorbenen in dem Darmkanal angehäuften Substanzen dadurch befördern, da sie selbigem seine natürliche Energie wieder verschaffen. Wenigstens lauft man Gefahr, sowohl dem Thiere als dem Menschen durch das Gegentheil zu schaden, und noch sie zu tödten, wenn sie geschwächet werden, entweder daß man durch starke und oft wiederhohlte Purgiermittel

das

das Eingeweidesystem, oder durch Aderlassen das System der Gefäße oder Nerven entkräftet. Anmerkungen vom Uebersetzer. Hr. Weikard versichert, daß er sehr viele Personen, welche bereits die Vorboten von Synochus oder etwa gar Typhus empfanden, in den Zeiten, wo es dergleichen Epidemien gab, dadurch von der befürchteten Krankheit, und den bereits gegenwärtigen Vorboten befreyete, wann er ihnen Brandewein, warmes Wasser mit Brandewein, gewürzhafte Dinge, oder Opium gereichet hatte. Wenn man aber später zu dem Patienten kommt, wo die Krankheit schon Fortschritte gemacht hat, so ist zu vermuthen, daß bey größerer Kränklichkeit des Därmesystems sich mehr Verderbniß in selbigem erzeuget, daß hiervon in die übrige circulirende Säftenmasse eingesogen und dadurch Fieber erzeuget, oder verschlimmert wird. Man soll also von gelinden Brechmitteln, als von Reizmitteln Gebrauch machen. Die Absicht soll seyn, durch sie das Verdorbene fortzuschaffen, und die unterdrückte Kraft des Darmkanals wieder in lebhaftere Thätigkeit zu setzen. Es wäre dieses also eine Mittelstraße zwischen der Brownischen und ältern Praktik. Es ist zu gefährlich, hier erst Beobachtungen anzustellen: doch werden sich manche finden, welche von ungefähr oder aus andern Ursachen vorgefallen sind. Denn wenn man schon durch Vernunft und Wahr-

scheinlichkeit diese Mittelstraße in Vorschlag bringt, so ist es doch noch nicht ausgemacht, ob auch wirklich solche Ausleerungsmittel schlechterdings erforderlich sind, und ob die Krankheit sich nicht noch leichter und geschwinder würde haben heben lassen, wenn gar kein Ausleerungsmittel wäre gegeben worden? Einwürfe gegen das Brownische System von Strambio. Ist keines Auszugs fähig, und muß in dem Journal selbst nachgelesen werden. Wie man unterscheiden soll, ob sthenischer oder asthenischer Zustand die Oberherrschaft hat? von D. W.

Von Egypten, und zwar meist von Nieder-Egypten. (Fortsetzung.)

Auch Brüche sind in Egypten gemein. Pocock sagt: man finde sie am häufigsten bey denen, die in den Moscheen viel singen und schreyen. — Aber die vielen warmen Bäder und der häufige Genuß der öligten Sachen tragen gewiß auch das ihrige hierzu mit bey. — Daher ist unter den Kopten und Griechen, die zwey Drittel des Jahres viel Oel gebrauchen, nach Volney, das Uebel am häufigsten. — In den ersten drey Monaten, wo die heissen Winde wehen, herrscht in Egypten, ausser der Augenentzündung, eine Art Hirnwuth, welche oft, gegen die Behauptung des Galenus, welcher

nie

nie einen Phreniticum vor dem dritten Tag will sterben gesehen haben, in der dritten Stunde schon tödtlich ist. Zu eben der Zeit herrscht auch noch eine Art Cephalitis, die man Demelmuia nennt. Der Zufall fängt sich mit Kopfschmerz, Wachen und einer geringen rosigten Geschwulst am innern Augenwinkel an. Tritt dieser zurück; so entstehet Rasen und der Schlagfluß. Diese Krankheit ist eigentlich aus einer Phrenitis und Lethargus zusammengesetzt. Gallenkrankheiten, Faulfieber und Bauchflüsse sind vom May bis zum September, der bösen Ausdünstungen wegen, nicht selten.

Auch der Bandwurm ist zu Cairo, besonders unter den Juden, die viele süsse Sachen geniessen, gemein. Sie nehmen beym abnehmenden Monde drey Tage nach einander einige Tropfen Petreolum, und hinten her ein Laxans mit Nutzen. Auch die Blattern, welche 620. aus Arabien nach Egypten kamen, richten hier viel Unheil an, und sind an den vielen Augenschäden mit schuld. Man giebt diesen Patienten in den drey ersten Tagen Most zu trinken, darauf giebt man ihnen gesalzene Fische, Milch und Käse, aber kein Laxativ. — Uns Inoculiren wird nicht gedacht. — Ueber schlechte Verdauung und Brennen im Halse höret man fast die meisten Egyptier klagen, und sie sind mehr oder weniger fast alle Hypochondristen.

Die Pest kömmt, nach dem Alpinus, die mei-

ste Zeit, von andern Orten her, und er setzt hinzu, die, so aus Griechenland oder Syrien kömmt, ist nicht so bösartig, als die von der Barbarey hergeführet wird. Volneys Aussage stimmt auch hiemit überein, indem er nicht zugeben will, daß die Pest eigentlich in Egypten zu Hause sey. Sie findet sich gemeiniglich zuerst an der Küste von Alexandrien ein. — Da nun dieser Ort, der Handlung wegen, mit vielen andern, besonders mit Constantinopel, als dem Sitze der Pest, in genauer Verbindung stehet; so ists sehr wahrscheinlich, daß durch verpestete Waaren, besonders durch Pelze und anderes Rauchwerk, das Gift übergebracht werde. Von Alexandrien geht die Pest nach Rosette, von da nach Cairo, Damiate u. s. w. Selten bleibt sie über vier bis fünf Jahre aus, und dann ist ihr Anfang gemeiniglich im Winter, der hier wegen seiner gemäßigten Wärme und Feuchtigkeit dazu am geschicktesten ist; durch die Hitze und Trockenheit des Sommers wird sie aber vertrieben. — Hieran zweifelt man so wenig, daß jedermann, der sich der Pest wegen eingeschlossen gehalten, um Johanni seinen Arrest verläßt, unbekümmert, ob noch Pestkranke vorhanden seyn oder nicht. Thevenot bestimmt genau den Tag, und setzt das Ende auf den 16ten Junius, nachdem kurz vorher ein schwacher Regen gefallen. Bruce nennt ihn aber nur einen Thau. — Um

diese

diese Zeit tritt aber auch der Nil aus seinen Ufern, und es läßt sich also nicht begreifen, wie man diese Ueberschwemmung für Ursache der Pest habe ansehen können, da sie derselben vielmehr Einhalt thut. Richard sagt: so bald in Cairo der Nil anfängt zu wachsen; so hört sogleich die Pest auf. Wenn z. B. gestern noch 500 starben; so stirbt heute, wenn der Nil austritt, keiner mehr. — Der berühmte Niebuhr führt noch einen andern Grund an; er sagt: die bösen Ausdünstungen des Wassers müssen nicht an der Pest in Egypten schuld seyn, weil die meisten Europäer zu Cairo an dem Canal wohnen, wo sie am ersten angesteckt werden könnten, welches aber doch nicht geschiehet, ob sie gleich andern Krankheiten ausgesetzt sind. — Endlich so hat sich die Pest in Egypten um so häufiger eingestellt, je weiter sich die Handlung mit den benachbarten Völkern erstrecket hat. Vor Zeiten wuste man von keiner Pest aus Aethiopien, weil keine Handlung dahin war, jetzt wohl. — Um dieser fürchterlichen Krankheit vorzubeugen, zündete man ehemals im Lande große Feuer an, und die Priester musten täglich durch die Stadt räuchern, wobey sie sich zugleich einer strengen Diät unterwarfen. Jetzt schweigen hievon die Reisebeschreiber. Vielmehr tadeln sie allgemein das unvorsichtige Betragen der Egyptier dabey. Niemand, der das Unglück hat, damit befallen zu werden, braucht zu fürchten,

daß man ihn verlassen werde. Der Arzt nimmt sich seiner Pestpatienten so gut an, als wenn sie an andern Uebeln danieder lägen. Der Geistliche muß den kranken Griechen die Hostie, obgleich auf einem Stäbchen, reichen, und an Gehülfen fehlt es ihnen auch nicht: Europäer schliessen sich aber dafür ein, und scheuen mit ihnen allen Umgang zu haben.

Was die Venusseuche anbetrift, welche die genedeyete gnannt wird, so ist sie so allgemein, daß wohl halb Cairo damit angesteckt ist. Die meisten glauben aber, daß sie aus Schrecken oder Zauberey ihren Ursprung nehme, indeß giebt es doch immer einige, die die wahre Ursache vermuthen, nur getrauen sie sich nicht, ihre Meynung frey heraus zu sagen. — Selten ist dies Uebel in diesem Lande von heftiger Art, man siehet Greise von 80 Jahren, die nie davon los geworden sind. — Bey Kindern aber, die es mit auf die Welt bringen, ist es schrecklich. Auch haben die sehr zu fürchten, die mit der Krankheit behaftet, sich in ein kälteres Land begeben. Dort macht es Riesenschritte, und wird durch diese Verpflanzung weit unbezwinglicher: auch ist diese Krankheit schon zu Damas in Syrien und auf den Gebürgen weit schrecklicher, als in Egypten: — da ist es aber auch kälter. —

Jede unterdrückte Ausdünstung ist in Egypten bedenklich, und ziehet leicht Magenkrämpfe und andere Uebel nach sich. Pocock sagt: wer in

Egyp-

Egypten nicht in beständiger Ausdünstung ist, dem schadet die Hitze sehr, und er verfällt leicht in ein Fieber. Doch stellet ein Bad die Ausdünstung bald wieder her: ehemals gebrauchten sie so gar dazu Bäder aus Milch der Eselinnen, Kameele und Ziegen, jetzt aber nicht mehr. —

Einige alte Aerzte, als Aretäus, Aetius und Aurelius Severinus thaten einer fast pestilenzialischen, meist Knaben und Mädchen befallenden Halsentzündung, die sich durch Geschwulst und Tödtlichkeit zu erkennen gab, und die sich ehemals oft in Egypten soll gezeiget haben, Meldung; die neuern schweigen auch hievon. — In einzelnen Orten hat man noch besondere Krankheiten, oder man hat sie doch gehabt, welche von der besondern Lage und Beschaffenheit der Oerter herrühren. — Zum Beyspiel, es war ehemals die Trommelsucht, mit einer besondern Manie verbunden, zu Pelusium sehr gemein. Es lag aber der Ort hart am Meere Sirbon, und selbst in einem morastigen Grunde. Nun hatte man gefunden, daß die Meerzwiebel, welche hier häufig wächst, darin vorzügliche Dienste leistete; daher erzeigte man dieser Zwiebel göttliche Ehre. —

Alexandrien liegt ebenfalls in einer sumpfigen Gegend, und durch den Nil, wie Strabo schon anmerkt, wird der Ort von seinen bösen Dünsten gereiniget, und mit Wasser versehen. Aber die

faulen

faulen Bewohner dieser Stadt haben den von Alexander, oder, wie andere sagen, von Ptolomäus angelegten Canal, der auch der Canal, der Cleopatra heisset, welcher ihnen aus dem Nil Wasser zuführen sollte, verfallen lassen, und die Einwohner können nur Wasser bekommen, wenn der Nil sehr hoch stehet. — Dies ziehet zuweilen Wassermange' nach sich, und im Jahre 1784. lief man im October so gar Gefahr, zu verdursten; aber eine zweyte Unbequemlichkeit, die daraus entstehet, ist diese: die Stadt ruhet nun deshalb fast ganz auf Pfählen, und hat unterirdische Gewölbe, in welchen leicht die Unreinigkeit stockt, wenn sie nicht durch Nilwasser weggespült wird. Da nun dies letztere beym Verfall des Canals nicht mehr geschiehet, so wird dadurch oft die Luft ganz verdorben, und dies giebt zu den Augenentzündungen, zu den Herbstfiebern und mehreren Uebeln Gelegenheit. Auch zu Cairo verbreitet der in der Hitze austrocknende Fluß Caleg einen unerträglichen Gestanck, und wenn sich um diese Zeit die Blattern einstellen; so sind sie von der allerschlimmsten Art. Zu dieser Zeit verlassen viele Einwohner ihre Häuser, die an diesem Fluß liegen, des Gestanks wegen, und räumen oft so gar die Stadt. — Am unerträglichsten ist es aber zu Cairo zu der Zeit, wenn die Cloaken gereiniget werden. Es verbreitet sich alsdenn ein sehr scharfer Gestank, der vorzüglich die Augen an-

angreift. Hasselquist kannte einen Mann, der alle Jahre um diese Zeit eine Augenentzündung bekam. — Was Wunder, wenn Leute, die diese Arbeit verrichten, endlich blind werden! Andere leiten die Feuchtigkeiten durch ihre dicken Pelzmützen, womit sie den geschornen Kopf bedecken, und ihn in einem beständigen Schweiß erhalten, zu sehr nach dem Kopf, und bey der ersten Verkältung haben sie Augenentzündung oder Zahnschmerzen; daher, sagt Volney, sollte man in Egypten nicht fragen: wie befinden sie sich? sondern: wie schwitzen sie? denn die Gesundheit hängt von dieser ungehinderten Absonderung ganz ab. Zu Cairo herrscht ferner die oben beschriebene Elephantiasis am häufigsten, wovon die Ursache in der schlechten Lebensart der armen Classe der Menschen liegt. Sie ernähren sich von halb faul gewordenen Fischen aus Teichen und moorigtem Wasser; faulem salzigten Käse; schleimigten Wurzeln und Gemüsen, als z. B. Colobassa; sie trinken moderigtes, halb stinkendes Wasser. — Endlich so führet das egyptische Clima noch eine besendere Unbequemlichkeit mit sich, und dies bestehet in einem Hautausschlag, der alle Jahre, zu Ende des Junii oder Anfangs Julii sich einstellt, in Blattern oder Röthe sich zeigt, die den Körper bedecken, und zu einem empfindlichen Schmerz Gelegenheit geben. Wahrscheinlich rührt dies Uebel von den Unreinigkeiten her, die das schlech-

te Trinkwasser im April, im Körper zurückt läßt, und die das frische Wasser nachher aus dem Körper wegschlemmet.— So verhält es sich mit den Krankheiten Egyptens in gewöhnlichen Jahren. Oft entsteht aber, wenn die Bewässerung des Nils nicht gehörig geschehen ist, eine Hungersnoth, wie in den Jahren 1783 und 1784, wo denn wohl der sechste Theil der Menschen ein Raub des Todes wird. Dem allen ohnerachtet hat Egypten viele alte Einwohner, es giebt deren nicht wenige, die hundert Jahre erreichen. Ihre Mäßigkeit im Essen und Trinken, indem sie zwar mehrere malen des Tages, aber nur wenig zur Zeit, essen, und ihre Enthaltung von vielem Fleisch, aber der häufige Genuß der Gemüse, als Malven, Augurien und Feigen, wobey sie nichts als Wasser und Sorbet trinken, thun ihnen diese Dienste. Aber dabey leidet auch desto mehr der Magen; sie sind wahre Hypochondristen, die sich immer krank fühlen, jedem Arzte die Hand reichen, damit er ihren Puls fühle, und und die sich dann über seine Geschicklichkeit wundern, wenn er ihnen daraus die Beschwerden ihres Unterleibes verkündiget. — Gicht und Steinschmerzen mögen auch daher bey ihnen entstehen. Denn sonst sollte man diese Uebel in einem Lande, wo kein Wein getrunken wird, und wo die warmen Bäder so fleißig besucht werden, nicht vermuthen.—

In der Behandlung der Krankheiten hat der

Arzt

Arzt auf die Hitze des hiesigen Clima's sein Augenmerk zu richten. Mercurialmittel z. B. bekommen den Venerischen nicht wohl: man stehet sich bey den pflanzenartigen Medicamenten besser. — Aber ich fürchte, daß es nur eine Palliativcur sey. — Mit kühlenden, antiseptischen Mitteln richtet man hier das meiste aus, und die Natur scheinet nicht, ohne weise Absicht, dergleichen Früchte allhier in Menge hervorzubringen, ob ich gleich nicht in Abrede seyn will, daß jene Behandlung, die wir in Südcarolina anpriesen, in Egypten nicht ebenfalls statt haben sollte, wenn die Krankheit darnach ist. Alpinus pflichtet auch den egyptischen Aerzten darin gar nicht bey, daß sie in allen Faul- und hitzigen Fiebern, ohne Unterschied, kaltes Wasser und kühlende Medicamente reichen; kurz, die antiphlogistische Methode tadelt er, und zwar aus folgendem Grunde: ihre Säfte, sagt er, werden dadurch verdickt; die Verdauung verdorben; ein hitziges Temperament wird in ein plethorisches, und dieses zuletzt in ein phlegmatisches verwandelt, wie er selbst an seinem eignen Körper erfahren habe. Wir sehen also hieraus, daß die egyptischen Aerzte mit ihren Patienten besonders umgehen, und ihre Verfahrungsart verdient etwas näher in Erwägung gezogen zu werden. — Diese Aerzte demnach erlauben ihren Patienten alles, wozu sie Appetit haben, indem sie dafür halten, daß dies ein Wink

der

der Natur sey, dem man folgen müsse. Man giebt den Saft von Melonen, Kürbissen, Citrullen, die in dem Nilschlamme zu einer ungeheuren Dicke anwachsen, und wovon jede an die zwey Pfund Saft liefert, zur Kühlung im hitzigen Fieber. — Man scheuet alle starke Ausleerungen, als z. B. vom Scammonio; sondern man giebt lieber die gelindern Abführungsmittel, als Cassia und Tamarinden, und fähret damit einige Tage lang fort. (Die Fortsetzung folgt.)

Außerordentliche Krankheiten.

Fortsezzung.

So ausserordentlich als diese Heilung scheinen mag, so hat man doch ähnliche Beyspiele. Folgendes hat die bewährtesten Zeugnisse vor sich. Ein Officier aus Louisiana von sechs und vierzig Jahren war seit fünf Jahren mit einem hartnäckigen bald wässerigen bald blutigen Bauchflusse behaftet, wobey sich heftiges Leibschneiden und schleimige Stühle zeigten. Er wurde durch einen in die obere Bauchgegend nach der rechten Weiche zu bekommenen Stich mit einem Degen, der bis vier Finger von den lezten Rückenwirbeln in den Unterleib drang, geheilt.

Das Feuer, welches in seinen Wirkungen so

heftig

heftig ist, und alles, was es ergreift, zerstört, bringt bey Fällen, wo sich die Kunst desselben nicht bedienen würde, ähnliche Wirkungen hervor. Dergleichen Beobachtungen haben wir einem glücklichen Zufalle zu danken.

Ein Frauenzimmer, welches acht und dreyßig Jahre alt, und von einer guten Leibesbeschaffenheit war, empfand anhaltende Kopfschmerzen, welche aller acht bis zehn Tage heftiger wurden, und zehn bis zwölf Stunden mit einer solchen Stärke anhielten, daß sie davon bald ganz wüthend, bald ganz bewußtlos war. Die Schmerzen wurden vorzüglich in dem vordern Theile des Kopfs und in den Augen, welche alsdann sehr roth und funkelnd aussahen, empfunden. Die heftigen Anfälle derselben wurden allezeit von einem Ekel begleitet, und endigten sich immer mit einem Erbrechen von sehr vielem weissen, schäumenden und unschmackhaften Schleime, worauf ein grünes sehr bitteres Wasser folgte. Während dieser Zeit konnte sie keine Speise zu sich nehmen, sonst aber war ihre Eßlust sehr gut. Ihr Körper nahm ohngeachtet der langen Dauer dieses verdrüßlichen Zustandes nicht ab.

Einstmals wollte sie Abends, wo sie einen Anfall dieser Schmerzen vorher merkte, und sich deswegen ins Bette zu begeben Willens war, vorher sehen, ob ihre Augen sehr roth wären; sie betrachtete

tete

tete sich in einem kleinen Taschenspiegel, und brannte sich an einem neben ihr stehenden Lichte ihre aus dicker Leinwand bestehende Nachtmütze an. Zufälliger Weise befand sie sich allein, und nahm es nicht sogleich wahr. Das Feuer verbrannte ihr die ganze Stirne und einen Theil des obern Kopfs, ehe ihr jemand zu Hülfe eilen konnte. Homberg, den man sogleich herzurufte, ließ ihr zur Ader, und behandelte die verbrannte Stelle nach der gewöhnlichen Art. Der davon verursachte Schmerz hörte wenige Stunden hernach auf. Allein der heftige Anfall ihres Kopfwehes, den sie befürchtet hatte, blieb aus, und sogar das gewöhnliche Kopfweh verschwand fast von diesem Augenblick an. Im Jahre 1708, wo Homberg diese Beobachtung der königlichen Akademie der Wissenschaften mittheilte, war dieses Frauenzimmer schon vier Jahre lang von ihrem Uebel befreyet, und vollkommen gesund.

Bey dieser Gelegenheit theilte Hombergen ein Arzt aus Brügge einen ähnlichen Fall mit, den er selbst mit angesehen hatte. Eine Frau, welcher seit mehreren Jahren die Mittelfüsse und Schenkel angelaufen, und schmerzhaft waren, hatte einige Erleichterung, wenn sie dieselben früh und abends an dem Feuer mit Brandweine wusch. Einstmals entzündete sich Abends von ohngefähr der Brandwein, womit sie sich gewaschen hatte, und verbrannte den Fuß etwas. Sie legte auf die verbrannte Stelle eine Salbe, und des Nachts über gieng alles in den geschwollenen Füssen befindliche Wasser durch den Harn ab; seit dieser Zeit blieb sie von diesem Zufalle frey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer

Rathgeber.

Acht und vierzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 26ten November 1796.

Außerordentliche Krankheiten.

Beschluß.

Pangroli erzählt, daß ein junger mit der Fallsucht behafteter Mensch in das Feuer gefallen sey, und sich den einen Fuß beträchtlich verbrannt habe. Die Fallsucht kam darnach nicht wieder. Seger gedenkt eines ähnlichen Beyspiels, welches sich im Jahre 1657 ereignete.

Das Feuer, welches hier zufälliger Weise solche gute Wirkungen that, wird sogar in andern Ländern absichtlich zur Heilung verschiedener Uebel angewendet. Besonders geschieht dieses bey den Wilden. So brauchen z. B. die Bewohner von Java dasselbe wider eine heftige Kolik, welche bey ihnen einheimisch ist. In Europa wird dasselbe wider verschiedene Krankheiten der Hunde, Pferde und Vögel gebraucht, und vielleicht würde es in sehr vielen Fällen ein sehr gutes Hülfsmittel seyn, wenn es für unsern Körper nicht allzuschmerzhaft wäre.

Folgende Heilung wurde durch ein entgegengesetztes Mittel bewirkt. In den mediciniſchen Sammlungen der Koppenhagner Aerzte wird erzählt, daß ein angeſehener Mann daſelbſt heftigen Kopfſchmerzen unterworfen geweſen ſey. Sie fiengen nach der Erzählung des Borrich, welcher uns dieſe Beobachtung mitgetheilt hat, bey den Schläfen an, und giengen nach den innern Theilen des Gehirns zu. Es ſchien dem Kranken, als wenn er mit zwey Hämmern auf beyden Seiten geſchlagen würde. Der Schmerz war ſo heftig, daß er davon in Ohnmacht fiel. Er hatte alle mögliche Heilmittel verſucht. Die Aerzte hatten ihm gerathen, ſich die Schlafader öfnen zu laſſen. Allein er wollte ſich nicht darzu entſchließen. Da aber dieſe Schmerzen zu heftig und das Blut zu wallend wurde, ſo folgte er den ihm gegebenen Rathe, um den Hals ein in Waſſer getauchtes Tuch zu ſchlagen, und daſſelbe, ſo oft es warm wurde, von neuen damit zu befeuchten. Der Schmerz ließ wirklich ſogleich nach. Er gebrauchte dies Mittel, ſo oft ſich der Schmerz von neuen wieder einſtellete, welches beynahe alle Monate geſchahe.

Borrich erzählt uns nicht, welche Folgen dies Mittel gehabt habe, das die Aerzte deswegen verwarfen, weil es blos den Zufall, nicht aber die Urſache dieſes Uebels hob. Da überdies dieſes Mittel zu oft wiederholt, und die nervigen Theile durch

die

die Kälte zu plözlich verändert wurden, so konnte, ihrer Meynung nach, in der Folge eine Lähmung oder ein Schlagfluß daher entstehen.

Zusatz.

In dem ersten Bande der Schriften der Petersburgischen Akademie der Wissenschaften findet man eine seltene Krankengeschichte, die ich wegen ihrer Merkwürdigkeit hier in einem Auszuge einrücken will. Die Bekanntmachung derselben hat man einem berühmten italienischen Arzte, Peter Anton Michelotti, zu danken.

Eine jüdische Jungfer von zwey und zwanzig Jahren verlor, nach vorhergegangenen Anfällen einer Schwermuth, ihre monatliche Reinigung. Bald darauf bekam sie die Bräune, und in der Folge ein Flußfieber, wozu sich bey herannahendem Winter Schmerzen in der linken Seite gesellten, welche jedoch auf wiederholtes Aderlassen und andere von einem geschickten Arzte verordnete Mittel gehoben wurden. Man gab ihr, weil die Verstopfung der monatlichen Reinigung, und die damit verknüpfte heftige Spannung des Unterleibes, die Schwermuth, das kurze und beschwerliche Athmen, und das Zittern in den Muskeln der Aerme, hartnäckig anhielten, solche Arzneyen, die man für die wirksamsten bey Mutterbeschwerungen hielt. Beym Gebrauch derselben entstand ein anhaltender Schlucken und Erbrechen aller genossenen sowohl

festen als flüssigen Nahrungsmittel. Mohnsaft und allerhand magenstärkende Mittel waren ganz unwirksam, bis man endlich durch kaltes Getränk und säuerliche Früchte es so weit brachte, daß die Kranke die Speisen bey sich behalten und verdauen konnte, wobey jedoch die übrigen Zufälle nicht nachließen. Im folgenden Jahre (1724) fand sich im Herbste ein heftiger Eckel vor allen möglichen Speisen und Arzneyen, nebst einer höchst hartnäckigen Harnverhaltung und unüberwindlichen Verstopfung des Leibes ein, wogegen man vieles, und unter andern auch Klystiere, vergebens brauchte. Um nun die Kranke wenigstens einigermassen zu nähren, gab man ihr Klystiere aus Hühnerbrühen mit Eyerdotter; allein auch diese fanden keinen Eingang. Die Kranke hatte bey diesen Umständen nicht den mindesten Trieb, wieder etwas zu sich zu nehmen, noch den Harn zu lassen oder zu Stuhle zu gehen; dieses dauerte ununterbrochen bis zum folgenden Frühjahre. Um diese Zeit bekam sie wieder einen sehr heftigen Schmerz in der linken Seite, welcher jedoch nach einer Aderlaß von ohngefähr drey Unzen Blut, und auf einigen Bluthusten sich verlor. Hierauf stellte sich der Schlücken oder eine Neigung zum Erbrechen ein, wodurch die Kranke eine dunkelfarbene, wie alter Harn riechende Feuchtigkeit von sich gab; jedoch verlor sich dieses bald von selbst. Im darauf folgenden Sommer fieng sie an, etwas Wasser

mit

mit Citronensaft oder anderes angenehm saures Getränk zu nehmen, und lebte auf diese Art bis zum Weinmonat dieses Jahres, wo sich die ehemalige zusammenziehende Bewegung des Magens mit Auswurf einer beynahe schwarzen Feuchtigkeit einstellete, und alle Möglichkeit, etwas hinterzuschlucken, von neuem verschwand. Sie befand sich dabey in einer abwechselnden Verwirrung, und unruhigen und durch Erbrechen plötzlich unterbrochenen Schlafe. In der Folge ließ die Spannung des Unterleibes und die Verwirrung etwas nach, aber keine Ausleerung wollte nicht erfolgen. Ob nun gleich diese Kranke in acht Monaten gar nichts zu sich genommen hatte, in der Folge nur von weniger Getränk lebte, und überdem aus den von dem Aderlassen gebliebenen Narben von Zeit zu Zeit viel von einem blutig gefärbten Wasser verlor, so war sie doch nicht merklich mager, noch sehr matt, und ihr Gesicht hatte beynahe seine natürliche Farbe. Ihre Sinne waren in gutem Zustande, und die Munterkeit des Geistes hatte nicht abgenommen. Sie schwitzte nirgends als auf der flachen Hand und auf der Fußsohle; doch zeigte sich an ihrer Wäsche stets ein aus den Talgdrüsen abgesonderter fettiger Schmutz. Speichel und Schleim in der Nase bemerkte man auch nicht. In Ansehung ihres Gemüths war sie oft sehr traurig, bisweilen aber aufgeräumt. — Ich übergehe hier das, was Michelotti zur Erklärung dieser

hysterischen Krankheit hinzusetzt, und verweise den Leser auf den Artickel außerordentliche Fasten.

Von Egypten, und zwar meist von Nieder-Egypten. (Beschluß.)

In den hitzigen Fiebern läßt man zwar wohl Ader; aber man thut dies nach der Mahlzeit, weil es dann weniger schwächen soll. Man läßt selbst den Pestpatienten Blut. Bey schwächlichen, fetten und castrirten Patienten fürchtet man es aber zu thun: diesen scarificirt man lieber die Waden und Ohren. In heftigen Kopfschmerzen oder Augenentzündungen pflegt man eine Pflaster an der Stirn zu öffnen, und diese verbindet man mit einem in Baumwolle gewickelten Stücke Geld. Vom Schröpfen sind sie große Freunde; dazu haben sie aus Horn oder Glas verfertigte und mit einer Röhre versehene Schröpfköpfe, und sie ziehen das Blut, nach vorhergegangener Scarification; durch Saugen heraus. — Ehe sie aber auch noch scarificiren, befördern sie den Zufluß des Bluts durch angelegte Binden, oder durch starkes Reiben, oder durch warmes Wasser, dermassen, daß die Theile feuerroth werden. Viele Schmerzen verursachet diese Operation nicht, und selbst Kinder geben kaum einige Zeichen davon. Nach geschehener Operation wird

wird das Blut abgewaschen, und der Theil entweder mit Linnen oder Baumwolle bedeckt. Hieraus wird jene Stelle des Hippocrates deutlich, wenn er sagt; Cum adsint oedemata, venae in auribus posteriores sunt scindendae. Alpinus sagt; Hippocrates habe hier auf das Verfahren der Egyptier, das wir eben beschrieben haben, gesehen, und habe nicht den Tadel des Galenus, welcher glaubte, es müsse heissen; circum aures, verdient. —

Die egyptischen Aerzte geben auch auf die critischen Tage acht. — Merken sie, daß bey einem hitzigen Fieber, als z. B. bey der Hirnwuth, bey der Cephalitis oder andern Krankheit, einige Tropfen Blut aus der Nase fließen, besonders wenn's am critischen Tage geschieht; so machen sie gleich Einschnitte in die Scheidewand der Nase, wie man hierüber, ausser dem Alpinus, bey dem berühmten Stahl nachlesen kann; sie scarificiren auch bey Zahnschmerzen u. s. w. das Zahnfleisch. Das Scarificiren der Waden geschiehet in allen den Fällen, wo man das Aderlassen fürchtet. Hippocrates, Galenus und Oribasius sind voll von dessen Ruhm. Ersterer sagt; bey Vollblütigkeit muß man entweder eine Ader öffnen, oder die Waden scarificiren; Oribasius versichert, daß er sich und andere durch dieses Mittel, zu einer Zeit, da die Pest Asien verwüstete, gesund erhalten habe.

Anima-

Amatus Lusitanus empfiehlt gleichfalls dieses Mittel. Alpinus hatte einst eine 60jährige sehr fette Frau, die an der Hepatitide laborirte, in der Cur; er wollte ihr eine Ader öffnen, worüber sie in Ohnmacht fiel; daher ließ er an den Waden Einschnitte machen, und er rettete auf diese Weise das Weib. Soll dies geschehen; so muß der Fuß unterbunden, und stark gerieben werden, damit er roth werde; darauf wird er in ein Bad gesetzt, worin er auch, während der Verblutung, bleibt; wenigstens 20 bis 30 Schnitte werden gemacht. —

Oben erwähnte ich, daß die Egyptier auch die Bäder als Hülfsmittel in Krankheiten gebrauchten. Und dies geschiehet von ihnen nicht allein in dem Fall, wenn Blutausleerungen unterdrückt worden sind, sondern auch in Entzündungen und Fiebern. Aber im letzten Falle geschiehet es nur dann, wenn das Fieber bereits in Abnahme ist; in der Hektik gebrauchen sie erst lauwarme, dann kältere und endlich ganz kalte Bäder. — Alle ihre Arzeneyen sind kühlend, als Tamarinden, Cassia, Manna u. d. gl. Den Berberissaft wenden sie in Durchfällen, Faulfiebern und in der Pest, wie Alpinus selbst gethan, mit Nutzen an; auch machen sie viel aus den so genannten kalt machenden Saamen und aus der Chinawurzel, um fett zu werden. — Sie halten ferner viel auf das Brennen mit Moxa.

In

In Augenschäden, Epilepsien und Schlagflüssen geschiebet es am hintern Theile des Kopfs oder an den Schläfen: — in schwindsüchtigen oder asthmatischen Zufällen an der Brust; bey der Bauchwassersucht unter dem Nabel; bey der Ischiatik an dem schmerzhaften Orte selbst. — Sie erhalten die gebrannte Stelle eine Zeitlang in Eiterung, und erfahren davon oft gute Würkung, wie sich denn Alpinus rühmt, einen schwindsüchtigen asthmatischen Mann, der schon schleichende Fieber hatte, durch dreymaliges Brennen gerettet zu haben. — Man siehet auch die Paracenthesin der Brust bey einer Eiterbrust machen. — Den Blasenstein curiren sie oft, ohne Schnitt, glücklich, und haben dazu zwey Methoden, wovon mir die erste unglaublich vorkommen würde, wenn nicht ein so glaubwürdiger Mann, als Alpinus, die Wahrheit als Augenzeuge bestätigte. Sie drücken zuerst den hintern Theil der Uretra und den Blasenhals mit dem Finger fest zu: hierauf blasen sie diesen Canal mit aller Gewalt auf, und verschließen alsdann auch dessen äussere Oeffnung: sodann fahren sie mit einem Finger in den Mastdarm, und suchen den in der Blase sich befindenden Stein in den Blasenhals zu schieben: nun öffnen sie die äussere Oeffnung der Urethra auf einmal, und die mit Gewalt herausfahrende Luft soll aus dem erweiterten Canal den Stein zugleich mit wegführen: — freylich wird

der Stein nicht groß seyn dürfen. — Die andere Methode ist diese: Sie besitzen Röhren, oder Catheters, aus einer elastischen Materie, von verschiedener Weite. Soll nun ein Stein weggeschafft werden, so wird zuerst die dünnste beygebracht; darnach eine dickere, welche die dünnere umschließt; dann eine dritte, und wohl gar eine vierte, wobey sie die Urinblase mit Luft aufblasen: wenn nun der Uringang dadurch hinreichend erweitert worden; so ziehen sie solche wieder heraus, saugen die Luft an sich, und durch Hülfe eines Fingers schieben sie auch hier den Stein in die Urinröhre. — Daß auch diese Methode, da die ersten Catheter einige Tage lang in der Röhre sitzen bleiben müssen, um die allmählige Erweiterung zu bewürken, ihre Unbequemlichkeit habe, siehet ein jeder leicht ein. — Was verhindert hier die Incrustation des Catheters, so weit er in der Blase sitzt? — Die Hydrozele curirt man auch in Egypten durch Brennen mit Wolle oder Lino. Joh. Vesling sahe einen 60jährigen Mann, der durch dies Mittel befreyet wurde. — Einen epidemischen Husten curirte man, wie Thevenot sahe, mit dem Saft von Pomeranzen. Sollte es wahr seyn, daß man in Egypten von dem beissen Sande solche harte Fußsohlen bekomme, als die Hufe der Ochsen, und daß man sie ohne Schmerzen mit Eisen beschlagen könne, wie Haller sagt? Befördern die Muskatennägelein

sein und Galle von Crocodillen die Fruchtbarkeit so sehr, daß ein Mann zu Cairo mit acht Weibern deshalb in zehn Jahren 80 Kinder habe zeugen können?

Die Apotheken werden aus Egypten mit Tamarinden, Cassia, Cardamomum, Opium, Myrrhen, Gummi Ammoniacum, Acaciensaft, der jetzt aber nicht mehr gebräuchlichen Mumie u. d. gl. mehr versehen. —

Mit dem Tempel der Venus, welcher am meisten von Kranken, und solchen Personen, die keine Kinder hatten, besucht wurde, und die von den Priestern, die zugleich Aerzte waren, mit heimlichen Arzeneymitteln versehen wurden, hatte es vor Zeiten folgende Beschaffenheit.

Die Kranken bekamen zur Speise nichts anders als Brod mit Honig geknetet, und ein Pulver aus Eidexen; man gab ihnen ferner frische Eyer und Küchlein mit Eidexen gefüttert, denen man Saucen aus wohlriechenden und aromatischen Specereyen hinzusetzte. Ihr Getränke war zur Zeit der Weinlese Saft der Trauben; zu anderer Zeit bekamen sie Wein mit Honig, oder auch Meth. — Man machte noch ferner viele abergläubische Dinge mit ihnen; als z. B. man hielt Processionen; man drückte geheime Charaktere auf den Leib und dergleichen mehr, die aber nur dazu dienten, um die Menschen in dem Wahn eines wunderbaren Ein-

flusses dieser Göttinn zu erhalten: wichtiger waren die Bäder, in die man die Patienten brachte; das Durchräuchern ihrer Betten mit wohlriechenden Sachen, und die Belustigungen, die man ihnen verschaffte, indem theils Männer und Frauen vor den Fenstern der Patienten Tänze anstellten und Lieder sangen; theils auch, weil man ihnen angenehme und erfreuliche Geschichten erzählen oder vorlesen mußte.

Man schrieb die Krankheit und Cur der Patienten in die Register des Tempels, und man las sie bey großen Feyerlichkeiten vor. —

Von Arabien.

Ob gleich Arabien sich weiter, als bis zum Wendekreiß und so gar bis zum 12ten Grad der Breite erstreckt; so kann man doch, wegen Aehnlichkeit in der Lebensart der Einwohner, dies Land nicht trennen. — Ich werde daher hier im Allgemeinen von Arabien reden, unten wird aber von dem südlichen Theile mehreres vorkommen.

Arabien ist unter dem Namen des steinigten, wüsten und glücklichen am bekanntesten. Es hat in einigen Gegenden sehr hohe Gebürge; in andern schreckliche sandige Wüsten, und nur in den wenigsten, als in der Provinz Jemen, besonders zu Sanaah,

nah, fruchtbare Felder. Reiset man nach den Herbsttagen durch die Wüsten; so sollte man hier eine herrliche Gegend vermuthen. Denn zu dieser Zeit scheint sie einer Wiese gleich, die mit Blumen von aller Art übersäet ist. Aber diese Herrlichkeit ist von kurzer Dauer; bald folgt eine versengende Hitze und Dürre. Kleine Seen giebt's hier nur selten, und Regen sind hier ebenfalls, besonders zu Mosul, Bassora, wenn wir diese ausser Arabien, jedoch unter dieser Breite gelegenen Städte hierhin rechnen wollen, und an andern Orten, die nahe diesseits des Wendecirkels liegen, sehr sparsam: und da auf den Bergen auch nur geringer Regen fällt; so muß dies Land von Flüssen sehr entblößt seyn. Da aber ein großer Theil von Arabien zwischen dem Wendecirkel liegt; so treffen auch hier die periodischen Regen, die in diesem Erdstriche gewöhnlich sind, obgleich zu verschiedenen Zeiten, ein. In der Provinz Jemen regnet es von der Mitte des Junius bis im September; zu Moskat vom November bis Februar. — Nirgends kann es aber dürrer und trockner seyn, als in den Wüsten, besonders wenn der Nordwestwind regiert, welcher von dem Zurückprallen des Sandes eine ausserordentliche Hitze bekömmt; so wie sie selbst im Winter der Südwestwind aus der nemlichen Ursache noch unerträglicher wird. — Die Haut wird davon krauß, und die Schweißlöcher werden davon so sehr verengert, daß

unmöglich ein Schweiß ausbrechen kann. — Um dies zu verhindern, muß man sich dick kleiden, und selbst unsere Winterkleider würden nicht zureichen. — So unbequem auch immer dieser Wind ist; so ist er doch nicht tödtlich, wie der Samiel oder Simun, welcher mit dem Kamsis in Egypten übereinkommt, und auch zu gewissen Zeiten in Arabien bemerckt wird.

Dieser Samiel ist, sagt Niebuhr, die Seuche, die am Mittage schleicht: — man erkennet ihn an seinem schwefeligten Geruch. — Er kömmt zu Mekka aus Osten; zu Bagdat aus Westen; zu Bassora aus Nordwesten; zu Surate aus Norden, und zu Kairo aus Südwesten. Wenn man seine Ankunft merkt, muß man sich gleich zur Erde werfen, oder man ist verloren, welches ein französischer Chirurgus, der stehen bleiben wollte, mit seinem Leben bezahlen mußte. Denen, die davon erstickt sind, fliesset das Blut aus Nase und Ohr; der Körper bleibt lange warm, schwillt auf, und wird blau und grün; ziehet man einen Theil des Körpers an, so löset er sich gleich ab. — Der oben beschriebene Nordwestwind, der Holz und Eisen so sehr erhitzt, als wenn es an der Sonne gelegen hätte, und der auch das Wasser in gläsernen und metallenen Gefässen ganz erwärmt, hat die besondere Eigenschaft an sich, daß er Wasser in steinernen, hölzernen oder andern lockern Gefäßen ganz

ab-

abkühlet. Jemand, der sich in einem hölzernen Gefäß badete, verfiel darüber in ein Fieber. — Man hat aber auch in einigen Gegenden feuchte Winde. Dies findet mit dem Südost zu Bassora statt. —

Uebrigens ist gemeiniglich der Himmel in Arabien klar und unbewölkt, mithin die Luft sehr rein. Was die Wärme in diesem ausgestreckten Reiche anbetrifft, so ist diese sehr verschieden. Auf den Bergen ist es gemeiniglich kalt; in den Thälern aber heiß; die Tage sind auch gemeiniglich sehr warm; aber die Nächte kalt; — besonders fällt alsdenn vieler Thau, der in einigen Gegenden, z. B. zu Bassora, der benachbarten Sümpfe wegen, schädlich ist. Die Araber bedecken des Nachts, des Thaues wegen, das Gesicht mit einem Tuche. Es giebt aber auch Oerter, wo der Thau keine schlimme Eigenschaft hat, wie z. B. zu Merdin, wo man dreiste die Nacht unter freyem Himmel schlafend zubringen kann. — In den nördlichen Gegenden, wie wir oben hörten, ist die Hitze, die Wintermonate über, sehr gering; ja in Bagdad friert und schneiet es so gar. Selbst zu Jemen, welches doch zwischen dem Wendecirkel liegt, ist gemeiniglich die Hitze nur 85 Grad des Fahr. Theerm. Zu Tehama ist es aber schon heißer; gemeiniglich 98 Grad, und zu Loheja ist es im Winter so heiß, als des Sommers in den Nordländern.

Zu

Zu Sana endlich friert es wohl gar Eis; — die Ursache hiervon ist, weil der Ort zwischen Gebürgen liegt. Daher hat dieser Ort nicht allein eine fruchtbare Gegend, sondern auch eine gemäßigte Witterung, die ganz von derjenigen verschieden ist, die man in den Wüsten findet, wo gemeiniglich die Hitze 96 Grad erreicht.

Man findet also, welchen Gefahren ein Reisender durch die Wüste ausgesetzt ist. Wird er nicht von der Hitze verbrannt, so läuft er Gefahr vor Durst zu sterben, oder vom Winde erstücket zu werden. — Gegen den Durst bleibt kein anderes Mittel übrig, als ein Cameel zu schlachten, und aus dessen Magen das Wasser zu nehmen, welches sich darin viele Tage lang rein und klar erhält: — ums kaltes Wasser zu bekommen, braucht man es nur in ein Gefäß zu thun, das aus einer sehr porösen Materie bestehet, und solches dem brennenden Winde entgegen zu setzen, damit er es durchdringe. — Die Kleidungen der Araber sind zwar meistentheils warm, aber den Kopf tragen sie blos, und daher leiden die in Egypten wohnenden Araber auch nicht leicht an Augenkrankheiten. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer

Rathgeber.

Neun und vierzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 3ten December 1796.

Von dem medizinischen Zustand von Arabien. (Beschluß.)

Die meisten Araber ziehen von einem Orte zum andern, und führen ein nomadisches Leben. — Dies sind die Beduinen-Araber, die keinen Ackerbau treiben, aber auf die Vieh- besonders Pferdezucht sich aufs beste legen. — Diese Völker gewöhnen sich von Jugend auf an, Hitze und Kälte zu ertragen; hart zu schlafen, und alle Unbequemlichkeiten auszustehen; sie leben sehr mäßig, und trinken selten; sie sind mager, starknochigt, von kalter melancholischer Natur. — Da sie arm am Wasser, an Früchten, und fast an allen Lebensmitteln sind; so müssen sie oft ihr Leben elend zubringen, und sich mit Hunger quälen.

Es wird uns unbegreiflich scheinen, sagt Volney, aber es ist nichts desto weniger wahr, daß die Kost der meisten unter ihnen täglich gewöhnlich nicht mehr als sechs Unzen am Gewicht beträgt.

Sechs oder sieben Datteln in zerlassene Butter getaucht; ein wenig süsse oder geronnene Milch reichen hin, den Magen eines Mannes auf einen Tag zu befriedigen. Fleisch essen sie nur an den größten Festtagen. Der unaufhörliche Mangel nöthiget viele zu den schlechtesten Nahrungsmitteln, und hiervon kömmt ihre Gewohnheit, Heuschrecken, Ratzen und dergleichen zu verzehren. Die Leibesconstitution derjenigen Araber, die solche schlechte Speisen genießen, ist zart, ihr Körper klein und mager; sie sind mehr burtig und leicht, als stark und kraftvoll. Es ist merkwürdig, daß alle ihre Excremente, selbst der Schweiß, sehr unbedeutend sind. Ihr Blut hat keine scharfen Theile, und sie genießen bey reiner Luft eine gute Gesundheit. — Diejenige Art Heuschrecken, welche die Araber genießen, sind nach Niebuhrs Versicherung, keinesweges ungesund; man dörret oder bratet sie entweder im Ofen, oder man kocht sie mit Salz. Es giebt aber auch eine andere Art Heuschrecken, die Dübbe heißt, welche schädlich ist, und Durchlauf und Reissen im Leibe verursachet. — Das Brod, welches die gemeinen Araber essen, wird aus Durra, d. i. kleinem Mais, gemacht, oder man macht auch aus Hirsche schlechte Kuchen, die statt Brods gegessen werden. — Auch die reichern Araber sind in Speisen sehr mäßig, sie genießen selten mehr, als Hirse, Milch und Butter; auch

genießen sie viel Pilau, d. i. gekochten Reiß. — Von Fleisch machen sie nicht viel; — nach der Mahlzeit trinken sie Wasser; Wein erlaubt die Religion nicht, indeß giebt es doch viele unter ihnen, die heimlich geistige Sachen nehmen. — Kaffee ist das angenehmste Getränke für den Araber, aber sie mahlen ihn nicht, sondern er wird zerstossen, und ohne Milch und Zucker gebraucht. Zu Jemen nimmt man auch nicht die Bohnen dazu, sondern aus den Schalen wird ein Trank gemacht, und man hält ihn für gesünder. Dasjenige Manna, welches den Israeliten zur Speise diente, soll man, den Niebuhrschen Nachrichten zufolge, an welchen aber doch einige etwas auszusetzen haben, noch jetzt auf einem stacheligten Strauche in der Wüste Singi finden: — es wird von den Arabern anstatt des Zuckers gebraucht; — und dieser Umstand läßt mich vermuthen, daß dies nicht das Israelitische Manna sey. Kein Volk kann reinlicher als die Araber seyn; nach jeder genossenen Speise wird der Mund mit Wasser ausgespület, und mit Waschen und Baden wird eine nicht geringe Zeit des Tages zugebracht. — Im südlichen Theile von Arabien hält man viel vom Salben mit Oel, weil dadurch der Körper soll gestärkt werden.

Man kann ihnen Faulheit und Trägheit nicht nachsagen: aber der Hitze wegen ruhet man in den Sommermonaten von 11 Uhr Morgens bis 3

Uhr Nachmittages. — So wie fast alle Völker etwas Berauschendes haben; so besitzen auch die Araber ein solches Mittel, den Taumel zu verursachen. Dies sind Hanfblätter, Haschisch genannt, welches geraucht eine Benebelung verursachet, und wie Opium, das sie nicht viel gebrauchen, würkt: — es soll dies Mittel auch den Beyschlaf befördern. — Meines Wissens ist das Brandeweintrinken in Arabien eben nicht gebräuchlich: indeß sollen sie doch die Erfinder davon seyn, und Raymund Lullius soll diese Kunst am Ende des 13ten Jahrhunderts von ihnen gelernt, und den Spiritus zuerst Aquavit genannt haben. Zur Geilheit sind die Araber sehr aufgelegt. Niebuhr sahe zu Mekka einen 80jährigen, unverheyratheten Greiß, der 88 Sclavenmädchens um ihre Unschuld gebracht hatte, und nun entkräftet jede Kunst der Aerzte, gegen einen hohen Preiß, aufforderte, um ihn noch zum 89. male tüchtig zu machen. — Bernier sahe zu Jemen das königliche Serail, das aus 700 Frauen bestand, und dennoch nahm sich der 87jährige geile Mann noch ein 18jähriges Mädchen zur Frau. — Die Verheyrathung geschiehet hier früh: man hat Mütter von 13 Jahren gesehen. — Da sie nun das Venuswerk so früh treiben, sich viele Weiber halten, wovon jede, nach den Gesetzen, wöchentlich einen Beyschlaf fordern kann; so findet man Mannspersonen oft schon im

zosten Jahre unvermögend, die eheliche Pflicht zu leisten: man hat daraus die Folge ziehen wollen, daß mehrere Mädchen als Knaben in diesem Lande gebohren würden: aber nach Niebuhrs Tabellen findet man die Bemerkung nicht richtig. — Lassen wir aber über diesen Punkt einmal Brüce, der doch auch vieles gesehen und bemerket hat, sprechen. Er sagt: in Mesopotamien, Syrien, Armenien, von Mosul bis Aleppo ist das Verhältniß der der Mädchen zu den Knaben, wie zwey zu eins. Von Laodicea oder der syrischen Küste bis nach Sidon, wie 2 3/4 zu eins. In Palestina, in der Landschaft Horam, in der Landenge von Suez und in den Gegenden vom Delta ist das Verhältniß etwas weniger, als drey zu eins; aber von Suez bis zur Meerenge von Babelmandel kann man dreiste vier Weiber gegen eine Mannsperson rechnen; diese Proportion bleibt auch bis an der Linie und noch 300 jenseits. Brüce bestätiget dieses durch Beyspiele. — Daß in Arabien der Beyschlaf in der Monatszeit so sehr schädlich sey, widerlegte aus Erfahrung ein Europäer dem mehr gerühmten Niebuhr.

Das Clima und das melancholische Temperament der Araber treibt sie oft an, sich lange, ohne etwas zu genießen, an einem dunkeln Ort einzuschließen; einige kleine Gebete so lange mit einer starken Stimme herzusagen, und so oft zu wieder-

holen, bis sie in eine Ohnmacht verfallen. Wenn sie sich wieder erholen; so geben sie nicht allein vor, eine Menge Geister, sondern Gott und den Teufel gesehen zu haben. —

Die nomadische Lebensart; der freye Genuß der heitern und reinen Luft; ihre Mäßigkeit in Speisen und Getränken, besonders der seltene Genuß der Fleischspeisen, erhält die Menschen hier gesund; und jeder Fremde, dem seine Gesundheit lieb ist, hat nicht allein alles dieses wohl zu beobachten, sondern er muß ihnen auch darin nachahmen, so wie es überall in der Welt die Erfahrung rechtfertiget, daß man am besten thue, wenn man sich in seinem Betragen und in seiner Lebensart nach den Sitten, Gebräuchen und Nahrungsmitteln der Landeseinwohner richtet. In diesem Falle können auch Ausländer sich in jedem Clima, und besonders in einem heissen Clima, eine gute Gesundheit versprechen. — Niebuhr that dies, nachdem er durch Erfahrung von dem Nutzen dieser Regel war überzeugt worden: auch er mied des Mittags die Sonnenhitze so sehr, als die Kälte der Nacht; er kleidete sich nach arabischer Art, und genoß wenig Fleisch, desto mehr Gemüse, und alles dies hatte auf ihn den besten Erfolg. — Er beklagte es nachher sehr, daß seine Reisegesellschaft nicht gleich anfangs eine solche Lebensart geführt hätte, die ihr Versehen mit dem Tode haben bezahlen müssen.

Die

Die Beduinen-Araber sind so sehr an die freye Luft gewöhnt, daß sie Ueblichkeit befällt, wenn sie die städtischen Wohnungen betreten. — Doch es giebt der Städte eben nicht viel in Arabien, und einige sind auch würklich ungesund. Zu Bassora z. B. welches zwar eine große, aber elend gebauete Stadt ist, verursachen die übel angelegten Abtritte, bey der dortigen Hitze, einen unerträglichen Gestank, und viele Menschen leiden davon an Zahnschmerzen. Morabat, welches an den Gränzen des glücklichen Arabiens liegt, ist schlecht wegen Mangel des Wassers, und wird unsicher, wegen der Buduhs oder wilden Araber; eben so ist es zu Corey beschaffen, welches am Zusammenfluß des Tigris und Euphrats gelegen ist, wo der Garten Eden ehemals gelegen haben soll. Raubsüchtige Araber machen es hier unsicher. — Schön und gesund sind Mekka, Mosko und Sannah. —

Die warmen Bäder und das dabey übliche Reiben, Dehnen und Kneten der Glieder, welches man hier Schampuen nennt, geschiehet auch hier, wie im ganzen Orient. — Nichts ist dem Araber mehr zuwider, als Schmutz; diesen entfernen sie nicht allein sorgfältig von ihren Nägeln, Haaren und andern Theilen des Körpers; sondern das weibliche Geschlecht darf während seiner periodischen Reinigung nicht einmal das Gebet verrichten. Die Beschneidung ist hier nicht allein unter

den Mannspersonen gemein, sondern es werden auch zu Mocha die Mädchen im zehnten Jahre beschnitten. — Die Zahl der Krankheiten ist hier sehr geringe. Die vornehmste ist der Aussatz, von dem man, nach Niebuhr, drey Arten zählt. Die geringste ist der Boback, von dem schon oben Erwähnung geschehen. Die zweyte Art, welche Barras heißt, unterscheidet sich dadurch von dem Boback, daß er sich über den ganzen Körper erstreckt, und daß die Haare, welche im Boback schwarz bleiben, hier weiß werden. Die dritte ist die schlimmste Art, und heißt Lepra oder Elephantiasis. — Anfangs kündiget sich dies Uebel an durch rothe oder weisse Flecken, die sich entweder in eine blasse oder bleiche Farbe verändern, und die allerhand Oerter des Körpers, am liebsten aber doch die mit Haaren bewachsenen Stellen, als den Kopf, unter den Armen, am hintern und untern Theile des Afters, einnehmen; sie sind oft sehr klein, von der Größe eines Pfennings, und nehmen zuweilen in Jahresfrist, wenn sich der Patient an eine gute Diät hält, nicht um eine Linie zu. — Daher es nicht leicht ist, die Krankheit zu erkennen und zu unterscheiden, ob es der wahre Aussatz sey oder nicht. Das sicherste Merkzeichen aber davon ist der Mangel des Gefühls in diesem Fleck. Man kann mit Nadeln bis auf den Knochen, ohne Schmerz zu verursachen, stechen, oder auch mit

Feuer

Feuer den Ort brennen, wobey der Patient nichts empfindet. — So bald aber die Ohrlappen, das Ohr, die Nase, das Gesicht und mehrere Theile, als Finger und Zähen zu geschwellen, die Farbe zu ändern, in Eyterung und böse Geschwüre überzugehen anfangen; so ist kein Zweifel, des Aussatzes wegen, mehr vorhanden. Schwellen die Füsse, und nehmen sie das Ansehen von einem Elephantenfuß an; so wird's die Elephantiasis genannt. — Das heisse Clima; die Nothwendigkeit, oft schlechtes Wasser zu trinken; schlechte Nahrungsmittel; Müssiggang und angeerbte Disposition sind in diesem Lande davon die Ursache. — Noch mehr wird aber die Ausbreitung dieses Uebels dadurch befördert, daß Aussätzige unter einander heyrathen; — ob man gleich jetzt gewohnt ist, die damit Befallenen von der menschlichen Gesellschaft abzusondern. — Unter die vielen Mittel, die man gegen dieses Uebel versucht hat, gehört auch die Castration, wodurch die Araber das Uebel zu heilen suchten. —

Eine zweyte Hautkrankheit in Arabien ist die Nachtblatter Epinyctis. — Die Yaws sollen auch hier zu Hause seyn. — Endlich gehört der Rexvenwurm (Dracunculus-vena medinensis) auch hierhin. Dies ist ein fadenförmiger, sehr dünner und langer Wurm, der sich am häufigsten an den Beinen, besonders am Schienbein, unter der Haut ein-

einnistet; lange versteckt bleibt, bis er sich endlich durch ein kleines Geschwür zu erkennen giebt. Wird er alsdenn völlig ausgerottet; so erfolgt weiter nichts böses; da hergegen, wenn er abreißt, die grausamsten Zufälle darauf folgen. Die Araber wickeln ihn, mit vieler Geschicklichkeit, auf Seide oder Baumwolle heraus. — Nirgends ist dies Uebel in Arabien häufiger, als zu Jemen. Man hat hier Beyspiele, daß ein Mensch vier an den Füßen und und einen am Arm gehabt habe. — Einige giftige Thiere giebts hier auch. Niebuhr sahe einen Menschen, der von einer giftigen Schlange war gebissen worden; der Schech am Orte zerschnitt das Fleisch und die Wunde selbst mit einem Scheermesser; nahm Knoblauch in den Mund, und saugte nun das Gift aus der Wunde. — Blasensteine kommen auch vor, und dagegen hat man folgende Cur; — Man sprützt eine schwache Auflösung von einem Laugensalze mit gereinigtem Fett vom Schweise eines Schaafs, mit Opium vermischt, in die Blase.

Von der fürchterlichen Pest ist wenigstens die Provinz Jemen frey. — Aber zu Mocha und zu Bassora herrschen jährlich, ein paar Monate lang, epidemische Seuchen. Da die Araber so gesunde Leute sind, so schätzen sie die Aerzte nicht sehr; sie legen sich auch eher auf die Pferdearzeneykunde, als auf die Medicin selbst. Die zweyte Ursache ih-

rer Verachtung muß man in ihrem Aberglauben und vermeyntlichen geheimen Wissenschaften, wodurch sie übernatürliche und unmögliche Dinge würklich machen zu können glauben, suchen. Zu diesen nehmen sie auch in den meisten Krankheiten ihre Zuflucht, und daher haben sie gegen viele Sachen einen Abscheu, als z. B. gegen Clystiere. Sie halten mehr vom Schröpfen, Salben und Reiben: — durch Hülfe der Bäder und des Schampuens sahe Rookes einen alten Wassersüchtigen Mann wieder besser werden. Der berühmte Reaumur erzählt ganz was ähnliches, das sich zu Rosette mit einem Wassersüchtigen zugetragen hat. Er wurde stark mit Oel geschmiert, und 24 Stunden lang in einer großen Wärme gehalten, worauf er zu uriniren anfieng, und von seinem Uebel befreyet wurde. Gegen Kopfschmerz gebrauchen sie das Scarificiren des kahl geschornen Kopfs, und lassen das Blut laufen. Auch von den Blutigeln machen sie Gebrauch: — desgleichen vom Brennen. Niebuhr sahe auf dem Schiffe, worauf er reisete, daß man den Schiffsjungen, der über Colik geklagt hatte, mit einem glühenden Eisen so nachdrücklich brannte, daß er in Zukunft nie wieder darüber klagen konnte. — Das Inoculiren der Blattern ist hier gebräuchlich, besonders unter den Beduinen-Arabern: — sie verrichten das ganze Geschäfte mit einem Dorn, worauf sie frische Ma-

terie nehmen, und unter die Haut desjenigen schieben, der eingeimpft werden soll. —

Folgende Methode, das verrenkte Bein wieder einzurichten, wird jedermann sonderbar und in seiner Art einzeln nennen. Niebuhr erzählt den Fall. — Eine Frau, die sich das Bein verrenkt hatte, setzte der Mann auf einen hungerigen Maulesel, dem er hierauf eine Menge trockene Gerste zu fressen, und darauf Wasser zu saufen gab. So wie sich der Leib des Thieres ausdehnte, wurde auch das Bein der Frau gedehnt, und nun konnte der Mann die Einsetzung leicht verrichten. — Aus dem Mark der Tamarinden wird mit Zucker ein angenehmes, kühlendes, und Fieber vertreibendes Getränke allhier gemacht. — Reisende Kaufleute, die durch die Wüsten Arabiens gekommen waren, versicherten dem Bontius, daß man seinen Durst nicht mit blossem Wasser stillen könne, und daß man wenn man es thäte, leicht in Cachexie verfalle: besser sey es, mit Wein oder Brandewein, den man zum Wasser gegossen, solches zu thun. Die Araber selbst aber können viele Tage nach einander Durst leiden, und wenn sie dies fünf Tage lang gethan haben, so sollen sie bestimmen können, an welchem Orte unter der Erde Wasser vorhanden sey, nachdem sie vorher das Erdreich und die Pflanzen betrachtet. Ihr Geruch ist auch über die Maaßen fein: sie können ein entronnenes Kameel

unter

unter tausend andern dadurch unterscheiden. — Niebuhr. — Auch folgende Nachrichten sind von ihnen merkwürdig, nach dem Bericht dieses nemlichen Verfassers: sie nehmen auf ihren Reisen Knoblauch und Rosinen mit sich; sie gebrauchen solche, um Menschen, die von den heissen Winden erstickt sind, damit wieder zurecht zu bringen. — Um sich recht stark zu machen, zerhacken sich die gemeinen Leute, besonders die Lastträger zu Bassora, das Fleisch unter den Waden, damit das Blut herausströme. — Um das Blut, nach einer geschehenen Amputation, zu stillen, stecken sie den Stumpf in gekochtes Oel. — Zahnschmerzen sind, ausser zu Bossora, unbekannte Uebel, weil die Araber den Mund so rein halten. — Die Beduinen Araber, die einen Abscheu für Aderlaß haben; keine Arzeneyen gebrauchen; im höchsten Nothfall einen geschriebenen Zettel, der von einem Bech geholt ist, verschlucken, tragen alle ihre Unpäßlichkeiten geduldig, und sagen: Gott sey nur allein Arzt. — Rosenmüller. —

Arabien versorgt die Apotheken mit der Wurzel des Pyrethri; mit Pistacien; Tamarinden; Opobalsamum; Weyrauch; Gummi Galbanum; Myrrhen und dergl. mehr. —

Auße-

Außerordentliche Bildungen.

So genau als sich die Natur an ihre Gesetze bindet, so verläßt sie bisweilen dieselben doch; und sie bleibt auch bey diesen ihren Verirrungen in den Augen desjenigen bewundernswürdig, welcher ihre Werke schätzen, und in ihre Geheimnisse eindringen kann. Glücklich ist der, vor dessen Augen sie den Vorhang aufhebt, und dem sie die Endursachen ihrer Wirkungen begreifen läßt. Allein nur wenige können sich eines solchen Glücks rühmen, und man erlangt dasselbe bloß durch eine tiefe Einsicht in ihre verschiedene Werke. Demjenigen also, welcher sich um dieses Glück bewirbt, muß viel daran gelegen seyn, alle sonderbare Erscheinungen der Natur zu wissen, sie zu sammlen, mit Fleiß über sie nachzudenken, und so viel, als möglich ist, in die Verhältnisse einzudringen, welche unter ihnen statt finden können. Diejenigen Naturerscheinungen, welche ich unter diesem Abschnitte sammlen will, sind von einer besondern Art, und verdienen eine desto genauere Aufmerksamkeit, je mehr sie sich von den allgemeinen Gesetzen entfernen, welche sich die Natur bey Hervorbringung belebter Wesen vorgeschrieben zu haben scheint. Ich will hier bloß die ungestalten und außerordentlichen Bildungen berühren, welche man unter dem menschlichen Geschlechte antrifft. Es giebt zwar bey verschiedenen

andern

andern Thierarten ähnliche, und eben so mannichfaltige Abweichungen von der natürlichen Bildung, welche ohnstreitig von den nämlichen Ursachen abhängen.

Wie viele Muthmassungen, wovon die eine immer mehr Einnehmendes hat als die andere, hat man nicht gewagt, um diese Arten von Ungestaltheiten zu erklären! Ich will von denjenigen, welche bey den Gelehrten am meisten in Ansehen gestanden haben, weiter unten unter dem Artickel Einbildungskraft, welchen man ebenfalls mit dem jetzigen vergleichen muß, einen hinlänglichen Abriß mittheilen.

Die ungestalten Bildungen, wovon ich jetzt reden will, sind ausserordentlich vielfach, und man würde, wenn man alle Beobachtungen dieser Art sammlen wollte, leicht ein ganzes Buch damit anfüllen können. Allein ausserdem, daß man mich in diesem Falle einer unnöthigen Weitschweifigkeit beschuldigen könnte, so würde ich ohnstreitig durch die Menge der sich bey ihnen ereignenden Zufälle eine genauere Kenntniß derselben nur noch mehr erschweren. Ich habe daher geglaubt, daß es hinreichend, und sogar nützlicher seyn würde, wenn ich mich nur auf eine gewisse Anzahl einschränkte, dieselben aber in eine solche Ordnung brächte, damit man ihre Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten zu übersehen im Stande sey.

Die

Die ungestalten Bildungen lassen sich in mehrere Classen theilen. Es giebt Mißgeburten, welche mehr Theile als gewöhnlich haben, bey andern fehlen Theile, und bey noch andern haben dieselben eine falsche Stelle eingenommen: hernach will ich nur noch einige Worte von den so genannten Muttermählern sagen.

Mißgeburten, bey denen Theile zu viel sind.

Die Frau eines Holzhackers, Johann Gourdain's, welcher in Cigny, einer Vorstadt von Saint Dizier, wohnte, gebahr 1771 am siebenten des Brachmonats im siebenten Monate ihrer Schwangerschaft ein ungestaltes Kind, welches vierzehn Zoll lang, und fünf Pfund schwer war.

Dieses Kind hatte, nach dem Zeugnisse des dasigen Arztes, Herrn Marisy, zwey wohlgebildete Köpfe; beyde hatten zwey Augen und zwey Ohren; beyde waren bis an die Augenbraunen mit Haaren bewachsen. In dem Munde des rechten Kopfs waren an der obern Kinnlade schon drey, und an der untern ein Zahn zu sehen: in der Oberlippe war eine Hasenscharte.

Die Oberlippe des linken Kopfs war ein wenig gespalten; der obere Kiefer hatte sechs Zähne, und in dem untern waren die beyden Eckzähne durchgebrochen. (Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer

Rathgeber.

Fünfzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 10ten December 1796.

Stendal.

Samuel Gottlieb Vogels = Hofrath und Professor in Rostock = Kranken-Examen: Oder allgemeine philosophisch-medizinische Untersuchungen zur Erforschung der Krankheiten des menschlichen Körpers. 209 S. 8°. 1796. Bey Franzen und Grosse.

Der Hr. Verf. gab in der Vorrede zum ersten Theil seines praktischen Handbuchs einen kleinen Entwurf eines Kranken-Examens, und äußerte dabey den Vorsatz, ein andermal denselben umständlicher auszuführen; in vorliegender Abhandlung hat er dieses Versprechen erfüllt, und dem medizinischen Publikum ein interessantes Original-Werk, wodurch eine wichtige Lücke in unserer Wissenschaft ausgefüllet wird, geliefert. Er verspricht in einem zweyten Theile das speciellere Kranken-

Examen hinzuzufügen, welches in das Wesen und die Natur einzelner Krankheiten selbst eindringt. Der Inhalt des Buchs ist folgender. Einleitung. Wichtigkeit und Hindernisse des Kranken-Examen. Erstes Kapitel. Allgemeine Regeln, deren Beobachtung zu einem zweckmäßigen Kranken-Examen erforderlich ist. Zweites Kapitel. Allgemeine Regeln, welche bey der Untersuchung der Krankheiten der Kinder zu beobachten sind. Die Art des Schreiens der Kinder, verdient bey unserer mangelhaften Kinder-Semiotik vorzüglich erwogen zu werden; denn es ist gewiß, ein Kind schreit anders, wenn es wirklich krank ist, und Schmerzen hat, anders wegen Hungers, anders aus Eigensinn und Bosheit und die Unterscheidungszeichen liegen überhaupt in der Feinheit und Grobheit, Stärke und Schwäche, dem Steigen und Fallen, des Tons, in der anhaltenden, nachlassenden und abbrechenden Fortsetzung des Weinens und Schreyens. Unaufhaltsam und gleichmäßig fortdaurendes, keiner Besänftigung und Zerstreuung nachgebendes, feintönendes Geschrey wird bey sonst gleichen Umständen weit eher auf einen inflamatorischen Schmerz deuten, als ein unterbrochenes abwechselnd stärkeres und schwächeres, schnell nachlassendes und eben so schnell wieder beginnendes Schreyen, woraus man dagegen vielmehr auf wandelbare Reize und Krämpfe wird schließen dürfen.

dürfen. Drittes Kapitel. Allgemeine Regeln, welche bey der Untersuchung der Krankheiten der Frauenzimmer zu beobachten sind. Immer muß sich der Arzt wohl errinnern: daß das Frauenzimmer im Ganzen flatterhaft, sanguinisch, leidenschaftlich, zu abwechselnden Launen sehr geneigt ist; daß es scharf beobachtet, leicht versteht und auffaßt; daß alles schnell, aber vorübergehend, auf dasselbe wirkt, ausser was die Springfedern beleidigter Eitelkeit und Ehre in Bewegung setzt, und daß es daher schwerlich sobald eine Beleidigung vergißt; ferner daß Schönheitstrieb, Eifersucht, Neugierde, Liebe, oft seine Denkungsart und Handlungen vorzüglich bestimmen und leiten. Ganz vorzüglich viel, kann auch der Arzt durch ihre Imagination wirken, die oft so ungemein lebhaft und empfindlich ist, daß ihre Krankheiten daher die verstellendsten Gestalten erhalten. Eine Kleinigkeit, die sie sehr interessirt, kann auf einmal die ganze Szene verändern. Der Herr Verfasser sahe daß ein einziges den Focus ihrer Imagination, den Mittelpunkt ihres Herzens treffendes Wort, eiskalte Hände wieder warm machte, Krämpfe beruhigte, und dem Gesichte seine Farbe wieder gab. Viertes Kapitel. Allgemeine Regeln, welche bey den Untersuchungen ihres Verstandes beraubter Personen zu beobachten sind. Fünftes Kapitel. Summarische Darstellung der sämtlichen Untersuchungs-

puncte zur Erforschung einer Krankheit. Sechstes Kapitel. Allgemeine Fragen und Untersuchungen, welche zur Kenntniß des kranken Individuums führen. Alter. Geschlecht. Aeußerer Bau und übrige äußere Beschaffenheit des Körpers. Gewöhnliche Beschäfftigungene Ehelicher und eheloser Stand, Clima, Vaterland, Locale, Wohnung. Politische und andere Verhältnisse und Verbindungen. Häusliche Umstände. Gemüthsbeschaffenheit, Charakter, Denkungsart. Verstandeskräfte, Geistescultur. Lieblingsneigungen. Gewöhnlicher Umgang. Gewohnheiten. Lebens- und Nahrungsart. Körperliche Konstitution. Localschwächen. Temperament. Siebentes Kapitel. Allgemeine Fragen und Untersuchungen, welche näher zur Kenntniß der Krankheit führen. Physionomie des Kranken. Lage. Stellung, Gang. Gesundheitsgeschichten des Kranken, Gesundheitsgeschichte der Eltern und Großeltern. Gebrauchte Arzneyen und Aerzte in vormaligen Krankheiten. Idiosyncrasieen. Naturtriebe. Herrschende Krankheitscharakter. Ansteckung. Epidemie. Endemie. Achtes Kapitel. Allgemeine Fragen und Untersuchungen, welche die gegenwärtigen Abweichungen vom natürlichen Zustande selbst betreffen. Innere und äußere Empfindung des Kranken. Anfang und Fortgang der Krankheit. Der Puls. Der Athem. Die Kräfte. Der Kopf. Die Haare. Der innere und äußere

Hals.

Hals. Das Schlucken. Die Brust. Der Unterleib. Die Eß- und Trinklust. Der Rücken. Der After. Das Sehen und die Augen. Die Augenlieder. Die Gegend um die Augen herum. Die Thränendrüsen. Die Haut. Die Nägel. Der Geruch. Die Nase. Der Geschmack. Die Zunge. Der ganze innere und äußere Mund. Das Gehör. Die Ohren. Die Leibesöffnung. Der Harn. Die Ausdünstung. Der Auswurf. Ekel, Uebelkeit, Erbrechen. Das Blut. Die Geburtstheile und ihre Verrichtungen. Die monatliche Reinigung. Der Schlaf. Schwangerschaft. Kindbett. Neuntes Kapitel. Allgemeine Untersuchungen, welche die Verbindung der Krankheitszufälle betreffen. Zehntes Kapitel. Allgemeine Untersuchungen, welche den Nutzen oder Schaden vieler auf den Kranken wirkender Dinge betroffen. Eilftes Kapitel. Allgemeine Untersuchungen, welche die Crises der Krankheiten betreffen. Zwölftes Kapitel. Allgemeine Untersuchungen, um zu bestimmen, ob die mit der Krankheit vorgehenden Veränderungen der Natur, der Cur, oder andern zufälligen Ursachen zuzuschreiben sind. Von des Herrn Verf. Manier in einer delikaten Sache auf den Grund zu kommen, und die Krankheits-Ursache zu heben, will ich folgendes Beyspiel von einer Unterredung mit einem sehr zurückhaltenden und morosen Mann, dessen Gattin wegen seiner Unmäßigkeit im Ehebette mit oft wiederkehrendem

Mutterblutfluß und Nervenleiden behaftet war, mit seinen eigenen Worten anführen.

Ich. Ihre Frau Gemahlin verlieren noch immer so viel Blut, das immer wieder kommt, so oft es gestillt wird, davon wird sie immer Nervenschwächer, welker, blasser. Die besten Mittel wirken immer nur auf einige Zeit. Dann ist auf einmal alles wieder, wie vorhin.

Der Mann. Giebt es keine Mittel, diesem Uebel kräftiger und gründlicher abzuhelfen?

Ich. Es ist zuweilen überaus schwer, die Ursachen dieser Krankheit zu ergründen. Es muß eine Ursache bey Ihrer Frau Gemahlin vorhanden seyn, welche der dauerhaften Wirkung meiner Mittel im Wege steht.

Der Mann. Nun, und welche Ursache könnte dann das seyn? Können sie diese Urche nicht ausfindig machen?

Ich. Es ist höchst wahrscheinlich ein Reiz, der das Blut nach diesen Theilen hinlokt, den ich aber ohne ihre Beihülfe so wenig erfahren, als entfernen kann.

Der Mann. Erklären sie sich deutlicher.

Ich. So innig Sie gewiß die Besserung Ihrer Frau Gemahlinn wünschen, so fest bin ich überzeugt, Sie werden ihr zu Liebe auf meinen Rath eine lange Zeit jeden andern Wunsch aufgeben,

der ohne Nachtheil für die Frau Patientinn jetzt nie befriedigt werden kann.

Der Mann. Meine Frau ist immer sehr mit mir zufrieden. Nichts ist mir so theuer und werth, als meine Frau. Ich weiß nicht —

Ich. Alle Aerzte stimmen darinn überein, daß das Blut nach jedem gereizten Orte hindrängt, und in demselben daher Erhitzung, Blutanhäufung entsteht. Einem Frauenzimmer dem schon Blut aus dem Schooße strömt, schadet darum durchaus jede —

Der Mann. Also gar nicht, meynen Sie?

Ich. Bevor nicht in 8 Wochen kein Tropfen Blut weiter geflossen ist, gar nicht!

Der Mann. Meine Frau hat aber nie über etwas geklagt, was mich hätte müssen aufmerksam machen, Gewohnheit macht doch viele Dinge unschädlich. Sie sind kein Ehemann

Ich. Sie sind ein gesunder, starker Mann, Ihre Frau Gemahlin zart, empfindlich, reizbar und schwach. Bedenken Sie! Ihre Frau Gemahlinn kennt die nachtheiligen Wirkungen dieser Ursache so wenig, wie Sie. Ich bin verpflichtet, Ihnen zu bekennen, daß mir eine gründliche Heilung Ihrer Frau Gemahlinn von ihrem lästigen und ausnehmend angreifenden Uebel ohne eine gänzliche und lange Enthaltung nicht möglich scheint.

Sie haben dies nicht gekannt, sind sehr zu entschuldigen u. s. w.

Der Mann. Dann bin ich wohl gar schuld an dem Unglücke meiner Frau. Dies macht mich sehr betreten und traurig. Verlassen Sie sich auf mich —

Frankfurt am Mayn.

Gesundheits-Almanach oder medizinisches Taschenbuch auf das Jahr 1797. Aerzten und allen Liebhabern der Gesundheit gewidmet von D. Joh. Valentin Müller. 220 S. 8°. In der Andreäischen Buchhandlung.

Der Inhalt dieses Almanachs, welcher gemeinnützige medizinische Wahrheiten bey dem lesenden Publikum in Cours zu bringen zur Hauptabsicht hat, enthält folgende Rubriquen: Kalender. Wo statt der gewöhnlichen Namen, ein Namenverzeichniß berühmter Aerzte, mit kurzer Schilderung ihres Verdienstes eingerückt ist. Umriß des Ganges der heutigen medizinischen Litteratur. Alle Fächer der Medizin werden kürzlich durchgegangen, und das Wachsthum, und die noch etwaigen Mängel berührt. Einfluß der Arzneywissenschaft auf das Wohl des Staates. Die Sophistereyen womit man

den

den Werth der Arzneykunst hat bestreiten wollen, werden widerlegt, es wird gezeigt, daß der blühende Zustand eines Reichs, blos sich nach der Menge der Unterthanen richte, daß die Arzneykunst das Leben der Menschen sichert, und also den größten Einfluß auf das Wohl des Staates äußert. Der Schaden welcher durch die Afterärzte angestellt wird, wird gerügt. Der Mensch überhaupt betrachtet. Medizinische Kurmethoden bey verschiedenen Nationen. Von den Pflichten der Aeltern gegen ihre noch ungebohrnen Kinder. Die Bedingungen in Ansehung des Alters bey Eheleuten werden bemerkt, auch die Cautelen in Ansehung der Erziehung junger Personen beyderley Geschlechts angegeben, vor denen Ausschweifungen der Wollust im Ehebette gewarnt, auch die diätischen Regeln für Schwangere angeführt. Tödtliche Zufälle der Neugebohrnen in den ersten Tagen des Lebens. Enthält Cautelen, welche bey der Belebung todtscheinender Kinder müssen in Acht genommen werden. Warnung für Verkältung des Kopfes. Beschreibung des Kinnbackenkrampfs und seiner Behandlung. Einige allgemeine Vorschriften für Frauenzimmer, die an schmerzhafter monatlicher Reinigung leiden. Die Kur dieses Zufalls wird nach den verschiedenen Ursachen angegeben. Muttermäler. Daß sie ihren Ursprung der mütterlichen Einbildungskraft zu

danken

danken hätten, wird widerlegt. Nachtwandler. Ueber die Kleider in medizinischer Rücksicht. Sie werden betrachtet in Ansehung des Einflusses welchen sie in Rücksicht ihrer Substanz, Ihres innern Gehalts, und ihrer Form auf die Gesundheit äußern. Ein Beytrag zur Damen-Toilette. Die vorzüglichsten Schönheitsmittel werden kürzlich durchgegangen. Kalender-Vorurtheile. Etwas über die Faulfieber-Epidemie, so in Frankfurt in denen Jahren 1793 und 1794 geherrscht. Vorschriften zur Wiederbelebung ertrunkener Personen.

Außerordentliche Bildungen.

Fortsezzung.

Bis auf die Schultern waren beyde Hälse geheilt; hier vereinigten sich beyde kleine Körper vermittelst der Brust und des Brustbeines, so daß jeder vorn eine Brust, eine Schulter, einen Arm, einen Vorderarm und eine vollkommen wohlgebildete Hand hatte. Die zwey andern Aerme aus der Schulter kamen, wo sich beyde Körper vereinigten und hiengen mit einander durch eine Haut zusammen. Die zween Vorderärme und Hände waren nicht verwachsen. Von aussen schien diese Mißgeburt nur einen Unterleib zu besitzen, man sahe nur einen Nabel mit einer aus demselben entstehenden Nabelschnur, welche

welche bey der Geburt abgeschnitten wurde. Die Entbindung hielt so schwer, daß die Frau bald darauf, ohne entbunden zu werden, hülflos starb. Diese Mißgeburt war männlichen Geschlechts; sie hatte nur zween natürlich gebildete Füße.

Am Hintern sahe man einen fleischigen ungestalten Auswuchs ohne Gelenke, ohngefähr vier Zoll lang, und einen kleinen Finger stark. Am Ende desselben entdeckte man etwas einer großen Fußzehe Aehnliches, woraus man schloß, daß dieses die zween andern fehlenden Füße wären. Dieser Auswuchs kam eben so, wie die Aerme, am hintern Theile des Körpers, auf der rechten Seite zum Vorschein. Der gemeine Mann hielt ihn für einen Schwanz.

Herr Gerard, ein Wundarzt, öfnete diesen ungestalten Körper, und fand in der Brusthöhle zwey mit einander zusammengewachsene Herzen, welche in einem einzigen Herzbeutel lagen: jedes derselben hatte seine eigene Herzkammer, Vorkammer, große Schlagader u. s. f. Die Lunge hatte auf jeder Seite zween Lappen: zwo Säulen von Wirbelbeinen giengen am obern Theile des heiligen Beins in eine einzige über. In der Bauchhöhle fand man zwo zusammengewachsene Lebern, zwo Gallenblasen, zween Magen, und auf jeder Seite nur eine einzige Niere, wovon die Harngänge sich in eine einzige Blase endigten. Auf jeder

Seite

Seite des Bauchs lagen die engen und weiten Därme von jedem kleinen Körper, welche aber in dem Becken, welches nur einfach war, mittelst eines einzigen Mastdarmes in einem verwachsenen After zusammenkamen.

Beym Tulpius findet man eine ähnliche Beobachtung, nur mit dem Unterschied, daß die von diesem Schriftsteller beschriebene Mißgeburt mit den beyden Köpfen verwachsen, daß die Füße einwärts gekehrt, und die zween am Rücken hervorgewachsenen Aerme bis zur Handwurzel mit einander vereinigt waren.

Folgende Mißgeburt gleicht der ersten genauer als die vorhergehende. Eine acht und zwanzigjährige Frau eines Bauern aus Chevroux hatte schon mehr wohlgestaltete Kinder gebohren, kam aber im Jahre 1773 am vierzehnten des Wintermonats nach einer gewöhnlichen Schwangerschaft mit einer Mißgeburt nieder, welche weit kleiner war, und weniger wog, als Kinder von vollkommener Reife.

Dieses Kind hatte zween wohlgebildete Köpfe, wovon aber der linke um den vierten Theil größer war, als der rechte. Jeder Kopf hatte zwey Augen, zwey Ohren, eine Nase, einen Mund, jedoch ohne Zähne, und einen zu den andern Theilen verhältnißmäßigen Hals, welcher bis auf die Schulter von dem andern getrennt war. Mit einem Worte, an beyden Köpfen sahe man nichts beson-

ders, der rechte oder der kleinste gab eine halbe Stunde lang Zeichen des Lebens von sich, allein der andrre lebte bloß einige Minuten. Die Mutter stand bey der Geburt viel aus, allein sie erholte sich wieder, und befand sich damals, wie Herr Gacon, Arzt dieses Ortes, diese Beobachtung aufzeichnete, vollkommen wohl.

Wenn man dieses Kind von vorne betrachtete, so sah man bloß zween Aerme, weil die beyden Brusthöhlen vorn, oder da, wo sich der Hals endigte, vermittelst einer Haut vereinigt waren, welche auf jeder Seite zwischen dem Brustbeine und der Brust so anhieng, daß man nur zwo Brüste sah. Die beyden andern waren an dem Orte der Verbindung dieser zween Körper versteckt; eben so verhielt es sich mit zwoen Schultern und einem Theile der Schlüsselbeine. Unterdessen bemerkte man zwey Brustbeine, welche sich aber in einem einzigen schwerdförmigen Fortsatze endigten. Hieraus könnte man vielleicht schliessen, daß die zwo Speiseröhren ebenfalls nur in einem einzigen Magen sich geöfnet, und daß der Unterleib, welcher ebenfalls nur einfach war, nur die Eingeweide eines einzigen Körpers enthalten habe. Diese Muthmaßung wurde dadurch noch mehr bestätiget, weil man äusserlich nur einen Nabel, ein Becken, ein männliches Glied, und zween Füße bemerkte, an deren Bildung nichts widernatürliches anzutreffen war.

Wenn

Wenn man diese Mißgeburt von hinten betrachtete, so sahe man zween andere eben so große und wohlgebildete Aerme, als die beyden erstere: beyde waren mit einander so verbunden, als wenn sich zwo Personen umarmen, so daß der Arm des linken Kopfs über die Schulter des rechten geschlagen war. Dieses verursachte, daß die beyden Brusthöhlen von hinten bloß unter den Achseln mit einander vereinigt waren. Von dieser Seite konnte man vier Schulterblätter, vier Arme, vier Rippenreihen, und zwey Rückgrade bemerken: letztere vereinigen sich um die Gegend der Lenden herum, und dadurch bildeten sich nur zwo Hüften, zween Hinterbacken und ein After. Man fand, daß sich die zum großen Kopfe gehörige Brusthöhle gebogen hatte, um sich mit der andern zu vereingen.

Von dem innern Baue dieser Mißgeburt weiß man nichts, weil ihr Vater darauf bestand, sie in Brantewein zu setzen, und sie hernach vor Geld sehen zu lassen.

Folgende Mißgeburt ist noch merkwürdiger weil sie so lange lebte, daß man wenigstens einiges von den thierischen Geschäften derselben wahrnehmen konnte.

Im Jahre 1664 im Christmonate kam nahe bey Salzburg eine Frau mit einer Tochter nieder, und gebahr eine Stunde hernach noch eine, welche zween einander gerade entgegenstehende Köpfe, vier

Aerme,

Aerme, einen Unterleib und zween Füße hatte. Diese Mißgeburt lebte ohngefähr zween Tage, nahm die ihr gereichten Nahrungsmittel mit jedem Munde zu sich, und gab den Unrath durch den gewöhnlichen Weg wieder von sich. Die Gesichtszüge des einen Kopfs waren weit munterer als des andern, unterdessen starb jener eine Viertelstunde vor diesem.

Im Jahre 1702 wurden zu Brest zwo Mädchen gebohren, welche mit einander um die Gegend des Magens vereinigt waren, und unter den Brüsten, die bey beyden sehr gut gestaltet waren, bis zum Nabel alle Theile nur einfach hatten. Sie besassen nur ein Herz, eine Leber, und eine Milz, allein eine jede hatte zwo Nieren, und alle Geburtstheile. Die Köpfe, Aerme und Füsse waren vollkommen wohl gebildet. Jede von diesen Mädchen wurde besonders getauft, sie starben aber alle beyde nicht lange nachher.

Man findet in dem Journal Encyclopedique im Windmonate des Jahres 1752, daß eine Frau aus dem nahe bey Brügge gelegenen Dorfe Zornkerka den dritten des Herbmonats des nämlichen Jahres von einem Knaben und Mädchen entbunden wurde, welche mit einander zusammengewachsen waren. Sie hatten zween Köpfe, vier Füße, vier Aerme, und nur einen Unterleib, in dessen Mitte sich der Nabel befand. Wenn eins dieser Kinder Speise zu sich nahm, so schlief das

andere: sie starben beyde in acht Tagen, und man glaubte, daß die üble Bildung des Mädchens, der der Hintere fehlte, den Tod des Knaben beschleunigt hätte.

Am ein und dreyßigsten des Christmonats des nämlichen Jahres wurde zu Bassiere in Poitou eine ähnliche Mißgeburt gebohren, wobey aber doch überdies noch besonders merkwürdig war, daß ihre Mutter gleich vorher schon einen Knaben zur Welt gebracht hatte. Es waren dieses zwo Mädchen, welche mit einander vom Halse an bis unter den Nabel verwachsen waren. Von vorne betrachtet hatten sie nur einen einzigen Rumpf. Man fand bey ihrer Oefnung das Herze, die Speise- und Luftröhre u. s. f. doppelt; sie hatten zwo Lebern, aber nur eine einzige Nabelschnur, welche sich in zween Theile theilte. Beyde Köpfe hatten ein gutes Ebenmaaß, und ihre Gesichter waren gegen einander gerichtet. Der rechte Arm des einen Kindes war vorn, und der linke des andern hinten herausgewachsen. Ein dritter Arm fand sich zwischen den beyden Rückgraden, und kam aus einem Schulterblatte, welches aus zweyen mit einander verknöcherten gebildet worden war. Die Theile dieses Arms waren alle einfach, bis zur Hinterhand, wo die Vereinigung zweer Hände merklich wurde, denn man sahe an derselben zehen sehr genau von einander getrennte Finger, welche bey dem sich berührenden Daumen mit einander verwachsen waren. Beyde Mädchen wurden lebendig gebohren, und empfiengen, so wie der wohlgebildete Knabe, die Taufe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer Rathgeber.

Ein und fünfzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 17ten December 1796.

Leipzig.

Kurt Sprengel's Handbuch der Pathologie. Zweyter Theil. Fieber. Entzündungen. 508 S. gr. 8°. in der Schäferischen Buchhandlung 1796.

Da es der vorzüglichste Zweck der Pathologie ist, uns mit dem wirklichen natürlichen Zustand des menschlichen Körpers bekannt zu machen: so dürfen auch in der besondern Pathologie nicht mehr abstrakte, sondern es müssen lauter concrete, wirklich vorkommende, zusammengesetzte Krankheiten abgehandelt werden. Sonst verwechselt man allgemeine und besondere Krankheiten-Lehre mit einander, und beyde verlieren ihre Anwendbarkeit. Gegen diese Wahrheit haben sich in ältern und neuern Zeiten alle die Schriftsteller versündigt, die dem herrschenden System, oder ihrer besondern Hypothese zu gefallen, Krankheiten erdachten, die

nie in der Natur so vorkommen. Der berühmte Hr. Verf. gehet von dem Grundsatz aus: daß die Medizin eine Erfahrungswissenschaft seye, und die Aerzte zum Handeln, und nicht zum Speculiren bestimmt sind; in dieser Rücksicht wendet er die Methode der ältern Empiriker auf die Pathologie an, giebt zuvörderst von jeder Krankheit, die sich durch ihre wesentliche Zufälle von andern unterscheidet, zuvorderst eine Hypotypose oder Nominal-Definition, dann wird nach den Regeln eben jener Schule, die Historie der Krankheit vorzüglich diagnostisch bearbeitet, die Prognose nach der Analogie angegeben, und in der Untersuchung der Ursachen, ganz nach Maaßgabe der Analogie, immer mehr die einfache Beobachtung der entfernten Ursachen vorgetragen. Wenn Erfahrungen nicht weiter reichen, so bedienet er sich des Epilogismus: Dieser giebt alsdann Grund zur wahrscheinlichen Vermuthung des Verborgenen, und Schutzwehr gegen die Einwendungen der Dogmatiker. Da wir glauben daß jedweder Arzt dieses Original-Werk selbst lesen und studiren wird; so begnügen wir uns die bloße Uebersicht anzugeben. Einleitung. Fieberhafte Krankheiten. Erstes Kapitel. Von dem Fieber überhaupt. Zweytes Kapitel. Von dem Wechselfieber. Drittes Kapitel. Von nachlassenden Fiebern, und zwar Katarrhal-Fieber, schleichendes Nervenfieber, hitziges Nervenfieber,

Faul-

Faulfieber / gastrisches Fieber / Zehrfieber. Entzündungen. Erstes Kapitel. Von der Entzündung und dem Entzündungsfieber überhaupt. Zweytes Kapitel. Ausgänge der Entzündung. Drittes Kapitel. Von der Entzündung des Hirns und seiner Häute. Viertes Kapitel. Von den Entzündungen des Auges. Fünftes Kapitel. Von der Bräune. Sechstes Kapitel. Von der Lungenentzündung. Siebentes Kapitel. Von der Entzündung des Herzens. Achtes Kapitel. Von der Entzündung des Zwerchmuskels. Neuntes Kapitel. Von der Entzündung der Leber. Zehntes Kapitel. Von der Magenentzündung. Eilftes Kapitel. Von der Darmentzündung. Zwölftes Kapitel. Von der Entzündung des Bauchfells und besonders vom Kindbettfieber. Dreyzehntes Kapitel. Von der Entzündung der Lendenmuskel. Vierzehntes Kapitel. Von der Entzündung der Nieren. Fünfzehntes Kapitel. Von der Entzündung der Harnblase. Sechzehntes Kapitel. Von der Entzündung des Uterus. Siebenzehntes Kapitel. Von den Entzündungen anderer Eingeweide des Unterleibes. Achtzehntes Kapitel. Von der Paronychie. Neunzehntes Kapitel. Von dem Rothlauf. Zwanzigstes Kapitel. Von dem Rheumatismus. Der dritte Band dieses Werks, welcher auf Ostern 1797 erscheinen wird, wird die Hautkrankheiten, die Krankheiten der Muskel-

rungen, und die schmerzhaften Krankheiten enthalten.

Kennzeichen der Güte und Aechtheit einiger der gewöhnlichsten Arzneyen.

Apotheken sind die Rüstkammern des Lebens und Todes; sind diese schlecht bestellt und unter keiner gehörigen Aufsicht, so können sie auf mancherley Art gefährlich und nachtheilig werden. Die Güte einer Apotheke bestehet nicht in dem großen Waarenvorrath, sondern vielmehr in gut bereiteten Arzneymitteln, und es ist das erste Augenmerk eines jeden klinischen Arztes, besonders aber eines Physikers, die Aechtheit und Güte der Arzneyen zu kennen, und dieselben zu besorgen, deswegen ich es für keine unnöthige Arbeit halte, einiges hierüber hier einzurücken. Ein guter Biesam muß, wenn man ihn mit einem Messer auf einem Papier zerreibt, glatt, glänzend, gelblicht, und ohne Grieß seyn, auch muß er sich, wenn man ihn auf ein glühendes Eisen legt, entzünden und fast ganz wegbrennen. Gutes Biebergeil muß in großen Beuteln enthalten, schwer und trocken, aber nicht ausgedorret seyn, auch einen durchdringenden, widerlichen Geruch haben, und ekelbitter schmecken; das nachgemachte riecht und schmeckt nicht stark, ist bröcklicht, harzigt oder fettig, man findet auch nicht,

so

so wie beym ächten dünne Häutchen darunter, auch sind die Beutel, worinnen es liegt, nicht so höckerigt und platt gedrückt, wie beym ächten. Rhabarber muß dicht und fest, doch aber nicht steinhart seyn, sie muß sich leicht zu Pulver reiben lassen, schön hellgelb aussehen, und wenn sie gekauet wird, dem Speichel eine Saffranfarbe mittheilen, ohne daß sie im Munde schleimigt oder klebrigt wird. Bey der Chinarinde ist der besondere Geruch und Geschmack der beßte Beweiß ihrer Aechtheit; jede Chinarinde, die sehr zusammenziehend oder bitter schmeckt, ist verdächtig, eine hellbraune, dünnschaligte, auswendig rauh, braun, schwärzlich aussehende, oder mit einem weißlichtem Moos bedeckte, und inwendig zimmetfarbige Chinarinde hält man für die beßte, auch muß eine gute Chinarinde sich dicht und glatt brechen lassen, und im Bruch glänzen, wenn man dieselbe in Wasser abkocht, so muß der Absud balsamisch riechen, und so lang er warm ist roth aussehen, wenn er aber kalt worden, und einen Bodensatz hat fallen lassen, eine bleiche Farbe bekommen. Manna die dunkelgelb, braun oder schwärzlicht aussieht, schmutzig, fett, unrein, schmiericht und klebricht ist, taugt nichts; gute Manna sieht weißlicht oder blaßgelb und einigermaßen durchsichtig aus, ist leicht, trocken und zerbrechlich, auch muß sie sich in dem Wasser völlig auflösen. Weinessig wenn er Kupfer ent-

hält, so wird er, wenn man Salmiakgeist hinzugießt, bläulicht. Gießt man in Wasser aufgelöste Pottasche hinein, und er wird trüb oder milchicht, und schlägt hernach ein weißes Pulver nieder, so hat er Bley in sich. Oft wird der Weinessig auch, um ihn recht scharf zu machen, mit Vitriolsäure vermischt, man erkennt diesen Betrug, wenn man in Salpetersäure Kreide auflöst, und etwas von dieser Auflösung in den Essig tröpfelt, ist er rein: so bleibt er klar, ist er mit Vitriolsäure vermischt, so wird die Kreide als ein Gips niederfallen. Ein ächtes Glauberisches Wundersalz muß, wenn man es in reinem Wasser auflöst, und die Auflösung helle werden läßt, alsdenn etwas aufgelöstes Weinsteinsalz oder reine Pottasche hineintröpfelt, helle bleiben. Aechter Spießglaßgoldschwefel muß in einem Tiegel, über welchen man noch einen gestürzt, und in Gluthitze gesetzt hat, vollkommen verdampfen, und nichts kohligtes oder erdigtes zurücklassen; auch muß sich ein ächter Goldschwefel gänzlich in Seifensiederlauge auflösen lassen. Aechtes Guajacharz, muß wenn es zu Pulver gerieben wird, grünlicht werden, und auf Kohlen geworfen, einen eigenen angenehmen Geruch von sich geben. Ein ächtes versüßtes Quecksilber muß folgende Proben halten: man löst zwey Quenten reinen Salmiak in zwey und dreyßig Loth Wasser auf, und thut alsdenn eine verhältnißmäßige Menge versüß-

tes Queckſilber hinzu, iſt das verſüßte Queckſilber gut und ächt, ſo darf ſich davon nichts auflöſen, und die Miſchung muß, wenn man Salmiakſpiritus oder eine reine Pottaſchenlauge hinzugießt, nicht trüb werden. Freſſender Sublimat giebt wenn er mit Arſenik verfälſcht iſt, auf Kohlen geworfen, einen knoblauchartigen Geruch, und macht im kauſtiſchen Salmiakgeiſt eine flockigte hie und da grünliche Auflöſung.

Einige Bemerkungen über die Viehſeuche.

Es iſt entſchieden, daß der Keim der Viehſeuche nicht in der Luft oder im Dunſtkreis oder durch mancherley Urſachen und Veranlaſſungen in dem Körper eines Thieres von ſelbſt entſteht und erzeuget wird, auch hat die Erfahrung und Theorie, die beſondere Meynung, als entſtehe die Viehſeuche von Inſekten oder Würmern hinlänglich widerlegt. Alle hiſtoriſche Nachrichten von unterſchiedenen Viehſeuchen beweiſen, daß die Hornviehſeuche in dieſem Jahrhunderte zuerſt aus Dalmatien nach Italien gebracht, und von dort aus durch ganz Europa verbreitet worden iſt; ſie entſteht alſo von einem beſondern Miasma, welches von an der Seuche kranken oder krepirtem Vieh durch die Luft, als das allgemeine Vehikel, weiter verbreitet, und durch das Einathmen vermittelſt der Lungen, oder

durch den Nasenschleim und den Speichel, die mit den Nahrungsmitteln genossen oder auf eine andere Weise in den Körper des gesunden Viehes gebracht, mit der Säftenmasse vermischt wird, und so die der Seuche eigenthümlichen Zufälle erzeuget. Hieraus erhellet, daß wenn man Mittel ausfindig machen könnte, die Verbreitung oder das Eindringen dieses besondern Keims in ein Land durchaus zu verhindern, man auch das Rindvieh dieses Landes vor der Seuche zu bewahren und zu schützen im Stande seyn werden. Fast alle Länder, deren Regenten oder Obrigkeiten durch Verordnungen und Gesetze die Viehseuche von ihren Ländern abzuhalten sich bemühen, haben den Weg durch Sperrung und Quarantainen eingeschlagen. Diese Abhaltungsmethode hat ihren großen Ruf und fast allgemeine Befolgung vermuthlich durch die bekannte Hülfe der Sperrung und Quarantaine gegen die Ansteckung der Pest erlangt; ich wünschte nur, daß ihr Nutzen auch so allgemein wäre, als die Gewohnheit sie anzuordnen. Während daß die Viehseuche in der Nachbarschaft des Landes wüthet, das man durch Sperrung wider das Eindringen derselben schützen will, steiget der Grundstoff der Seuche sowohl von den kranken als von den schon todten Thieren häufig in die Luft, und werden durch dieses allgemeine Vehikel in die nahe liegende Gegenden gebracht. Lentin hat wahrgenommen, daß sich diese

krank-

krankhaften Ausdünstungen sehr merklich angehäuft, und die Gestalt einer Wolke angenommen haben, und man sah, daß diejenige Dörfer, welche diese Viehseuchen Wolke vorüber gieng, von der Seuche frey bleiben, jene aber, auf welche sie sich lagerte, damit heimgesucht wurde. Wo kann nun eine Sperrung den Zug der mit dem Miasma beschwängerten Luft, oder den Zug einer solchen giftigen Wolke hindern oder hemmen? Und wie schwer ist es, den Raubvögeln, den Füchsen und den Hunden, an welchen oft die ansteckende Ausdünstungen haften, den Uebergang in das noch reine versperrte Land zu wehren? Auch durchkreuzen sich die Gränzen von mehrerer Herren Landen in Deutschland fast alle Stunde Wegs, und wie selten wird auf allen diesen Gränzen der verschiedenen Territorien die Sperrung mit gleicher Strenge beobachtet, deswegen denn diese Anstalten nie dem beabsichteten Zweck entsprechen. Man hat die Einimpfung empfohlen; allein die Schwierigkeit, diesem Vorbauungsmittel diejenige allgemeine Ausübung zu verschaffen, die unumgänglich nothwendig ist, wenn sie die gute Folge eines allgemeinen Vorbauungsmittels haben soll, macht allerdings den wichtigsten Einwurf gegen ihre allgemeine Einführung; es geht der Einimpfung der Rindviehseuche, wie der Pocken-Inoculation, eine Menge von Collisionen und Beschwerlichkeiten macht, daß sie

bis

bis jetzt nur als Privat-Vorbauungsmittel gilt und angewendet wird. Auch gegen die Privat-Einimpfung giebt es einige wichtige Einwendungen, der wichtigste Grund dagegen ist wohl, daß man durch sie in Gefahr ist, die Seuche an einen Ort hinzubringen, wo sie vorhero nicht gewesen, und vielleicht auch sonst nicht hingekommen seyn würde, und daß die dabey unvermeidlichen Kosten den Gewinn durch die Einimpfung sehr schwächen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Außerordentliche Bildungen.

Fortsetzung.

Bey Naturerscheinungen dieser Art würde es zu bewundern seyn, wenn solche Mißgeburten so alt würden, daß sie auf verschiedene ihnen vorgelegte Fragen antworten könnten; allein wir finden in allen Schriftstellern, welche ähnliche Beobachtungen gesammlet haben, kein Beyspiel, daß eine Mißgeburt lange gelebt hätte. Denn diejenigen, bey welchen einiges Leben wahrgenommen wurde, starben meistens während der Geburt, oder sehr bald hernach. Doch sollen in Wallis zwey Kinder so lange gelebt haben, daß sie mit einander reden konnten: wenn sie an den Tod dachten, welcher ihre Verbindung trennen würde, so sollen sie geweint haben; beyde starben aber zugleich. Die

genaue

genaue Vereinigung, welche zwischen dergleichen Mißgeburten statt findet, muß nothwendig das Schicksal des einen an das Schicksal des andern genau binden, und es würde ohnstreitig eines der größten Naturwunder seyn, wenn eines von solchen zusammengewachsenen Kindern das andere eine beträchtliche Zeit überleben sollte. Man hat zwar verschiedene Erzählungen von solchen Beyspielen, allein sie sind zweifelhaft, daß man in diesem Falle am sichersten geht, wenn man sie gar nicht glaubt.

Herr Hemery, Arzt zu Blois, schrieb im Jahre 1705, daß ihm in seiner Gegend zwey Kinder vorgekommen wären, welche am obern und hintern Theile des Kopfs so verwachsen waren, daß sie nur einen einzigen Hirnschädel hatten, und mit ihren beyden Gesichtern nach zwoen verschiedenen Gegenden zusahen. Alle übrige Theile des Körpers waren gut gebildet. Beyde waren gesund, und schienen ein langes Leben zu versprechen. Die Geburt war leicht, denn bey dem einen Kinde traten die Füße zuerst ein, bey dem andern aber kamen sie zuletzt.

Aus dem gemeinschaftlichen Hirnschädel schlossen einige Personen, daß diese Mißgeburt nur ein einziges Gehirn habe, und daß folglich der Pfarrer unrecht gethan habe, weil er sie als zwo verschiedene Personen getauft hätte. Unterdessen wenn man nach dem Zeugnisse des Herrn Hemery die Bewegun-

wegungen dieser Mißgeburt betrachtete, so schienen beyde Kinder von einander unabhängig zu seyn, und es war wahrscheinlicher, daß jedes von ihnen ein besonderes Gehirn gehabt habe, ob sie gleich durch keine knöcherne Scheidewand von einander unterschieden wurden.

Auch ist zu bedauren, daß man keine genauern Nachrichten von der zweyköpfigen Mißgeburt hat, welche von Geoffroy beschrieben worden ist; sie wurde im Jahre 1722 den vier und zwanzigsten des Weinmonats zu Domremy-la-Pucelle gebohren. Man muß sich, sagt Geoffroy, zwey Kinder vorstellen, wovon einem die untern Gliedmaßen vom Nabel an abgeschnitten, und welche beyde mit einander durch einen gemeinschaftlichen Nabel so vereinigt waren, daß das Ganze nur zwo obere Hälften zweener durch die untern Gliedmassen vereinigter Körper bildete. Beyde hatten einerley Richtung, und die Köpfe bewegten sich zu gleicher Zeit auf oder nieder. Im Mittel dieser Mißgestalt befanden sich einfache weibliche Schaamtheile, und an beyden Seiten bemerkte man zween Füße. Ganz anders sahe es auf der entgegengesetzten Seite aus, denn da war weiter nichts als der Stumpf eines Schenkels zu sehen.

Geoffroy setzt hinzu, daß diese Mißgeburt drey Wochen alt, sehr munter, und in seinen Theilen gut ausgebildet gewesen sey; daß sie von dem

Wirbel

Wirbel des einen Kopfs bis zum Wirbel des andern sechzehn und einen halben Zoll, und von dem Unterleibe bis an die äußerste Fußzehe einen Fuß lang gewesen sey. Beyde Kinder saugten an zwo Ammen, assen mit guter Eßlust Brey, und schienen gesund zu seyn. Bisweilen tranck das eine, wenn das andere schlief; beyde wurden unter einem gemeinschaftlichen Namen getauft.

Die Entstehung der Mißgeburten, setzt Geoffroy hinzu, ist gar nicht auffallend. Allein es würde sehr merkwürdig seyn, an solchen Mißgeburten, wenn sie einige Zeit lang leben blieben, die Verschiedenheit im Denken und Wollen zu beobachten, und wahrzunehmen, wie sich bey widersprechenden Aeußerungen der Seelenkräfte der Körper betrüge.

Im Jahre 1777 kam am dreyzehnten des Eismonats Elisabeth Broonfield zu Oxford mit einem Knaben nieder, der zween Köpfe, vier Aerme, und ein doppeltes Rückgrad hatte. Diese Mißgeburt war übrigens sehr gut gebildet. Allein die öffentlichen Nachrichten (die Gazette d'Angleterre), aus welchen ich diesen Fall entlehnt habe, melden nicht, ob diese Mißgeburt lebendig oder todt gebohren worden sey.

Am vier und zwanzigsten des Thaumonats des nämlichen Jahres kam die Frau eines Kochs in Boulogne-sür-mer im sechs und dreyßigsten

Jahre

Jahre ihres Alters, nachdem sie seit acht Jahren nicht gebohren hatte, mit zwey Mädchen nieder; welche von der linken Brust an bis an den Unterleib zusammengewachsen wären, und nur einen Magen, zwo Brüste, eine Bauchhöhle, einen Mutterkuchen mit einer einzigen Nabelschnur, vier Hinterbacken, vier Füße, eben so viel Hände, und zween gegen einander gekehrte Köpfe hatten. Sie lebten nicht länger als drey Viertelstunden. Die Mutter brachte in der Geburtsarbeit zwölf Stunden zu, allein sie erholte sich bald vollkommen wieder.

Dieses Jahr war sehr fruchtbar an ähnlichen Mißgeburten, denn am neun und zwanzigsten des Windmonats gebar eine Frau aus dem Kirchspiele Sainte Cecile, nahe bey Chantaunay, ebenfalls ein Kind mit zwey wohlgebildeten Köpfen, davon jeder seinen besondern Hals hatte, und mit einer sehr weiten Brusthöhle: die übrigen Theile des Körpers hatten ihre natürlichen Verhältnisse. Das Kind lebte nicht lange. In kurzem erholte sich die Mutter vollkommen wieder.

Der Abbe' de Louvois theilte im Jahre 1706 der königlichen Academie der Wissenschaften eine ähnliche Beobachtung mit. Es war nämlich ohngefähr drey Meilen von Charleville ein vollkommen wohlgebildetes Mädchen gebohren worden, an welcher ein anderes weit kleineres angewachsen war;

klär, dem, ausser dem Kopfe, nichts an seiner natürlichen Bildung fehlte. Beyde waren mit der Brust vom obern Theile des Brustbeins an bis zum knorplichten Ende desselben zusammengewachsen; die übrigen Theile hiengen gar nicht zusammen. Die beyden Füße, des kleinen Mädchens ruheten auf den Schenkeln des größern. Jede hatte einen besondern After, die kleine aber gab weit weniger Unrath von sich. Nur die größere hatte eine Nabelschnur, die beyden Aerme und Füße des kleinern Mädchens waren unbeweglich. Diese Mißgeburt hatte schon vier und zwanzig Tage gelebt, als de Louvois der königlichen Gesellschaft Nachricht davon gab.

Es giebt noch andere Arten von Mißgeburten, an welchen Theile zu viel sind, deren Ungestalltheit aber, so auffallend sie auch seyn mag, doch die Aufmerksamkeit des Naturforschers nicht so sehr zu beschäftigen scheint. Ein Auswuchs, ein Glied zu viel, fällt nicht so sehr auf, als ein doppelter Körper. Unterdessen ist es eben so schwer zu erklären, auf welche Weise ein überflüßiges Glied gebildet werde. Und es scheint keine leichte Sache zu seyn, von verschiedenen fremden Körpern, welche oft an gewissen Theilen anhängen, einen hinreichenden Grund anzugeben. Ich werde auch hiervon einige Beyspiele anführen.

Im Jahre 1742 sahe man zu Neapel einen wohl-

wohlgestalteten Menschen. Doch hatte er an der Gegend über dem Nabel einen vollkommen gebildeten Hinterbacken eines Knabens, welcher unter dem Brustbeine anfieng. Dieser Mensch ist nicht der einzige, bey dem man eine ähnliche Ungestaltheit bemerkt hat. Im Jahre 1764 wurde zu Ondervilliers in der Schweiz ein ähnlich gebildetes Kind gebohren, allein ein geschickter Wundarzt wußte die überflüßigen Theile durchs Unterbinden wegzubringen.

Gomeli erzählt einen andern noch weit sonderbarern Fall, als die beyden vorhergehenden waren. Er versichert zu Bacaim in Indostan einen Heyden gesehen zu haben, aus dessen Nabel ein Kind mit allen seinen Theilen, den Kopf ausgenommen, welcher in dem Körper stack, herausgewachsen war. Dieses Kind hatte natürlichen Stuhlgang, und wenn man dem einen oder dem andern einen Schmerz verursachte, so fühlten sie ihn alle beyde.

Im Jahre 1775 wurde in Spanien ein Kind mit einem doppelten Munde gebohren; man bemerkte über einem jeden Munde eine Nase und ein Auge; ein drittes Auge befand sich mitten an der Stirne. Am Wirbel des Kopfs war ein Auswuchs, und unten am Gesichte ein dreyfaches Kinn befindlich; auch konnte es mit jedem Munde saugen. Die Aeltern dieses Mädchens führten es von Stadt zu Stadt, und es lebte noch im Erndemonat des nämlichen Jahres. (Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer

Rathgeber.

Zwey und fünfzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 24ten December 1796.

Fortsetzung der Bemerkungen über die Viehseuche.

Die Erfahrung zeiget, daß einige Stücke unter einem angesteckten Viehstand länger gesund, und zuweilen unangesteckt bleiben, und dies beweißt eine mehr oder wenigere Geneigtheit des Viehkörpers zur Aufnahme des Miasma. Diese Empfänglichkeit hängt allerdings von dem Gesundheitszustand des Viehkörpers ab, ein gesunder Viehkörper wird die ansteckenden Giftheilchen schwerer aufnehmen, und sich auch bemühen, die aufgenommenen alsobald, ehe sie sich noch mit den Säften des Körpers haben vereinigen können, wieder auszustoßen, je ungesunder aber ein Stück Vieh ist, desto leichter kann das Gift der Seuche in seinem Körper haften. Eine gehörige heilsame gesunde Viehzucht ist wirklich das beßte Vorbauungsmittel gegen die Viehseuche; ein besser behandelter und gewarteter Viehstand wird nicht so leicht an-

gesteckt werden, und wird auch die Seuche besser aushalten. Diese sichere Erfahrung und Beobachtung verbindet die Obrigkeit eines Landes auf die Viehzucht ein wachsames Auge zu haben, und wo sie Fehler in derselben bemerken, sich alle Mühe zu geben, ihnen abzuhelfen. Leider! ist in den meisten Staaten die Viehzucht allein und blindlings der Willkühr der Landleute überlassen, und oft macht Gewinnsucht, Geiz, Eigensinn, oder blinde Anhänglichkeit an alte eingewurzelte Vorurtheile, daß auch die beßten Verwahrungsmittel gegen das Eindringen der Viehseuche ohne Erfolg angewendet werden. Es ist unmöglich hier alle Erfordernisse einer gesunden Viehzucht anzuführen, und es wird genug seyn, blos einige allgemeine Regeln anzugeben.

Da durch die vielfältig zu verspürende Nachlässigkeit in Fütterung, Tränkung und Wartung des Viehes, zumal bey nasser Witterung, meist die Anlage zu denen bösartigen und ansteckenden Viehkrankheiten gelegt wird, so ist dahin zu sehen, daß das Vieh kein anderes als gutes, reines und keineswegs verschlammtes oder dumpfigtes Futter bekomme, auch demselben das von Mehlthau oder Raupengeschmeiße verderbte Kraut- oder Rübenfutter nicht gegeben, sondern solches so viel möglich von dem guten abgesondert werde.

Sollte bey der Stallfütterung in einer oder der

andern

andern Gegend, etwa nach erfolgter Ueberschwemmung, unverschlämmtes Heu und Grummet eine Zeit lang gänzlich ermangeln, auch solcher Mangel durch künstliche Wiesen, Futterkräuter, Futterrüben, nicht zu ersetzen seyn, so kann zwar im Nothfall das an sich schlechte Futter dem Viehe gereichet werden, jedoch ist solches, so viel nur immer geschehen kann, vorhero sorgfältig zu reinigen, und auf jedes Futter etwas Salz zu streuen, oder dasselbe mit Salzwasser zu befeuchten.

Zur Tränkung ist immer das reinste und beßte Wasser zu nehmen, auch solches dem Viehe, zumal bey der Stallfütterung öfters zu reichen. Ueberhaupt soll man im Winter das Vieh noch öfter mit reinem Wasser tränken als im Sommer.

Vor Aufgang der Sonne, ingleichem bey nebelichtem Wetter und Luft, ferner bey sichtbaren Sonnenfinsternissen, oder wenn schädliche Mehlthaue gefallen, oder bey kaltem Wetter, es anhaltend und stark regnet, ist das Vieh nicht auf die Weide zu bringen, noch auszutreiben, sondern entweder selbiges an dergleichen Tagen gar in denen Ställen zu behalten, oder doch aus selbigen eher nicht, als bis die Weiden von dem gefallenen Thaue und Feuchtigkeiten wieder getrocknet und die nebelichten Dünste völlig vertrieben sind, zulassen.

Hiernächst ist das Vieh nie nüchtern auszutreiben, sondern ihm zuvor etwas trockenes Heu oder

Grummet zu geben, oder, wenn es thunlich, ein laulichtes Getränk von Kleyen, oder von Roggen-, Hafer- oder Gerstenschrot, worin eine Hand voll Salz aufgelöst worden, auch das Maul und die Brust öfters mit Theer zu bestreichen; endlich noch Zunge und Maul mit Eßig, Salz und Raute vor dem Füttern zu reinigen.

Es giebt Hirten die ihre Heerden im Frühjahr sehr frühzeitig, und selbst wenn kaum einige Plätze von Schnee frey sind, austreiben, dies ist nicht allein unnütz, denn das Vieh kommt hungriger von der Weide zurück, als es hinging, sondern auch der Gesundheit des Viehes oft schädlich, es fällt in der rauhen Witterung ab, und bekommt von dem noch allzujungen Gras einen starken entkräftenden Durchfall. Man sollte also dem Hirten das Austreiben des Viehes nicht eher erlauben, als bis das Gras mehr herangewachsen, nnd das Vieh hinreichende und gesunde Nahrung findet.

Weiden die sehr entfernt liegen, sollten lieber, zumal wenn sie klein oder mager sind, ganz aufgehoben und in Wiesen oder Ackerland verwandelt werden. Nasse niedrige Weiden sind dem Viehstand sehr schädlich, das Vieh muß den am Gras hängenden Schlamm einfressen, und wird obendrein durch das tiefe Eintreten mit den Füßen, und der mühsamen Wiederherausziehung derselben sehr entkräftet. Dergleichen Weiden sollten nur

bey sehr trockener Witterung betrieben werden, oder die Landesherrschaft müßte sie durch hinlängliche Abzugsgruben in trockene verwandeln. Auch wäre es gut, wenn die Weiden mit Linden, Ulmen, Pappeln, u. s. w. bepflanzet würden, in deren Schatten das Vieh die heißen Mittagsstunden ausruhen könnte.

Eine vorzügliche Aufmerksamkeit verdient das Tränken des Viehes auf der Weide, das von guter Beschaffenheit seyn, und auch zu rechter Zeit geschehen muß. Am heilsamsten ist es, wenn in der Nähe der Weide ein Fließwasser ist, woraus das Vieh getränket werden kann, außerdem müssen sogenannte Viehtränken angelegt, tief eingegraben und wenigstens alle zwey Jahre aufgeräumt und von Schlam und Moder befreyet werden. Auf großen Weiden müssen in gehöriger Entfernung mehrere dergleichen Viehtränken angelegt werden, denn es ist dem Vieh schädlich, wenn es durch das weite Treiben zur Tränke erhitzt und durstig gemacht wird. Den Hirten muß auf das strengste verboten werden, die Heerde nicht aus stehenden Wassern oder moräßigen Sümpfen saufen zu lassen; faules und unreines Wasser ist dem Vieh Gift, und macht es so ungesund, daß jede Ansteckung unwiderstehlich auf solches ungesundes Vieh wirkt. Bey heissem Wetter muß das Vieh mehr als einmal getränkt werden, es ist in diesem Fall nö-

thig das Vieh vor dem Heimtreiben, noch einmal zu tränken, damit es sich nicht, wenn es heimkommt übersäuft.

Die Tränktröge im Stall müssen lange zuvor mit Wasser angefüllet werden ehe das Vieh von der Weide heimkommt, denn allzufrisches Wasser schadet, und erregt leicht Entzündungen in den Eingeweiden. Das Vieh selbst säuft, wenn es die Wahl haben kann, lieber überschlagenes Wasser, z. B. aus Teichen, als ganz frisches aus den Bächen und Flüssen.

Das öftere Schwemmen und Abwaschen des Viehes ist ein hauptsächliches Vorbauungs-Mittel gegen die Viehseuche. Man könnte also die Viehtränken so anlegen, daß das Weidvieh täglich durchschwimmen müsse. Oder man muß jedes Stück Vieh täglich einmal im Kühstalle, oder auf dem Hofe den ganzen Sommer hindurch, mit einem in Wasser getauchten Strohwisch waschen: erst müsse man das Stück Vieh mit einem trockenen Strohwisch am ganzen Körper, gegen die Haare hinauf, hierauf allenthalben mit einem nassen Strohwisch auch gegen die Haare reiben, endlich müßte man die Haare mit einem recht fest gemachten Strohwisch wieder herunter und glatt streichen.

Die Ställe sind von Zeit zu Zeit zu lüften, fleißig auszumisten, zu säubern, und zuweilen unter gehöriger Vorsicht für Feuers-Gefahr, wohl auszuräuchern.

Alle Hauswirthe, Eigenthümer einigen Viehes, und diejenigen, so solches in Pacht oder sonst zu besorgen haben, als Hirten und Gesinde, sollten sowohl auf der Weyde, als auch bey der Fütterung im Stalle alle Veränderungen bey dem Fressen, Wiederkäuen und Misten des Viehes sorgfältig beobachten, und sobald sie etwas bedenkliches daran bemerken, oder ein Stück unvermuthet gefallen wäre, dasselbe ohne den geringsten Verzug denen Gerichtspersonen, und solche hinwiederum der Obrigkeit des Orts anzeigen, worauf denn das erkrankende Vieh durch erfahrne Hauswirthe, Viehärzte, und einen verpflichteten Physiker oder sonstigen Arzt auf das sorgfältigste zu besichtigen ist, auch wenn ein Stück schon gefallen, oder mehrere Stücke zu gleicher Zeit erkranket, mithin die Gefahr einer ansteckenden Krankheit zu befürchten, so müßte man eines derselben, sofort todtschlagen und solches in Gegenwart des Physici oder Medici, von dem Wasenmeister einscharren lassen.

Diese Verfahrung ist um desto nothwendiger, weil eine solche frühzeitige Anzeige und Untersuchung die Obrigkeit und die Aerzte sehr oft in den Stand setzen wird, die Quelle der nachher so unwiderstehlich verheerenden Seuche zu verstopfen. Insgemein aber wendet sich der Landmann, bey Erkrankung seines Viehes, blos allein an den Hirten, oder, wenn sie alles zu thun glaubten, an

den Wasenmeister, diese, selten oder fast nie bekannt mit der rechten Natur der Viehkrankheiten, machen es wie alle Quacksalber, wenden jenen Mischmasch von oft unwirksamen oft schädlichen Mitteln an, und finden, nach der Aufhauung des unter ihrer Behandlung insgemein fallenden Stück Viehes, nichts weiter, als was ihnen ihre Unwissenheit oder ihre Einbildung sehen läßt, z. B. Blasen an der Lungen, Brand an der Milz, Würmer im Herzen, und selten oder nie die ächte Krankheit; sie zählen die Folgen oder Verheerungen zu den Ursachen der Krankheit und ihre angebliche Entdeckung der Ursache durch das Aufhauen des gefallenen Viehes, sind Kinder einer Mutter, nämlich der unwissendsten, abergläubigsten Empirie, freylich ist es auf der andern Seite leider! wahr, daß man seither in vielen Gegenden Deutschlands, bey Besetzung der Physiker-Stellen viel zu wenig Rücksicht darauf genommen, ob die zu diesem Amt vorgeschlagene oder sich meldende Aerzte auch die gehörigen Talente besitzen, den etwaigen Mangel mit der Zeit durch Lektüre und sorgfältige Beobachtung zu ergänzen. Man nimmt mehrentheils auf die Empfehlung des Herrn Bruders, Herrn Vetters, Herrn Schwagers, oder sonstigen guten Freundes Rücksicht, mit dem festen Glauben und Zuversicht auf das Rabnersche Orakel. „Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den nöthigen

Ver-

Verstand.“ Wenn diesem Unwesen einmal abgeholfen wäre, wenn man solchen Männern die für das Beste des Staats zu arbeiten sich entschlossen, und mit den dazu gehörigen Kenntnissen ausgerüstet wären, einen ordentlichen Gehalt zulegte, dann würde ein solches Benehmen die studirenden Aerzte in der Zukunft aufmuntern, das Studium der Vieh-Krankheiten nicht zu vernachläßigen, und alsdann würde man nicht mehr nöthig haben von Obrigkeitswegen eine allgemeine Vorschrift zu entwerfen, wie die entstandene Seuche zu behandeln seye: dergleichen allgemeine Vorschriften zu einer allgemeinen Heilmethode sind vielmals, so seicht, so unbestimmt, und so elend, daß sie ihrem Verfasser zur wahren Schande gereichen, und nicht den mindesten Nutzen stiften, theils sind sie ohnehin vor jetzt nichts mehr als nothwendige Uebel, und so wenig nutzbar als allgemeine Heilungsvorschriften bey einer Epidemie unter den Menschen, wenn man nicht die nothwendigsten Cautelen, in Ansehung der Haupt-Nüancen bemerkt, alle von einer Epidemie befallenen Menschen können nicht auf einerley Art behandelt werden, es giebt der Abänderungen und Nebenzufälle so viel, die Ausnahmen von der allgemeinen Heilmethode erfordern, daß es durchaus nöthig ist, den gegenwärtigen Aerzten freye Hand zu lassen, und sie nicht wie Sklaven an eine Methode zu binden — und dies ist der nämliche

liche Fall bey Viehseuchen, und der Grund warum die Kunst bis jetzt noch selten mehrere Viehseuchen wieder herstellt, als die Natur gewißlich ohne sie auch glücklich geheilt haben würde. (Die Fortsezung folgt.)

Außerordentliche Bildungen.

Fortsezzung.

An einem Mädchen, mit Nahmen Anna Jackson, welche zu Waterford von vollkommen gesunden Aeltern gebohren war, bemerkte man eine sehr ungewöhnliche Bildung. Es zeigte sich dieselbe erst im dritten Jahre, und sie war schon beynahe vierzehn Jahre alt, als die hier mitgetheilte Erzählung öffentlich bekannt wurde. Sie konnte damals nur mit Mühe gehen, und war so klein, daß Kinder von fünf Jahren sie an Größe weit übertrafen. Sie war einfältig, redete sehr wenig, hastig und nicht ohne Beschwerde; auch konnte sie ihre Gedanken nicht gehörig zu erkennen geben. Sie hatte eine tiefe heisere Stimme, eine schöne Haut und ein angenehmes Gesicht, doch aber sehr matte Augen. Es schien über dieselben eine der Hornhaut ähnliche Haut dergestalt gewachsen zu seyn, daß sie die Farben nur mit Mühe unterscheiden konnte. Sie war beynahe ganz mit Auswüchsen bedeckt, welche sich besonders häufig an den Gelenken, aber nicht an den fleischigen Theilen äußerten. Sie hiengen wie

War-

Warzen mit der Haut zusammen, und waren auch in Ansehung der Substanz denselben sehr ähnlich, ob sie gleich härter und an ihren Enden hornartig waren. An der Spitze eines jeden Fingers und jeder Fußzehe wuchs ebenfalls eine Warze hervor, die eben so lang als die Zehe oder der Finger selbst war. Diese Auswüchse giengen nicht nach vorne zu, und waren nicht gerade, sondern stiegen zwischen dem Fleische und Nagel ein wenig in die Höhe, und bogen sich wie ein kalecuthischer Hahnesporn, dem sie auch in Ansehung der Farbe sehr ähnlich waren. Kleiner waren diese Auswüchse an den andern Gelenken der Finger und der Fußzehen. Sie fielen bisweilen ab, und wurden mit neuen ersetzt. Die ganze Haut ihrer Aerme und Füße ward sehr hart und schwielig, und wurde es von Tage zu Tage noch mehr. Die meisten von diesen Auswüchsen befanden sich an den Knieen und an den Ellenbogen, und bildeten einen runden Kreis um die Gelenke herum. An der Spitze jedes Ellenbogens waren zwey besonders merkwürdig, weil sie dem Horne eines Widders glichen: der an dem linken Arme befindliche war einen halben Zoll breit und über vier Zolle lang. Dieses Mädchen hatte auch auf dem Hinterbacken eine große Menge solcher Auswüchse, die aber durchs Sitzen ganz breit gedrückt worden waren. Unter den Achseln und auf ihren Brüsten befanden sich ebenfalls dergleichen, nur

waren sie kleiner und härter, dünner und weisser als die andern. Auch an jedem Ohre hatte sie so eine Warze Die Haut ihres Halses fieng seit kurzem an so schwielig und hornartig zu werden, wie die an Händen und Füßen befindliche. Sie aß mit gutem Appetit, schlief ruhig und fest, und bemerkte an keinem natürlichen Geschäfte ihres Körpers etwas Widernatürliches, ausgenommen, daß sie ihre monatliche Veränderung nicht bekam.

Ein Präsident des Parlements zu Dijon bekam, als er schon über sechzig Jahre alt war, nach einem langwierigen dreytägigen Fieber, welches sehr schwer zu heilen gewesen war, an den zwey letzten Wirbelbeinen des Rückens eine ungleiche, harte, sehr empfindliche, und zehn Jahre lang in dem nämlichen Zustande bleibende Gewulst, von der Größe einer Kastanie. Hierauf nahm sie binnen fünf Jahren so sehr zu, daß sie dem Hufe eines jungen Hirsches ähnlich war, sie wuchs endlich bis über die Größe eines halben Fußes, wenn man sie nicht von Zeit zu Zeit abschnitt, und jederzeit davon nur ohngefähr einen Finger hoch über der Haut stehen ließ. Denn bey einem tiefern Schnitte fieng der Schmerz an lebhaft zu werden. Diesen Fall erzählt Manogetta in einem Briefe an D. Jung.

Obgleich dergleichen Beyspiele selten sind, so trifft man sie doch bisweilen an. Im Jahre 1699

sahe

sahe man zu Paris und an mehrern andern Orten einen Franzesen, mit Namen Trouillon, welcher mitten an der Stirne ein Widderhorn hatte. Aldrovand erzählt, daß er im Jahre 1639 im Krankenhause zu Bologna ein Bauernkind angetroffen habe, so zehn Jahr alt gewesen sey, und am Kopfe ein Horn von der Länge des Zeigefingers gehabt habe. Eben daselbst befand sich auch ein junges Mädches von Bern, deren Füße, Rücken und Aerme von hornartigen Auswüchsen gleichsam rau waren. Einer von ihnen war zween Querfinger lang; einige andere waren zurückgebogen. Dieses Mädchen wurde im Jahre 1612 von Paul Lentulus geheilet. Allein sie fiel einige Zeit darauf wegen ihres übeln Verhaltens in den vorigen Zustand zurück.

Schruder, ein berühmter holländischer Wundarzt, verwahrte eine Art von Horn, welches aus dem Fuße einer Frau aus Delft gewachsen, eben so hart war, und eben die Farbe hatte, wie ein Ziegenhorn, so daß es sogar von der nämlichen Substanz zu seyn schien. Schruder hatte im Erndemonate des Jahres 1653 dieses Horn ausgeschnitten, obgleich seine Wurzel bis auf die Beinhaut gieng. Friedrich Lachmond, ein Hildesheimischer Arzt, bezeugt dieses Weib gesehen, und die Schwiele und Narbe der Wunde untersucht zu haben.

Im Jahre 1675 sahe man zu Coppenhagen eine Frau, welcher auf dem Stirnbeine zwey gekrümmte Hörner aufsassen, welche den Bockshörnern ähnlich waren.

Olivier Jacobäus erzählt in den Schriften der Coppenhagner gelehrten Gesellschaft auf das Jahr 1679 eine ähnliche Geschichte. Es lebte nämlich daselbst eine Frau von funfzig Jahren, bey der sich im linken Augenliede eine Erhabenheit von der Größe einer Erbse bildete; sie wurde immer größer und härter, und ward endlich einem schneckenförmig gewundenen Horne ähnlich. Es war nach unten gekehrt, und wurde nur durch die Muskeln der Stirne bewegt.

Der Mann, welcher in England unter dem Namen the porcupine man, das heißt, der Stachelschweinmensch, bekannt war, giebt ein noch auffallenderes Beyspiel von diesen Auswüchsen. Hier ist die Beschreibung desselben, wie sie mir Herr Ascanius, Arzt und Mitglied der königlichen Gesellschaft zu London, mitgetheilt hat.

Dieser Mensch wurde von sehr gesunden Aeltern gebohren, und man konnte bey seiner Geburt nichts entdecken, woraus man den Zustand, worinnen er sich sechs Wochen nach der Geburt zu befinden anfieng, hätte vermuthen können. In dieser angegebenen Zeit zeigten sich über seinem ganzen Körper unzählige kleine Auswüchse, welche man anfangs

fangs für eine Hautkrankheit hielt. Nach und nach entdeckte man, daß dieses hornartige Borsten wären, deren Wachsthum nichts aufzuhalten vermochte. Den Kopf, die flache Hand und die Fußsohle ausgenommen, war der ganze Körper mit solchen Borsten bedeckt, welche bey ihrer ersten Erscheinung denen Stoppeln oder sich erst auf der Haut zeigenden Federn des jungen Federviehes ähnlich waren. Sie waren sechs Linien lang und zwo oder drey Linien dick, und stacken eben so, wie bey den Igeln, senkrecht in der Haut; ihre Farbe war bläulich, und gegen das Licht gehalten, schienen sie durchsichtig zu seyn. Wenn man die Haut faltete, und die Borsten wasserrecht lagen, so erschien sie an dieser Stelle weiß; an allen andern Theilen des Körpers hingegen war sie schwarz. Wenn dieser Mensch angekleidet war, und Handschu anhatte, so war nichts an ihm zu bemerken. Er hatte ein schwarzes Haupthaar, und einen schwarzen Bart, eine gute und einnehmende Bildung. Merkwürdig war es, daß diese Borsten allezeit im Herbst ausfielen, und aufs neue wuchsen, und man konnte behaupten, daß dieser Mann in Ansehung dieser Haare und des Mauserns eine Aehnlichkeit mit andern Thieren hatte. Diejenige Stelle, wo er einstmals ein Stück Fleisch verloren hatte, blieb kahl, und wurde nie wieder mit solchen Borsten bedeckt. In einem Alter von zwanzig Jahren wurde er von den

zusam-

zusammenfließenden Kinderblattern befallen, bey welcher Gelegenheit sich sein ganzer Körper in kurzer Zeit härete, allein nach überstandener Krankheit kamen die Borsten wieder zum Vorschein. Man brauchte zweymal ohne Erfolg eine ordentliche Quecksilbercur bis zu einem völligen Speichelflusse; hierdurch wurde man abgeschreckt, ihm ferner Arzneymittel zu geben. Dieser Mann verheyrathete sich, und zeugte sechs Kinder beyderley Geschlechts, welche alle aber so, wie der Vater, mit hornartigen Auswüchsen bedeckt waren. Bey der öffentlichen Bekanntmachung dieser Begebenheit lebte nur noch ein Knabe von dieser Familie.

Diesen gedachten Beobachtungen von Mißgeburten mit überflüßigen Theilen will ich noch zwo andere Erzählungen beyfügen, wo die Körper zwar weniger ungestaltet, aber in Absicht auf die überflüßigen Theile, sowohl an den Händen als an den Brüsten, gewisser Personen eben so merkwürdig als die vorhergehenden waren.

Der General de Godeheu schrieb im Jahre 1751 an Reaumur, daß in Malta ein Mensch mit sechs Fingern an jeder Hand lebe, dessen ältester Sohn ebenfalls sechs Finger an jeder Hand hätte, und in seiner Ehe drey Kinder gezeugt habe, wovon zwey dem Vater in dieser widernatürlichen Bildung ähnlich wären.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medizinischer

Rathgeber.

Drey und fünfzigstes Stück.

Frankfurt am Mayn, den 31ten December 1796.

Fortsetzung der Bemerkungen über die Viehseuche.

Um den Ausbruch dieser Krankheit zeitlich wahrnehmen zu können, wird besonders erfordert, daß fast Jedermann, der auf irgend eine Art mit dem Vieh umgeht, die Zufälle genau kenne und wisse, welche die Viehseuche charakterisiren. Die Geschichte der Pocken ist ein Bild von der Geschichte der Viehseuchen, jede Pockenepidemie hat Zufälle, die eine andere wieder nicht hat, auch sind die Zufälle bey einzelnen Pockenkranken, nach jeder Leibesbeschaffenheit, Lebensart u. s. w. verschieden, so hat nun auch jede Viehseuche, Zufälle, die eine andere nicht hat, und jedes kranke Stück Vieh hat einige Zufälle mehr oder weniger als ein anderes; allein doch haben die Pocken ihre eigenthümlichen sie von jeder andern Seuche Unterscheidenden Merkmale oder Zufälle und eben solche unterscheidende Kennzeichen finden gewiß auch bey der Viehseuche statt.

Folgende Zufälle kann man als solche ansehen. Milchendes Vieh fängt an weniger Milch zu geben, das Vieh überhaupt wird träge und traurig, es läßt nach im Fressen, es hört auf widerzukäuen, es zeigt sich ein Husten, welcher, wie die Krankheit zunimmt, stärker wird; es säuft nur durch die Zähne; das Niederschlingen wird ihm beschwerlich, es schaudert nach zwey- bis dreymaligem Niederschlingen der Getränke, tritt zurück vom Fressen und Saufen, es bekommt einen stinkenden Durchfall, die Haare stehen empor, das Stück Vieh sieht rauh aus, so wie ihm das Schlingen beschwerlich wird, fangen auch die Augen an roth zu werden, und zu laufen, welches sich mit dem Fortgang der Krankheit vermehret, die Nase fängt an zu fliesen, und es geht ihm häufiger Schleim ab.

Was das Gemälde der ganzen Krankheit betrift, so ist es im allgemeinen folgendes. Das Vieh bezeigt sich stiller und langsamer in allen seinen Bewegungen, wobey genaue Beobachter auch ein unerwartetes Schaudern oder Zittern bemerken. Mit dem Fressen geht es auch langsamer, das Vieh beißt nicht so natürlich frisch an, setzet auch wohl öfters ab, bey manchem Vieh ist alsdann auch das Athemholen nicht so frey, und die Nasenlöcher erweitern sich widernatürlich, zum Zeichen, daß die Lunge mitleide. Je näher es dem dritten Tage kommt, wird das natürliche Wiederkauen langsamer, das

Reken

Reken, Ausdehnen und Leken ist wie abgekürzt, und höret wohl gar auf, sammt dem Kratzen oder Schaben mit den Klauen, und reibet es sich nicht mehr so an den Bäumen und Gebäuden wie vorher; das Brummen oder Blecken wird auch schwächer, kürzer, bleibt auch wohl gar aus, als ein Zeichen, daß das Vieh innerlich etwas erleidet, wodurch dieser natürliche Ton etwas zurück gehalten wird. Man bemerkt auch, je näher es dem dritten Tage kommt, das fieberhafte Schaudern und Zittern noch deutlicher, so bey einigen Stücken sich noch mehr zeiget, indem man die Haare auf dem Fell steigen siehet, als wenn es rauch würde, worauf die Hitze erfolgt, so gleich wohl bey denen nur im Rachen stärker bemerkt wird, bey welchen die Lunge zugleich entzündet ist. Vielfältig beobachtet man alsdenn auch, wie das Fell sich überall fester anschließt, und das Athemhohlen schwerer macht, wobey die Vorder- und Hinterfüßen mit ungleichen Tritten auf der Erde auch fest zusammen kommen: alsdann muß vom Rückgrad das Fell mit Gewalt aufgelichtet oder aufgezogen werden, damit der Athem freyer gemacht werde. Die Mistung zeiget sich auch in einer widernatürlichen Mischung, und die Milch fängt an merklich abzunehmen. Eben so verändern sich auch, je näher dem dritten Tage, bey den meisten immer mehr die Augen, sie werden trübe und thränen, bey andern werden sie roth,

mehr erhitzt, glänzend, mit einem wilden Bezeigen, die Zunge wird schlapp, weiß und erhitzt. Auf vorgedachte Zufälle erfolgen nun diejenigen, welche schneller fortgehen und mehr in die Augen fallen, nämlich das noch mehrere oder wenigere muntere Wesen fällt bey dem Viehe ganz weg, es stehet als vor dem Kopf geschlagen, läßt die Ohren hängen, einige scheinen noch etwas zu fressen sie beissen aber nur an, ohne wirklich zu fressen, oder wiederzukäuen, und beschmutzen vielmehr die Weide mit Geifer, endlich läßt das Fressen sammt der Milch gänzlich nach. Genaue Beobachter fanden bey dieser zweyten Periode, welche von Anfang gerechnet, den dritten Tag eintrift, ein sehr deutliches Schaudern, wobey die Hörner und die Ohren kalt anzufühlen, darauf erfolget starke und zunehmende Hitze, bey welcher die Hörner und Ohren warm werden: das Vieh bezeigt Begierde zu saufen, lässet aber eher oder später ab, nachdem die innere Entzündung stärker wird, und das natürliche Gefühl oder die Reitzbarkeit unempfindlich geworden ist. Die Hitze im Rachen nimmt täglich zu, der ausartige Geruch aus selbigem wird bey einigen merklich; bey vielen treibt der Leib hierbey auf; bey vielen werden die Augen röther, bey andern wiederum nicht; bey vielen triefen sie, bey andern nicht; bey allen aber werden sie nie eingefallen; andern läuft ein Schleim durch die Nase und Maul, und wenn dieser Ablauf

nicht

nicht täglich aasmäsiger stinkt, so ist solches oftmals ein gutes Zeichen. Viele knirschen mit den Zähnen, diese werden auch wohl wakelnd, in der Folge wird das Athemholen ängstlicher, kürzer und das Stöhnen wird stärker. Bey denen, wo die Lungen mitleiden, findet sich ein stärkerer mehr trokener Husten; wo die Haut mehr angespannt bleibt, ist auch das Stöhnen stärker; wo das Fell weniger angespannt, findet sich auch gegen den fünften Tag vom Anfang an zu rechnen, wohl ein Ausschlag, Geschwür oder Beulen, welches, wenn anders jedem gehörig begegnet wird, zur Rettung dienen kann; dahingegen ist es kein Zeichen, wenn man mit der Hand die entgegen streicht, und ein bösartiger Geruch, welches bey strenger Kälte stärker zu bemerken ist, empfunden wird. Wird nun die Krankheit gefährlicher, so ändert sich die Mistung zusehends; einige werden bey aufgetriebenem Leibe, und fallenden Winden ganz verstopft, andere misten dünn, schleimicht, wässericht, mit, auch ohne Blut; oft spritzt die Mistung weit mit den Winden weg, bald bräunlicht, bald geblich, bald schwärzlich, je nachdem der Brand überhand genommen, und sodann verursacht es den stärksten und mehr ansteckenden Aasgestank, wobey das Vieh nur wenige Tage kranket. Bey den letztern und schlimmsten Zufällen nimmt das Stöhnen überhand, das Vieh legt sich, stehet auch wieder

auf, will nichts mehr zu sich nehmen, und einige, so lang gekranket, sterben so kraftlos weg, andere strecken Hals und Kopf von sich, haben keine Kraft zum aufstehen, erleiden Bauchschläge und Zuckungen, schlagen mit den Pfoten an den Bauch und crepiren. Einigen wird es aber schwerer; sie stehen mit schneller Kraft auf, bezeigen sich wild und rasend, laufen herum, stossen mit den Hörnern in die Erde, strecken die Zunge aus dem Rachen, und krepiren unter Convulsionen. Vorgedachte Zufälle bemerkt man aber nicht bey allem und jedem Vieh. Es kommen derer viele, oder weniger vor nachdem das Vieh fett oder mager, oder vor der Seuche schon krank gewesen, nach Verschidenheit der Jahres-Zeit und nachdem die Witterung leichter, reiner, trockner, wärmer, nässer oder kälter gewesen, verändern sich auch die Kennzeichen, und äussern sich deren entweder mehr oder weniger; durch die veränderten und ungleichen Zufälle aber muß man sich nicht irre machen lassen, noch aus der Ursache, weil nicht alle erwähnte Zufälle sich beysammen finden, glauben, als ob die Krankheit keineswegs die Seuche sey.

Bey der Oefnung des verreckten Viehes findet man mehrentheils Entzündungen in allen innerlichen Theilen, im Wamst oder ersten Magen ausserordentlich vieles Futter, ungeachtet das Thier in einigen Tagen nicht gefressen hat, auch die inwendige

dige Haut dieſes Magens mürbe oder los, der zweyte Magen auch ſehr mürbe und roth, im dritten Magen ebenfalls trockenes Futter, der vierte Magen entzündet und auch bis in den Brand übergegangen, ſonſt aber roth und braun, im Darm-Kanal breite und häufige Spuren der Entzündung, die Gallenblaſe iſt von auſſerordentlicher Größe und mit einer verdorbenen Galle angefüllt, die Lungen ſelten ohne Fehler, im Kopf Spuren einer Entzündung, zwiſchen der Haut und dem Fleiſch bey einigen Thieren kleine Eiterbäulen, wie eine Art von Pocken, und bey einigen im After ſchwarzes brandigtes Blut.

Faſt alle die Viehſeuche betreffende Patente und Verordnungen befehlen, daß die Milch vom kranken Vieh nicht verkauft oder ſelbſt genoſſen, ſondern alsbald in die Erde geſchüttet werde, und von dem erkrankten Viehe keine wieder gebraucht werden ſolle; es ſeye denn ſelbige von dazu verordneten Perſonen vorher beſichtiget und wieder vor gut und geſund erkannt worden. Da aber die Erfahrung bey Menſchen lehret, daß es viele kranke Mütter giebt, die ihre Kinder ohne Nachtheil fortgeſäugt haben, und weil die Milch mehr ein Saft der genoſſenen Nahrung, als eine thieriſche Feuchtigkeit iſt, und der Verdacht der anſteckenden Kraft doch mehr auf dieſe als auf den Nahrungsſaft, womit die Milch ſo nahe verwandt iſt, fallen muß,

auch selbst wegen der Neigung der Milch zu einer sauern Gährung: so dürfte diese Regel wohl noch Einschränkung leiden. Doch ist Vorsichtigkeit in diesem Stücke keineswegs zu tadeln. Bey schon allgemein verbreiteter Seuche kann allerdings der Genuß und Verkauf der Milch von noch nicht erkranktem Vieh erlaubt werden, doch aber muß der öffentliche Milchverkauf allen denen verboten werden, unter deren Viehstand die Seuche wirklich wüthet. Was von der Milch gilt, gilt auch vom Rahm. Es ist natürlich, daß Butter und Käße von ungesunder Milch auch einen großen Verdacht der Ungesundheit gegen sich haben; doch findet man keine Beyspiele, wo aus Milch von an der Viehseuche erkrankten Thieren, zubereitete Butter oder Käße schädlich gewesen wäre. Die Bereitung der Butter und der Käße an Orten selbst, wo die Viehseuche eingerissen, wird sich zwar wegen Mangel an Milch ohnehin erschweren, doch ist es gut, daß man da, wo eine Viehseuche wüthet, das Butter- und Käßemachen bis nach Aufhörung der Seuche, aus Vorsorge hinreichenden Vorrath von Milch zu behalten, untersagte.

Kann das Fleisch des krepirten Viehes wohl ohne Schaden genossen werden? Camper sagt, daß der Genuß des Fleisches von dem an der Seuche krepirten Viehe dem Menschen noch niemals geschadet habe, denn in Holland verkauften und verschenkten

schenkten die Landleute das an der Seuche verreckte Rindvieh an die Armen, und Camper weiß nicht, daß jemals etwas nachtheiliges daraus entstanden wäre. Ein wichtiges Zeugniß, dem aber doch andere widersprechen: so erzählt Zückert ein Beyspiel, wo ein Fuhrmann einen mit den ersten Zeichen der Viehseuche behafteten Ochsen einkaufte, ihn schlachtete und einpöckelte; kaum hatte er aber vor drey Tagen von diesem Fleisch genossen, so bekam er ein Pestilenzial-Fieber und starb, und ihm folgten noch fünf andere Hausgenossen, welche von dem nämlichen Fleische gegessen hatten. Die Erfahrungen, daß Fleisch von an der Seuche kranken Vieh ohne Schaden genossen worden, beweißen nur, daß es verschiedene Grade des angesteckten Fleisches giebt, und daß also nicht alles schädlich ist. Frank sagt, daß man in Rücksicht des Verbotes kein Fleisch kranker Thiere zu genießen, um der in dergleichen Fällen unter dem Landvolk einreißenden Hungersnoth vorzubeugen, und um den Landmann nicht ganz um den Werth seines Viehstandes zu bringen, wenn anders die Krankheit nicht von der schlimmsten Art und bereits durch einige unglückliche Versuche bekannt geworden ist, daß mehrere Behutsamkeit nöthig sey, etwas nachgiebiger seyn könne. Er ist zwar mit Ludwig der Meynung, daß solche Erlaubniß nie auf öffentliche Fleischbänke und auf den allgemeinen Verkauf ausgedehnt wer-

den

den sollte, doch räth er anfänglich bey einer Seuche wenn einzelne Haushaltungen ein halb verdächtiges Stück Vieh in Zeiten für sich, und ohne weitern Verkauf schlachten, etwas nachgiebig und damit zufrieden zu seyn, daß jedesmal das kranke Thier besichtiget, die davon genießen aufgezeichnet und gewarnet werden, bey der geringsten übeln Wirkung die Anzeige machen, wo dann die Obrigkeit durch einen erfahrnen Arzt den übeln Folgen vorbeugen lassen könnte. Ueberhaupt scheint es, als dürfe ein krankes Stück Vieh, bey dessen Anschauen weiter keine innerliche Zeichen der Seuche bemerkt werden können, als das angehäufte Futter in dem Magen, zumal ohne Zeichen des Brandes an den Häuten der Mägen und ohne eine angefüllte Gallenblase, noch genossen werden: doch müßten alle Eingeweide oder Kaldaunen weggeworfen und blos das Fleisch verspeiset werden; sitzen aber zwischen der Haut und Fleisch Blattern oder Beulen, sind die Lungen entzündet, hat das Fleisch große blaue oder mißfarbige Flecken oder Striemen, und giebt das gefallene Vieh vor dem Anschauen einen häßlichen Gestank von sich, so darf die Obrigkeit in keinem Fall den Genuß eines solchen Fleisches erlauben.

Ob Fleisch vom kranken Vieh eingepöckelt, geräuchert, ohne Schaden genossen und ohne Gefahr die Seuche fortzupflanzen, verschickt oder lang auf-

aufbewahr werden dürfe? das Einpöckeln und das Räuchern hat keine andere Wirkung auf das Fleisch; als daß es dasselbe länger vor der Fäulniß bewahret, beides macht krankes schädliches Fleisch nie gesund, und Fleisch das nicht frisch ohne Schaden genossen werden darf, und kann, wird durch das Einpöckeln nicht gesunder und unschädlicher, und weil das Pöckeln und das Räuchern selbst dem ungesunden Fleisch, einen Anschein von Gesundheit und Unschädlichkeit giebt, und gewinnsüchtige Personen, Ochsenhändler und Schlächter sich gern von dem Eigennutz verführen lassen, das Verdorbenste und ungesundeste Fleisch einzusalzen, und für gesunde Waare zu verkaufen, so verdient diese Gefahr der öffentlichen Gesundheit gewiß alle Wachsamkeit der Polizey. Alle Einfuhr des geräucherten oder eingesalzenen Fleisches aus Gegenden, wo vor Kurzem oder noch die Viehseuche herrschte, muß bey großer harter Strafe verboten werden. An den Oertern, wo die Viehseuche selbst wüthet, auch die mögliche Wachsamkeit und Strenge angewandt werden, daß kein anderes Fleisch eingesalzen oder geräuchert worden, als solches, das von dem Physicus oder den Fleischbeschauern für ganz gesund erklärt und beschriniget worden ist, und dieses um desto mehr, da das eingepöckelte Fleisch von kranken Vieh, die Seuche weiter verbreiten kann, denn man ist noch nicht im Stande genau zu bestimmen,

hinnen

binnen welcher Zeit die ansteckende Kraft eines solchen Fleisches aufhört oder erstirbt. Bey geräuchertem Fleisch möchte die Furcht vor Schaden und vor der Ansteckung nicht so lange gegründet bleiben als bey eingepöckelten, weil die ansteckenden giftigen Theilchen in der Luft leichter verdunsten.

(Die Fortsezung folgt.)

Außerordentliche Bildungen.

Fortsezzung.

Diese sonderbare Fortpflanzung würde nach der Bemerkung des Erzählers dieser Beobachtung in den Schriften der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften das System der ursprünglich mißgestalteten Keime bestätigen. Allein die Gesellschaft bemerkte in dem nämlichen Jahre ein Kind mit sechs Fingern an Händen und Füßen, ohngeachtet seine beyden Aeltern nur fünfe hatten. Der überflüßige Finger an der linken Hand schien sich vollkommin frey bewegen zu können, welches der an der rechten Hand befindliche nicht konnte. Es ist gewiß, daß diese überflüßigen Theile regelmäßig gebildet sind, da hingegen die mißgestalteten Theile gewöhnlicher Weise bloß mit einem fettigen Wesen angefüllt sind, ohne etwas von den ihnen zugehörigen organischen Theilen zu besitzen.

Herr

Herr de Mairan hat in einer sehr unterhaltenden Schrift alles, was sich über diese sonderbare Erscheinung sagen läßt, gesammelt, und ich kann nichts bessers thun, als den Leser auf jene vortrefliche Schrift verweisen, weil ich mich hier blos auf Thatsachen einschränken will. Von folgendem Falle habe ich viele Beyspiele zu bemerken Gelegenheit gehabt.

La Joir, ein Pfarrer zu Bourges in Berry, hatte einen doppelten Daumen an einer Hand, ohne daß jemand in seiner Familie eben so fehlerhaft gebildet war. Seit undenklichen Zeiten hat man in Nieder-Anjou an mehrern Orten viele Familien mit sechs Fingern gekannt, und diese Abweichung von der natürlichen Bildung dauert, ohngeachtet der ehelichen Verbindung mit Familien, bey welchen man diese fehlerhafte Bildung nicht antrift, fort.

Die überflüßigen Finger wachsen allezeit neben den Daumen hervor, und ihr erstes Glied, welches auf dem fünften Knochen der Handwurzel (os trapezium) sitzt, und mit dem Knochen der Mittelhand fortläuft, hängt seiner ganzen Länge nach mit dem ersten Gliede des Daumens durch eine und eben dieselbe Haut zusammen. Bisweilen laufen die beyden andern Gelenke auch in der nämlichen Richtung an einander fort, und bilden auf diese Weise einen doppelten Daum, welcher an seinem Ende gespalten ist, und zween Nägel hat. In

andern

andern Fällen scheidet sich dieser sechste Finger beym zweyten Gelenke von dem Daumen, und zwar bald an seiner äußern Seite, bald an seiner entgegengesetzten, das heißt, in dem Zwischenraume zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger. Es mögen nun Vater oder Mutter diese Abweichung von der natürlichen Bildung auf die Kinder fortgepflanzet haben, so sind doch die Kinder beiderley Geschlechts derselben unterworfen. Sie haben nicht allezeit doppelte Daumen, sondern oft auch ungestaltete, sie sind entweder um ein Drittel länger, als im natürlichen Zustande, oder breit gedrückt, und die lezten Glieder hängen mit sehr schlaffen Gelenken zusammen, und sind gegen das Ende des Zeigefingers so gebogen, daß sie beynahe zusammenstoßen. Unterdessen verhindert diese widernatürliche Bildung solche Leute nicht an ihren gewöhnlichen Arbeiten.

Bisweilen heyrathen sich ein Paar Leute, welche beyde sechs Finger haben, ohne daß eins von ihren Kindern ihnen in dieser Mißbildung ähnlich wird. Allein diese letztern zeigen oft wieder Kinder bey denen dieser Fehler in einem noch höhern Grade von neuem erscheint. Man erstaunt bisweilen in einigen Familien, wo man gar keine Muthmaßung von dieser fehlerhaften Bildung hat, Kinder mit sechs Fingern an beyden Seiten gebohren zu sehen. Ja bisweilen hat man sogar sieben Finger an einer

Hand

Hand bemerkt, und es finden sich bey genauer Untersuchung gemeiniglich einige Vorfahren, bey denen dieser Fehler angetroffen wurde. Hier zu Lande ist es sehr gewöhnlich, gleich bey der Geburt den sechsten Finger abschneiden zu lassen.

Scaliger behauptete, daß die Mütter niemals mehr Brüste hätten, als sie Kinder bekämen. Gewöhnlicher Weise haben die Weiber deren nur zwo, obgleich viele von ihnen mit mehrern Kindern niederkommen. Ueber dies ist diese Anzahl der Brüste nicht so bestimmt, daß sich hierinne nie eine Ausnahme finden sollte. Olaus Borrichius bezeugt, daß er zu Coppenhagen eine Frau gesehen habe, welche drey wohlgestaltete mit Warzen versehene Brüste hatte, davon zwo auf der linken Seite lagen; diejenige, welche sich unter der natürlichen Brust befand, war etwas kleiner, allein nach Verhältniß eben so voll, als die andern. Sie säugte ihr Kind an diesen drey Brüsten ohne Unterschied.

Im Jahre 1671 befand sich zu Rom eine Frau, welche vier Brüste hatte, die sich bey ihrer Schwangerschaft alle mit Milch anfüllten. Barcholin versichert, eine Frau gesehen zu haben, welche eine dritte Brust auf dem Rücken hatte.

Borelli redet von einer Frau, Namens Rachel Rey, welche ebenfalls drey Brüste hatte: zwo davon hatten eine natürliche Lage, die dritte hingegen befand sich unter der linken, und gab, wie

die

die beyden andern, Milch, jedoch in geringerer Menge.

Eben diese Abweichung von der Natur hat man in Ansehung der Brustwarzen bemerkt. So führt Borelli ein Beyspiel von einer Frau, Namens Glaise, an, welche zwo sehr nahe an einander liegende Warzen an einer Brust hatte. Eine ähnliche Beobachtung hat Hollier aufgezeichnet, welcher im Jahre 1667 zu Amsterdam eine Frau sahe, bey welcher man das nämliche auf der rechten Brust fand. Eine dieser Warzen stand am gewöhnlichen Orte, die andere hingegen einer Hand breit tiefer, nach der Achsel zu: diese gab mehrere Milch. (Die Fortsetzung folgt.)

Nachricht.

Das Wochenblatt wird auch im zukünftigen Jahre fortgesetzt. Preiß und Spedition bleiben die nämlichen.

Königliche Staatsbibliothek München

Register
über den
medicinischen Rathgeber
vom
Dritten Jahrgang.

A.

	Seite
Aesculap; sein Tempel.	566
Alter (menschliches).	49
Alter (hohes) der Patriarchen.	132
Allessandro's medicinische Vernunftlehre.	401
Ausleerungen (ungewöhnliche).	641
Arabien; dessen medicinischer Zustand.	764
Arzneyen; Kennzeichen ihrer Güte und Aechtheit.	804

B.

Bemerkungen über Brückners Aufsatz von den gedrehten Füßen.	81
— — (allgemeine) über die Medicin.	385
Bildungen (außerordentliche).	782

C.

China; medicinischer Zustand dieses Reichs.	633
Chirurgie; ob sie älter als die Medicin.	20

D.

Damen-Toilette (medicinische).	37
Deho über die herrschende Hornviehseuche.	433
Drüsengeschwülste (venerische).	305

E.

Egypten; dessen medicinischer Zustand.	686
Eisenhütleins-Extract; dessen Nutzen in Gliederreißen.	14
Erbkrankheiten.	165
Erstickung. Mittel dagegen.	61
— — Von verschluckten Sachen.	62

Seite

F.

Fasten (außerordentliche). 512
Fontanellen; ihr Nutzen. 30

G.

Geschenk für Personen beyderley Geschlechts die Zähne gesund zu erhalten. 34
Geschwulst (scrophulöse) ihre Unterscheidung von den Bubonen. 328
Gliederreißen (langwieriges). 3

H.

Hautausschläge (langwierige). 146
Heckers Magazin für die pathologische Anatomie. Erstes Heft. 404
Hermes, wer er gewesen. 29
Hundsbiß (toller) Mittel dagegen. 436

J.

Isis; wer sie gewesen. 28

K.

Kartoffeln; ihre Erfindung. 205
Kindheit; ihre Kennzeichen. 50
Kinderkrankheiten; ihre Zeichen und Ursachen. 193
Köhler. Versuch einer neuen Heilart der Trichiasis. 369
Kochkunst; ihre Erfindung. 509
Kräuterkunde; ihre Erfindung. 348
Krankheiten (außerordentliche). 687
Kutschen; ihre Erfindung. 371

L.

Ludwigs Grundriß der Naturgeschichte des Menschen. 441
Luftarten. 333
Luftpumpe; ihre Erfindung. 356

Seite

M.

Mannbarkeit; ihre Kennzeichen. 53
Medicin; ihre Geschichte. 18
Mineralwasser; ihr Nutzen. 173
Minorka; dessen Beschaffenheit. 493
Mondkälber. 143
Müller (J. B.) Entwurf der gerichtlichen Arzneywissenschaft. 253
Ejusdem. Vermischte Aufsätze. 261
Ejusdem. Anleitung den Tripper zu heilen.
Ejusdem. Abhandlung über verschiedene Krankheiten. 290
Ejusdem. Anleitung alle Arten der venerischen Krankheiten genau zu erkennen. Th. I. 529
Ejusdem. Ueber Bleykrankheiten. 609
Ejusdem. Gesundheits-Almanach. 792

N.

Nachtmenschen (die entlarvten). 34
Nervenwurm. 149

O.

Organe (reinigende). Ihre Unthätigkeit. 169

P.

Philosophie (kritische). Ueber ihren Mißbrauch in der Arzneywissenschaft. 65

R.

Rettungsmittel bey Leblosen. 45
Richters (Christian Friedrich) Beyträge zur praktischen Fieberlehre. 16
Rodschieds medicinische und chirurgische Bemerkungen. 273

S.

Sacomte neue Theorie der Geburtshülfe. 353
Sardinien; dessen medizinischer Zustand. 495

Seite

Schärfe (saure). 177
— — (ranzige). 184
Salzschärfe. 183
Schwefel; sein Nutzen. 154
Serveto (Michael) dessen Leben. 39
Sömmering, Eingeweidlehre. 418
Sprengels Handbuch der Pathologie. B. 2. 801

T.

Temperamentslehre. 231
Todte. Scheintodte. Ihre Behandlung. 241
Türkey (europäische). Ihr medicinischer Zustand. 546

U.

Ueber Schminke und ihren Gebrauch. 263
Ueberschwängerung. 135

V.

Verordnung (Churpfalzbayersche) die Hornviehseuche betreffend. 497
— — (Frankfurter) die Viehseuche betreffend. 594
Viehseuche; Bemerkungen über dieselbe. 807. 822. 834
Vogels Kranken-Examen. 785

W.

Weickards medizinisch-praktisches Handbuch. 8
Ejusdem. Entwurf einer einfachern Arzneykunst. 702
Ejusdem. Magazin der verbesserten theoretischen und practischen Arzneykunst. B. 1. St. 1. 708

Z.

Zahnen. 225
Zustand (medicinischer) von Portugall und Spanien. 449. 464

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müller, Johann Valentin, 1756-1813 [Herausgeber]

Medizinisches Repertorium über Gegenstände aus allen Fächern der Arzneywissenschaft zur Unterhaltung und Belehrung für Kundige und Unkundige
Bd.: Zweyter Band

Frankfurt am Mayn 1798

Med.g. 342-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10085739-8
VD18 80013163